Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung.

Herausgegeben und redigirt

von

Med. Dr. H. H. Beer.

Erster Band.

Wien, 1837.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Wiener Stadtbibliothek

I. N. 154139

Seinem ehemaligen hochverehrten klinischen Lehrer,

dem

Hoch- und Wohlgebornen

Herrn Herrn

Johann Nep. Edlen von Raimann,

Doctor der Arzneikunde, Ritter des russisch k. k. St. Stanislaus- und des kön. preußischen rothen Adler-Ordens dritter Classe, k. k. wirklichem Hofrath, erstem Leibarzt Sr. k. k. apost. Majestät, Mitglied der medicinischen Facultät und der k. k. medic. chir. Josephs-Akademie in Wien, Mitglied der medicinischen Facultät und der königlichen Universität zu Pesth, der patriotisch-ökonomischen Gesellschaft im Königreiche Böhmen, der philharmonischen Gesellschaft zu Laibach, der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Krain, des Athenäums zu Venedig, des Vereins für Heilkunde in Preußen, und der medicinischen Gesellschaft zu Leipzig, Ehrenmitgliede der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Dresden, und correspondirendem Mitglied der medicinischen Gesellschaft zu Berlin, im Jahre 1833 gewesener Rector Magnificus an der Wiener-Hochschule ꝛc. ꝛc.;

widmet in tiefster Ehrfurcht, unbegränzter Hochachtung und Dankbarkeit

den ersten Band dieses Jahrganges

der Herausgeber.

Inhaltsanzeige des ersten Bandes.

Nr. 1. Das Symbol der Gesundheits-Zeitung, vom Redacteur. — Beiträge zur Seelendiätetik, von Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. — Ein Wort über ärztliches Honorar, von Sincerus. — Beilage: Drink and be happy. — Lebensregeln, von Hufeland. — Miscellen.

Nr. 2. Temperance Society, von Dr. Rosenthal. — Die Tanzwuth, von Dr. Rud. M. — Selbstbekenntnisse eines Säufers. — Lebensregeln, von Hufeland.

Nr. 3. Licht- und Schattenseite des Faschings, vom Redacteur. — Das Taubstummeninstitut zu Paris, von Carus. — Weibliche Erziehung in Amerika. — Miscellen. — Lebensregeln, von Hufeland.

Nr. 4. Ueber Kahlköpfigkeit und deren Ursachen, von Dr. W. — Dr. Johnson's Proteus-Krankheit. — Hufeland und seine Leistungen im Gebiete der Diätetik. — Die Salpetrière zu Paris, von Dr. Bröder. — Miscelle. — Lebensregeln, von Hufeland. — Beilage: Beschluß von Hufeland's Leistungen im Gebiete der Diätetik. — Einfluß der Tageszeiten auf die Geburten. — Miscellen.

Nr. 5. Ton und Blick, oder: die Gefahren der stummen Beredsamkeit, von Dr. Rud. W. — Die wunderbaren Gelüste, von Sincerus. — Curiosa aus dem Gebiete der verschollenen und theilweise noch existirenden Quacksalberei, von Med. Dr. Ehrlich. — Grablegung der medicinischen Assecuranz-Gesellschaft zu Paris. — Miscelle. — Lebensregeln, von Hufeland.

Nr. 6. Die Vor- und Nachurtheile, von Dr. Anonymus Obscurus. — Zwei Fälle von verstellter Stummheit, von Dr. Büsch. — Aerztliche Praxis in Constantinopel, nach Brayer: Neuf anneés a Constantinople. — Miscelle. — Lebensregeln, von Hufeland.

Nr. 7. Zur Diätetik der Seele, von Med. Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. — Aerztliche Praxis in Paris, nach Brayer. — Lebensregeln, von Hufeland.

Nr. 8. Diätetische Controversen: Der Kaffeh, vom Redacteur. — Das Landleben der Großstädter, von Mathias Koch. — Miscellen.

Nr. 9. Reise der medicinischen Tugenden, von E. Glehn. — Volksmedicin bei den Kirgisen, vom Stabsarzte Jarotzky. — Ueber die Krankheiten der armen Classe zu Rio de Janeiro. — Gesundheit des Clima zu Guiana. — Thornhill's Bericht über ein achttägiges Fasten in einer Kohlengrube. — Lebensregeln, von Hufeland.

Nr. 10. Aphorismen über frühzeitige Verstandesbildung, von Sincerus. — Zur Statistik des Selbstmordes, von Dr. Schlegel. — Das Marine-Hospital zu London. — Miscelle.

Nr. 11. Licht- und Schattenseite des Carnevals, vom Redacteur. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei, von Med. Dr. Ehrlich (Fortsetzung). — Zur Statistik des Selbstmordes, von Dr. Schlegel (Beschluß).

Nr. 12. Gymnastik: das Reiten. — Aerztliche Praxis in Constantinopel. — Das Würth'sche Nährpulver. — Miscelle.

Nr. 13. Die Declamation. — Die Apotheker in England. — Warnendes Bulletin. — Lebensregeln, von Hufeland.

Nr. 14. Ueber die Einrichtung des Instituts der grauen Schwestern und der ihnen anvertrauten Krankenpflege. — Die Nachtblindheit, von Dr. P—c. — Nachricht von acht Leuten, die 136 Stunden lang in einer Steinkohlengrube abgesperrt waren, von Dr. Joseph Soviche.

Nr. 15. Einige Worte über orthopädische Anstalten, von Med. und Chir. Dr. Wolfstein. — Der Orang zu Paris. — Eine sehr merkwürdige Beobachtung über den Einfluß des Hirns auf den Geist des Menschen. — Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Nr. 16. Einige warnende Worte bei Gelegenheit der jetzt herrschenden Grippe, von Sincerus. — Ideen aus dem Gebiete der Diätetik, von Dr. Rud. M. — Kuhpockenimpfung. — Selbstmord des Caleb Colton.

Nr. 17. Die Gefahren bei der Wahl des Berufes, vom Redacteur. — Dr. Joseph Roques über den Kaffeh. — Miscelle.

Nr. 18. Geschichte der Grippe, ihre Richtung und ihr Vorkommen in Wien (Beschluß in der Beilage). — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei, von Dr. Ehrlich. — Literatur: Geschichte des Blinden-Unterrichts ꝛc. ꝛc., von J. W. Klein, kaiserl. königl. Rathes und Directors des kaiserl. königl. Blinden-Institutes zu Wien.

Nr. 19. Klagen eines französischen Arztes über den Verfall der ärztlichen Würde in Frankreich. — Medicinischer Aberglaube. — Ideen aus dem Gebiete der Diätetik, von Dr. Rud. M. ... — Miscelle.

Nr. 20. Beiträge zur Witterungskunde des Geistes, vom Redacteur. — Medicinischer Aberglaube. — Psychologische Räthsel. — Miscellen.

Nr. 21. Ideen über Lebensversicherungen. — Letzte Lebenstage Walter Scott's. — Miscellen.

Nr. 22. Klagen eines französischen Arztes über den Verfall der ärztlichen Würde in Frankreich. — Die ehemaligen Feldscherer. — Warnendes Bulletin.

Nr. 23. Krankheiten der Handwerker und Künstler. — Ansehen der Kuhpockenimpfung in Europa, nebst einem Beitrage zur Lebensgeschichte Jenner's, von Dr. M. Rosenthal. — Warnendes Bulletin.

Nr. 24. Hautcultur, I. Bäder. — Krankheiten der Handwerker und Künstler (Fortsetzung). Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Nr. 25. Die Kranken von Ehemals und Jetzt, von Dr. Alois Jeitteles. — Der Priester und der Arzt, von Mathias Koch. — Miscellen.

Nr. 26. Die Kranken von Ehemals und Jetzt, von Dr. Alois Jeitteles (Beschluß). — Krankheiten der Handwerker und Künstler (Fortsetzung). — Miscellen.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung.

Probeblatt.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 1.] Montag, den 2. Jänner. [1837.]

Inhalt: Das Symbol der Gesundheits-Zeitung, vom Redacteur. — Beiträge zur Seelendiätetik, vom Dr. Ernst Freiherrn v. Feuchtersleben. — Ein Wort über ärztliches Honorar, vom Sincerus. — Beilage: Drink and be happy. — Eine Macrobiotik in Merkversen, vom Hufeland. — Miscellen.

Das Symbol der Gesundheits-Zeitung,

oder:

Der Stab und die Schlange.

(Vom Redacteur.)

Große Ideen werden gewöhnlich von Denen, die ihre Tiefe nicht fassen, als Geburten einer schwärmerischkranken Phantasie belächelt. Sie stoßen auf niedrige Leidenschaften, die sich alle Mühe geben, das Gute im Keime zu ersticken. Und kann es anders kommen? Große Menschen opfern sich und all' ihr Habe für eine Idee — kleinen Seelen ist Alles gefährlich, was über die enge Sphäre des Alltäglichen hinaussieht. Das Gute muß sich daher überall, wo es den Vortheil des Einen oder des Andern zu gefährden scheint, auf einen schweren Kampf gefaßt machen — einen Kampf, dem wir in der Geschichte der Cultur auf jedem Blatte begegnen. Am meisten sehen wir ihn jedoch in Dingen führen, die allgemeines Interesse gewähren — und was geht den Menschen zunächst mehr an, als die Erhaltung seiner Gesundheit? Daher ist die Geschichte der Medicin voll von jenen Kämpfen für und wider ein System, und so oft eine neue ärztliche Ansicht Bahn zu brechen strebte — ward sie lächerlich gemacht oder boshaft angefeindet. Ja, Leidenschaft und Rechthaberei vergaßen sich so weit, einen Streit, der nur mit den Waffen der Wissenschaft und ärztlicher Erfahrung zu schlichten ist, dem nichtärztlichen Publikum zur Entscheidung vorzulegen.

Was geschieht aber, wenn Jemand, der gar nicht weiß und nicht wissen kann, worauf es eigentlich ankommt, zum Richter gewählt wird? Gesetzt

auch, er sei unbestechlich: so kann er doch nur nach Gründen entscheiden, die für ihn als solche gelten — also nicht nach wissenschaftlichen, der Kunst und Erfahrung entnommenen, die ihm unverständlich, langweilig sind, und in ihm das unbehagliche Gefühl der Unwissenheit wecken. Und so gibt er bei aller scheinbaren Unparteilichkeit dennoch Dem seine Beifallsstimme, der die Gerechtigkeit seiner Sache mit verständlichem, obwohl eitlem Wortgepränge vertheidigt. So erklärt es sich, wie eine Kunst, die bei den Alten nur Eingeweihten zugänglich war, durch den Kampf der Systeme scheinbar ein Gemeingut Aller wurde. Denn der Nichtarzt sprach zu sich selbst: „Wenn man mich zum Schiedsrichter wählt; wenn die Aerzte in ihrem Kampfe an meinen gesunden Sinn appelliren — so muß ich doch auch etwas von der Sache verstehen; sie mag nicht gar so schwer seyn, als die mysteriösen Herren vorgeben; ich muß doch auch einmal sehen, wie sich so ein medicinisches Buch lesen läßt; es würde sich auch nicht schicken, wenn ich, der Richter, nicht etwas mehr, als das Alltägliche davon wüßte." — Und er geht hin, kauft sich das geheimnißvolle Buch, und freut sich, daß eine neue Quelle der Erkenntniß ihm geworden. Nach diesem ersten Versuche wird ein zweites, drittes Büchlein gekauft, versteht sich, nur in der löblichen Absicht, sich zu belehren, und dem Richteramte gewachsen zu seyn. Das kostet freilich Geld und Zeit, — aber es lohnt sich der Mühe. Was Anfangs nur die Neugierde oder Eitelkeit befriedigte, wird eine Quelle der Ersparniß. „Wie?" heißt es dann, „ich sollte diesen Herren ihre Kunst bezahlen, und weiß doch selber so viel! Ich sollte umsonst so viele medicinische Bücher gekauft und gelesen haben? Ich will es doch auch versuchen" — „Sieh doch! Es geht!" — In der Freude seines Herzens erzählt der Glückliche seinen ersten Versuch allen seinen Freunden. Die Ungläubigen runzeln die Stirne, staunen, denken ernstlich nach: „Aber es gilt ja nur einen Versuch." — „Wohlan, er sei gewagt!" Er mißlingt. In der Noth ruft man den Arzt. Zu spät! „Die Zeit der ersten Hilfe ward versäumt." — Ein Familienvater ist das Opfer, und das Grab deckt die Stütze des häuslichen Wohlstandes. Das macht Aufsehen, erweckt Mitleiden, man frägt um den Arzt, der den Unglücklichen behandelt — wehe dem Sohne Aeskulaps, wenn sein Ruf noch nicht befestigt ist. Jeder flieht ihn, er ist brotlos. Hat ihn die Kunst verrathen? Gewiß nicht! Der Stab wird dennoch über ihn gebrochen, und unverdientes Mißtrauen ist sein Lohn. Verleumdung schüttet ihr Gift über ihn aus, man zischt hinter ihm — er wird ein Opfer der Schlange. Da hast Du, lieber Leser, die erste Deutung des Symbols. — Ich führe Dich weiter!

Ein großer Arzt nennt den schlafbringenden Mohnsaft einen Anker des Lebens in der Hand des Erfahrenen — einen Nachen des Charon in der

des Unerfahrenen *). So die ganze Heilkunde! Sie ist Dir Stütze — ein Stab — sie ist Gift — eine Schlange. Jenes zur rechten Zeit und am rechten Orte; dieses durch Mißbrauch. —

Redlich bietet die Kunst ihre Hilfe an, und verschmähet alle Schleichwege des Marktschreiers. Achte das gerade Wesen und die Aufrichtigkeit des wahren Heilkünstlers — den Stab; fürchte und fliehe die schlauen und krummen Windungen des ränkevollen Charlatans — die Schlange. —

Bedenke, daß schlaue Verführung in der Jugend — die gleißende Schlange — Dich durch überreizenden Genuß dem frühzeitigen Alter — dem Stabe — zuführt.

Nun fragst Du traurig: „Wer schützt mich also vor Verführung, vor eigenem und fremdem Betrug, vor Mißbrauch der Arznei und vor ungerechter Verkennung des schweren ärztlichen Berufes? Wer lehrt mich den richtigen vom falschen Gebrauch, die Stütze vom Gift, den aufrichtigen, redlichen Arzt vom blendenden Schimmer des Betriegers, endlich die Stimme der Natur von der Lockung süßer Verführung unterscheiden? Wie Beide erkennen, wenn sie in gleicher Gestalt dem Ungeübten sich darstellen?" Ich antworte: „Du siehst das Feuer unter der Asche trügerisch glimmen. Du kannst ohne Führer keinen Schritt weiter wagen; ohne Stab ist jeder Deiner Tritte unsicher, ja gefahrvoll. Sei auf Deiner Hut! Mißtraue Jedem, der Dir sagt: Du könnest der Kunst entbehren. Blicke hin auf das Symbol, und vergiß nicht, daß nur der Zauberstab der wahren redlichen Kunst es vermag, die Schlange zu bannen. Sieh hin, wie sie sich um den Stab des Künstlers windet — aber seine Macht, ja sein Wort bändigt sie; und nur die Klugheit und Wachsamkeit lernt er ihr ab, um Deine Schritte nur desto schärfer zu bewachen. Versuche es also ja nicht, den Stab zerbrechen zu wollen, und der Schlange Herr zu werden; Du bist ihr Opfer, ohne Hilfe der Kunst. Denn nur diese vermag es, die schlaue Bosheit zu entwaffnen.

Beiträge zur Diätetik der Seele.

Vom Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

Der Geist möchte immer Wunder thun, immer thätig seyn; aber der Körper haßt die Wunder, und gleicht den Menschen mit dem ganzen Geschlechte aus, indem er ihn mit Schlaf oder Krankheit beschwichtigt. v. Arnim.

I.

Unter dem Ausdrucke Seelendiätetik wird man sich eine Lehre von den Mitteln denken, wodurch die Gesundheit der Seele selbst bewahrt

*) Opium in manu periti sacra anchora vitae; in manu imperiti cymba Charontis. Fr. Hofmann.

wird. Diese Lehre ist die Moral, und wenn gleich zuletzt alle Bestrebungen und Erkenntnisse des Menschen sich in dem großen Ziele vereinigen, seine Sittlichkeit, die eigentliche Blüthe seines Wesens, die Bestimmung seines Daseyns zu fördern; so haben wir hier vorzugsweise jene Kraft des Geistes vor Augen, wodurch er die dem Körper drohenden Uebel abzuwehren vermag; eine Kraft, deren Existenz nie geläugnet, deren Wunder oft erzählt und bestaunt, deren Gesetze selten untersucht, deren Thätigkeit noch seltener praktisch in Anwendung gebracht zu werden pflegt. Jede Kraft aber, welche aus der Quelle des geistigen Lebens fließt, vermag der Mensch, indem er sie bildet, zu einer Kunst zu gestalten; und, wenn er es dahin gebracht hat, daß ihm das Leben selbst zur Kunst ward, warum soll es ihm die Gesundheit nicht werden können? Das ist nun die Diätetik der Seele, von der wir sprechen.

Kant hat in einer wohl durchdachten Schrift „von der Macht des Gemüthes" gehandelt, „durch den bloßen Vorsatz, krankhafter Gefühle Meister zu seyn." Wir gehen weiter; wir wollen nicht bloß Gefühle bemeistern, sondern wo möglich das Erkranken selbst. Es wäre zu viel von uns verlangt, wenn man eine abgeschlossene Doctrin über einen Gegenstand forderte, der, wie alle geistigen, ja, sagen wir lieber alle lebendigen Phänomene, so oft entschlüpft, als man sich freut, ihn gefaßt zu haben. Man soll es uns vielmehr danken, daß wir das eitle Behagen, ein System zu bauen, der Wahrscheinlichkeit opfern: man werde unsern Betrachtungen den Vorwurf das Rhapsodismus machen. Es gibt Materien, in denen man zu wenig erlangt, wenn man zu viel verlangt. Vielleicht gehört die Physiognomik in diesen Bezirk, und so wollen denn auch wir, wie Lavater mit physiognomischen Fragmenten, mit Fragmenten zu unserer Diätetik der Seele uns bescheiden. Damit es uns aber nicht ergehe, wie jener Akademie der Wissenschaften, die untersuchte, warum das Wasser sammt dem Fische darin, nicht schwerer wiege als das Wasser ohne den Fisch; aber zu untersuchen vergaß, ob dem auch so wäre, — so laßt uns beim Daß noch einen Augenblick verweilen, ehe uns das Wie in seine Labyrinthe zieht. Ist doch das Daß in allen Erscheinungen dieses Proteus, den wir Leben nennen, Dasjenige, was gerne bei uns weilt, während das Wie beständig vor uns auf der Flucht ist. Bei Jenem ist gut seyn; es lebt sich heiter und gelinde mit ihm, es ist und macht klar; Dieses aber treibt schlimme Künste, lockt und verlockt; ist mit dem Guten wie mit dem Bösen in uns im Bunde, — und mögen besonders die Forscher der Natur vor diesem dämonischen Wesen auf ihrer Hut seyn!

Wir können uns hier auf keine Erörterung über die Gründe des Erkrankens einlassen. Wir bedürfen auch einer solchen gar nicht. Uns genügt

es, zu bedenken, daß alles Erkranken entweder von Innen oder von Außen bedingt werde; entweder dadurch, daß sich ein Keim, der mit unserem individuellen Daseyn geboren wird, entwickelt, freilich nicht ohne einige Anregung von Außen, — oder dadurch, daß unser organisches Individuum im Kampfe gegen die universalen Gewalten erliegt, freilich nicht ohne Voraussetzung einer innern Empfänglichkeit. Zu den Uebeln der ersten Art gehören außer jenen, die unter dem Namen der angeerbten bekannt sind, noch gar manche Zustände, die vielleicht noch nicht überall aus diesem Gesichtspunkte sattsam gewürdigt sind, und von denen man nur zu oft nicht weiß, ob man sie Entwicklungen oder Krankheiten nennen soll. Allein die Mehrzahl unserer Leiden strömt uns aus der Außenwelt zu; und so wenden wir dahin zuerst unsere Fragen.

Wunderbar und zweifelhaft mag es Manchem scheinen, daß man der Seele eine Kraft und Herrschaft über ihr Gebiet hinaus zugestehen will; als ob die Welt, in der wir leben und weben, nichts als das Gewebe unseres Lebens sei. Und doch! was ist sie *für uns* anders? Dem Manne erscheint sie männlich, dem Kinde kindlich, dem Frohen heiter, dem umflorten Auge getrübt, und wie sie empfangen wird, so wirkt sie. Und sollten wir uns kein helles Auge anschaffen können, wie wir leider so oft alle erdenkliche Sorgfalt und allen Scharfsinn anwenden, es zu verdunkeln, zu stumpfen? Der wilde Sturm auf der Haide, der den Gefährten Lear's bis an die Haut dringt, berührt den Unglücklichen nicht, in welchem der innere Sturm des Unwillens alle äußern übertäubt. Und ein gebildeter, auf unverrückbare Ziele der Vernunft gerichteter *Wille* sollte nicht mehr, nicht eben so viel vermögen, als stürmischer Unwille? Ein brittischer Correspondent, der über den Einfluß jenes aus Nebel und Steinkohlenqualm gebildeten Klimas auf die Gesundheitszustände seiner Landsleute berichtet (**Medical rapports 1830**), fügt seiner Erzählung die Ergebnisse der Beobachtung bei. „Inzwischen bleibt es unermittelt," sagt er, „ob von jenen Krankheiten, welche dem Dunstkreise unserer Stadt beigemessen werden, nicht gar Manche den Sitten entspringen. Wie der Leib, bei allem Temperaturwechsel von Außen, seine innere Wärme wenig ändert, so gibt es eine innere Kraft des Widerstandes im menschlichen Gemüthe, die, wenn sie zur Thätigkeit geweckt wird, meist hinreicht, der feindlichen Thätigkeit äußerer Kräfte das Gleichgewicht zu halten. Aerzte erzählen von kranken Frauen, welche zur Zeit, da sie sich zu matt empfanden, durch's Zimmer zu gehen, ohne einiges Gefühl von Beschwerde die halbe Nacht mit einem begünstigten Tänzer durchwalzten. So weckt der Lieblingsreiz die belebte Faser. Darum sind es auch die Müßigen, die Leeren, die von Londons Atmosphäre am meisten

leiden. Jemand, dessen Aufmerksamkeit und Kraft stets in Wirksamkeit verflochten ist, kennt den Barometer nicht. Man weiß zwar, daß der düstere November die Zeit der Melancholie und des Selbstmordes ist; die dunkle Färbung des Himmels aber kann den Aether eines hellen Gemüthes nicht umnachten; selbst die pathologische Aufregung der Manie schwingt sich über den Einfluß der Atmosphäre hinaus. Es sind die Gedanken, welche der Mensch, immer geneigt, sich zu quälen, an die Erscheinungen des entblätternden Herbstes knüpft, die ihn drücken, die ihn besiegen. Und wenn auch die Besorgnisse des Hypochondristen mit dem Wetter fallen und steigen, so ist's am Ende doch nur seine innere Wirkungskraft, die über seine Stimmung und über deren Erfolg entscheidet. Der Hypochondrist ist stets, sei es auch nur momentan, schwach an Charakter; begreift er dieß einmal mit Ernst und entschieden, und arbeitet unverdrossen an seinem Heile, so wird er sich selbst der beste Arzt."

Welcher Arzt, selbst in einem kleinen Kreise der Erfahrungen, fühlte sich hier nicht angeregt, eine große Anzahl von ähnlichen aus seiner Sphäre mitzutheilen? Sind sie nicht beinahe eben so häufig, als irgend sonst medicinische, zumal in einer großen Stadt? Scheint in großen Städten nicht der Dunstkreis, der sie umschleiert, aus den Leidenschaften, Sorgen und Gedanken der Bewohner zu bestehen? Hat es nicht jeder thätige Arzt an sich selbst erfahren, daß nur die aufopfernde Erfüllung seiner Pflichten in verhängnißvollen Tagen die Wolken zu zertheilen fähig war, die sich um eigenes, sittliches und physisches Daseyn zu legen begannen? Daß eine solche Thätigkeit ihn sogar vor jenen Gefahren schirmte, die mit ihr selber verbunden sind, — wie denn immer in den Wunden, welche die Pflicht schlägt, auch schon der Balsam liegt, der sie heilt? — »Ich war" — erzählt Göthe, den ich hier anführe, weil eben in diesem Falle der stärkere Impuls des Berufes fehlt, und die Macht des Wollens rein und ohne Nöthigung erscheint, — »ich war bei einem Faulfieber der Ansteckung unvermeidlich ausgesetzt, und wehrte bloß durch einen entschiedenen Willen die Krankheit von mir ab. Es ist unglaublich, was in solchen Fällen der moralische Wille vermag! Er durchdringt gleichsam den Körper, und versetzt ihn in einen activen Zustand, der alle schädlichen Einflüsse zurückschlägt. Furcht ist ein Zustand träger Schwäche, wo es jedem Feinde leicht wird, von uns Besitz zu nehmen." — Gewiß, tausend Influenzen lauern auf den bedürftigen Sterblichen, ja die ganze Welt ist eine Influenz; aber die stärkste von Allen ist der Wille des Menschen. Er ist eigentlich *wir*; denn, wie alle Wesen der Natur nichts anders sind, als dargestellte Kräfte, so kann auch der Mensch nichts sein eigen rühmen, als die Energie, mit welcher er sich offenbart. Und wäre es eine aufgedrungene, wenn er die eigene aus sich

zu erregen nicht vermag! versetze er sich durch einen Ruck in einen Zustand, in welchem er wollen muß! Es ist eine alte, gegründete Wahrnehmung, daß selten Jemand auf der Reise oder im Bräutigamszustande stirbt.

„Selten, ja kaum jemals, zumal in der Jugendzeit" — sagt der denkende Bulwer — „wird sich Krankheit unheilbar an uns klammern, wenn wir nicht selbst den Glauben an sie hegen und nähren. Sieht man doch Menschen von der zartesten Körperbeschaffenheit in steter Berufsthätigkeit, nicht Zeit haben, krank zu seyn. Laß sie müssig gehn, laß sie nachdenken, — sie sterben. Rost frißt den Stahl, der blank bleibt, wenn er genützt wird. — Und wenn auch das eitel wäre, wenn Thätigkeit und Indolenz einerlei Uebel erzeugten, so räume ein, daß bei jener demselben leichter zu entrinnen ist, daß sie einen edleren Trost verleiht." — Ich aber darf mich durch die übereinstimmende Denkweise eines trefflichen Schriftstellers nicht verleiten lassen, mehr zu leisten, als ich versprochen habe. Hier galt es, die empirische Sicherstellung einer geistigen Wirksamkeit zur Abwehrung von Krankheiten; und wir glauben dieser Absicht genügt zu haben.

Ein Wort über ärztliches Honorar.

Honos alit artes. *Cic.*

Zu den delikaten Dingen, die mit Klugheit, Gemüthlichkeit und feinem Tacte gethan seyn wollen, gehört das, was man das Honoriren des Arztes nennt. Schon der Name deutet darauf hin, daß es eine Ehrensache sei; und daß man doppelt, ja dreifach den Arzt bezahlen kann, ohne ihn und seine Kunst honorirt zu haben. Unser Motto zu Anfang dieses Aufsatzes, daß „Ehre die Kunst fördert," sollte Jeder lebendig vor Augen haben. Man belebt das Bewußtseyn und das Streben des Künstlers, wenn man bei Belohnung seiner Werke ihm mit jenem zarten Wesen begegnet, das seine mühevolle Bahn verdient. Der kluge Menschenkenner weiß es nur zu gut, daß nicht das Wieviel, sondern das Wie und Wann hier oft den Ausschlag gibt; und man verkennt wahrlich die Würde der Kunst, wenn man ihr den prosaischen Vorwurf macht, sie gehe bloß nach Brot; jeder Vernünftige sieht ein, daß, soll der Künstler große Ideen in seinem Geiste empfangen und zur That gestalten, sein Gemüth nicht von den Sorgen des Tages erdrückt, oder von traurigen Erfahrungen roher Undankbarkeit erbittert seyn darf.

Jede Rechnung zum neuen Jahre hat etwas Unbehagliches für ihren Empfänger: denn gewöhnlich ist der Genuß, den man bezahlen soll, in der Erinnerung schon erloschen, und man ist verdrießlich, für Dinge Geld zu geben, deren Daseyn kaum noch in der Idee existirt. Und gar noch für die Heilung einer Krankheit, die man im April überstanden, im darauf fol-

genden Jänner zu zahlen! Man sieht, hört, fühlt, genießt von allem Dem nichts mehr, wofür man bezahlen soll — und ist die erlangte Gesundheit nicht etwas Problematisches? Etwas, das alle Aerzte nur ein Relatives nennen? Ist es nicht bloß ein Abstractum, ein Ding, das so bloß in der Idee besteht? Da heißt es: „Wer steht mir dafür, daß mich meines Arztes Kunst, und nicht vielmehr die Natur auf den Weg der Besserung geführt? Wer ist mir Bürge, daß ich, wenn ich gar keinen Arzt gehabt hätte, nicht schneller und wohlfeiler genesen wäre? Habe ich ihn nicht reichlich durch mein Zutrauen belohnt, und ihn dadurch in andere Häuser empfohlen? Ich will ihn wohl bezahlen — aber nicht gleich zum neuen Jahre; das hieße, als hätte man an gar nichts Anderes zu denken. Auch weiß ich noch nicht, wie ich ihn für seine Kunst belohnen soll. Ich muß erst mit meinen Freunden, deren Hausarzt er ist, sprechen. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Ich will doch im Kalender nachsehen, wie oft er mich während meiner Krankheit besuchte." Indem solche Gedanken den Geist des Schuldners durchkreuzen, wird er vom Besuche eines Freundes überrascht — gute Nacht Honorar! Es ist nicht nur aufgeschoben, sondern vergessen; wie lange wird es dauern, bis sich wieder ein Gedanke an Zahlen wird anmelden dürfen — und klopft er schüchtern bei dem schuldbewußten Gewissen an — wehe ihm, wenn er sich höher, als bis zur leisen Mahnung versteigt. Da wird er barsch angefahren. „Quos ego," heißt es da: „Wegen dieser Bagatelle so viel Wesens zu machen! Habe ich doch selbst daran gedacht! Mir eine solche Zumuthung! Ich habe wohl wichtigere Geschäfte; es bleibt immer undelikat, mich an meine Schuldigkeit zu erinnern! — „Ah! Sie da, lieber Doctor, wie freue ich mich, Sie zu sehen," ruft der eben in diesen Betrachtungen vertiefte Mann beim Eintritt seines Arztes, „was bringt Sie zu mir?" „Ein junger Mann, für dessen Talente ich Bürge bin, ersucht mich, ihn bei Ihnen zu empfehlen." — „Mit Vergnügen! — Apropos, lieber Doctor, ich bin ja noch Ihr Schuldner." — „Eine Kleinigkeit. Adieu, mich drängt ein Consilium" — „Adieu!" — „Was der Mann beschäftigt ist! Das Alles hat er der an mir gemachten Cur zu verdanken. — Der Mann hat durch mich sein Glück gemacht. — Aber ich muß ihn doch bezahlen! — Schicke ich ihm heute das Honorar? Da sähe es aus, als hätte er mich erinnern wollen; ich will ihm früher die eben angesuchte Gefälligkeit erzeigen, und dann, wenn er gar nicht daran denkt, meine Schuldigkeit entrichten. — Aufgeschoben ist nicht aufgehoben." — Ich weiß nicht, ob der Arzt bezahlt wurde; aber in das Haus dieses Mannes ward er nicht mehr gerufen.

Sincerus.

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage
zur
Gesundheits-Zeitung.

[N° 1.] Montag, den 2. Jänner. [1837.]

Drink and be happy.

(Frei nach dem Englischen, vom S...)

„Trink' und sei glücklich!" Mit diesem Zuruf läßt der Britte den schäumenden Becher kreisen; so heißt der Rath, den das unglückliche Schlachtopfer eines wüsten Lebens nur zu gerne befolgt. Das ist der Wahlspruch eines großen Theiles der niederen Volksclassen: „Trink' und sei glücklich!"

Nun so sei denn die hohe Seligkeit des Trinkens der Gegenstand folgender Betrachtung: „Trink' und sei glücklich!" — das Glück einer leeren Tasche. — Der Trunk ist fürwahr ein vortrefflicher Herr; es ist da viel zu gewinnen: Lumpen sind seine Livree, Hunger sein Lohn, Verbrechen die Beschäftigung, die er Dir anweis't, und Verzweiflung sein Ende. Der Trunk ist die kostspieligste Sache in der Welt; er erschöpft den Erwerb des Arbeiters, er zerstört den Credit des Kaufmanns, und hat schon Manchen, der in den höchsten Sphären des Lebens zu glänzen gewohnt war, ins Arbeitshaus, an den Bettelstab, ins Grab gebracht.

Sechs Monate mögen es ungefähr seyn, daß man einen solchen Unglücklichen aus einem der berüchtigsten Schlupfwinkel Londons besinnungslos wegtrug; Mangel und Unglück hatten seinen Körper so abgezehrt und geschwächt, daß man ihn in ein nahes Spital bringen mußte. Bald erhascht ihn der Tod, „sein letzter Feind," als willkommenes Opfer. Der Unglückliche eilte früher in glänzender Equipage durch die Straßen; reiche Güter, angesehene Verbindungen, und der Glanz seiner äußeren Erscheinung erregten allgemeines Aufsehen — da ward er unmäßig, ein Verschwender, ein Bettler, eine — Leiche! — O! über die Seligkeit des Trinkens!

„Trink' und sei glücklich!" — Das Glück körperlicher Gebrechen. Blasse Lippen, verdorbener Magen, faule Lungen, ein verknöchertes Herz, entzündetes Gehirn, gelähmte Nerven, allgemeines Siechen, die Vernichtung jeder körperlichen oder geistigen Kraft, kalte Unempfindlichkeit oder quälende Reue, plötzliche Auflösung oder langsames Dahinwelken — dieß sind die unvermeidlichen Folgen der unmäßigen Trinksucht. O! über die Seligkeit des Trinkens!

„Trink' und sei glücklich!" — Das Glück häuslichen Elends. „Kommt Armuth zur Thüre herein, flieht Liebe zum Fenster hinaus." Laßt nur den Dämon des Trunkes in Euren Haushalt sich einnisten — laßt ihn den Mann gewinnen, oder das Weib, oder Eines der Kinder — und das Glück sagt Euch auf immer: „Lebewohl." Zuneigung schwindet; höllische Leidenschaften sind entfesselt; Flüche, Lästerungen, Verbrechen und Selbstmord besuchen den traurigen Schauplatz menschlicher Verirrung — Alles dieß nur der Abglanz, das Vorspiel unendlichen Wehes! Hier eine häusliche Scene. Ich kannte in Hull eine achtbare Witwe; drei Kinder machten das Glück ihres Lebens; das Eine war 6, das Andere 5, und das Dritte 3 Jahre alt. Da kostete sie das „Glück des Trinkens," und fiel in die Klauen des Dämons. Eines Morgens waren ihre Fensterladen geschlossen, man sah Rauch aus den Ritzen ihres Fensters quallen; keine Antwort auf alles Lärmen der theilnehmenden Zuschauer, die in Schaaren herbeiströmten; man brach die Thüre auf — Mutter und Kinder waren todt. — Im Rausche hatte die Unglückliche ihr Bette angezündet, wußte sich nicht zu helfen, und brachte so sich und ihren unschuldigen Kindern den frühzeitigen Tod. — Eine andere häusliche Scene. Letzten Mai 1835 ging ein Mann mit seinem Weibe in eine Branntweinschänke, ihr schlafendes Kind legten sie in ihr eigenes Bett; berauscht kamen sie nach Hause, und warfen sich bewußtlos auf dasselbe Bett; doch der erste Gegenstand, der mit dem Morgenstrahle das Auge der elenden Mutter traf, war das geschwärzte Gesicht ihres unschuldigen Kindes, das unter der Wucht seiner eigenen Eltern erstickt war. O! über die Seligkeit des Trinkens!

„Trink' und sei glücklich!" — Das Glück eines geschwächten Geistes. Selbst „mäßiges" Trinken, selbst mäßiges, sag' ich, mindert die Denkkraft; trinkst Du aber im Uebermaße, hast Du einmal am Becher jener „Seligkeit" genippt, dann geht es rasch abwärts; für das klare Licht eines besonnenen Verstandes tauschest Du das augenblickliche Aufflackern eines heftigen Ueberreizes, der Schrei der Leidenschaften übertäubt die Stimme der Vernunft; bald naht die schreckliche Katastrophe geistigen Schiffbruches; — und Narrheit oder Lähmung, Raserei oder Blödsinn beschließen das erschütternde Schauspiel. O! über die Seligkeit des Trinkens!

„Trink' und sei glücklich!" — Das Glück eines ehrlosen Namens. Schande und Unmäßigkeit sind untrennbare Genossen. Der Trunkenbold hat gewiß keinen Freund. Allein steht er im Leben. Wenn sein Ruf vernichtet, wenn Schimpf und Schande das unglückliche Opfer brandmarken, wenn ihn Alles mit Ekel flieht, mit dem Blicke unbegränzten

Widerwillens betrachtet, oder ihn der eisige Finger allgemeinen Schimpfes berührt! — O! über die Seligkeit des Trinkens!

„Trink' und sei glücklich!" — Das Glück quälender Sorgen. Die Verwirrung der Schande, die Qualen des Gewissens, die Nacht der Verzweiflung, das Schmachten des Mangels, das Kränkende der Demüthigung, Verlust des Eigenthums, die Verachtung der Gesellschaft, Kränklichkeit des Körpers — der Fluch des Allmächtigen! O! über die Seligkeit des Trinkens!

Ja tausend Millionen Seelen verloren — Eine Folge des Trinkens! Ich kann nicht weiter sprechen, mein Geist ist überwältigt von Unmuth. Und das Ende von all' Diesem? — Soll man den sinnlosen und verderblichen Trinkspruch, auf den ich oft genug anspielte, noch länger unter Menschen dulden? Nimmermehr! — Laßt uns ihn mit der Verachtung und dem Abscheu brandmarken, den er verdient, und an die Stelle des trügerischen Zurufes einen anderen wählen und verbreiten: „Trink' nicht mehr, und sei glücklich!"

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, vom Hufeland *).

Willst leben froh und in die Läng',
Leb' in der Jugend hart und streng,
Genieße Alles, doch mit Maß,
Und, was Dir schlecht bekommt, das laß.

Das Heute ist ein eigen Ding,
Das ganze Leben in einem Ring,
Die Gegenwart, Vergangenheit,
Und selbst der Keim der künft'gen Zeit.

Drum lebe immer nur für heut,
Arbeit', genieße, was es beut,
Und sorge für den Morgen nicht,
Du hast ihn heut' schon zugericht.

*) Diese Verse, die die ganze Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, in 29 Stanzen enthalten, sind vom Hufeland in seinem 74. Jahre verfaßt worden. Ohne in den Buchhandel zu kommen, wurde ein Abdruck derselben nur den Freunden des Verblichenen in Berlin mitgetheilt: und wir verdanken es der Güte eines unserer verehrten Herren Collegen in Wien, sie dem geehrten Publikum mittheilen; zu können. Möchte sie doch jeder Leser beherzigen! (Die Red.)

Was Du genießt, genieß' mit Dank,
So ist Dein Leben ein Lobgesang.

Mit Milch fängst Du Dein Leben an,
Mit Wein kannst Du es wohl beschließen,
Doch fängst Du mit dem Ende an,
So wird das Ende Dich verdrießen.

Die Luft, Mensch, ist Dein Element,
Du lebest nicht von ihr getrennt;
Drum täglich in das Freie geh',
Und besser noch auf Berges Höh'.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Preisvertheilung zu Petersburg. — Die kaiserl. ökonomische Gesellschaft zu Petersburg hatte Preise ausgesetzt für Angabe der Mittel zur Verhütung der großen Sterblichkeit im Kindesalter. Keinem der eingegangenen 84 Bewerbungsschreiben wurde der höchste Preis zuerkannt; doch erhielt Professor Dr. Lichtenstädt zu Petersburg für seine Schrift 1000 Rub. und die Medaille von 50 Ducaten, Dr. W. Rau zu Gießen und Dr. Frohbeer zu Dorpat, jeder 750 Rub. und dieselbe Medaille. Außerdem wurden noch zwei kleinere Preise ausgetheilt.

Diätetische Pensionsanstalt. — In Kösen bei Naumburg an der Saale, welches bereits durch seine schöne Gegend und das Soolbad bekannt ist, hat der dortige Knappschaftsarzt, Herr Dr. Rosenberger, die günstigsten Localitätsverhältnisse benützt, um eine sogenannte diätetische Pensions-Heilanstalt für schwächliche und kränkliche, besonders aber für skrophelkranke Kinder anzulegen. Er ist dabei von dem Grundsatze ausgegangen, daß Arzneien gegen diese leider nur zu häufig verbreitete Kinderkrankheit nur dann ihren Zweck erreichen, wenn eine zweckmäßig regulirte Lebensordnung, als Hauptbedingung der Heilung, hinzukömmt. Daher sollen die Pensionäre dieser Anstalt zunächst durch gute Wohnung, passende Nahrung, Genuß einer freien gesunden Luft, und durch Bäder geheilt werden, während sie Unterricht ganz nach den Wünschen der Eltern erhalten. X.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 2.] Donnerstag, den 5. Jänner. [1837.]

Inhalt: Temperance Society, vom Dr. Rosenthal — Die Tanzwuth, vom Dr. Rud. M. — Selbstbekenntnisse eines Säufers. — Hufeland's Merkverse.

Temperance Society.

Vom Dr. M. Rosenthal aus Pesth*).

Der noch so spärliche Genuß geistiger Getränke wird bald zur Gewohnheit, welcher schwer zu entsagen ist, und der nur zu oft Trunkenheit mit allen ihr anhängenden Uebeln folgen.

In Großbritannien hat dieses Laster seit den letzten Jahrzehenden sehr überhand genommen, selbst Weiber, ja Frauen aus den besseren Classen, Mädchen und Kinder unterliegen ihm. Wie fürchterlich demgemäß, besonders in Irland, Erzeugung und Consumtion der geistigen Getränke zugenommen haben, ersiehet man aus folgender Tabelle:

		Fabrikation: Gallonen.	Consumtion: Gallonen.
a) England bis 5. Jänner.	1816:	3,402.489	5,468.987
	1826:	2,039.771	3,684.049
	1836:	4,327.425	7,315.053
b) Schottland.	1816:	3,024.430	1,591.148
	1626:	8,224.807	5,281.549
	1836:	9,133.449	6,019.932
c) Irrland.	1816:	4,468.106	4,323.844
	1826:	8,835.027	9,262.743
	1836:	11,167.580	11,381.223

*) Folgenden Beitrag verdanken wir der Güte eines unserer Herren Collegen, der während seines dießjährigen längern Aufenthaltes in London öftere Gelegenheit hatte, als Augenzeuge die Thätigkeit der von ihm hier beschriebenen Temperance society, und deren segensreiche Früchte zu beobachten.

Dieß erregte die Aufmerksamkeit der Philanthropen im höchsten Grade. Man errichtete Vereine, nach dem Beispiele Amerika's, wo es so weit gekommen war, daß man die Zahl der Trunkenbolde auf 500,000 schätzte, deren 50,000 jährlich ein schmählicher Tod dahinraffte. Gegenwärtig gibt es kaum mehr eine bedeutende Stadt Großbritanniens, die sich nicht einer solchen heilsamen Anstalt erfreute.

Diese Vereine, Temperance Society genannt, halten in London fast tägliche Zusammenkünfte, unter dem Patronat des Lord-Erzbischofs von London; der Versammlungsort ist meistens eine Kirche, bald eine anglikanische, bald eine der Dissenter; man hält sich fern von allen politischen und religiösen Schattirungen: Tory, Whig und Radical, Anglikaner, Katholiken und Dissenter reichen sich hier zum großen Zwecke die Hände. Priester, Aerzte,*) der sonst berufene Personen belehren die versammelte Menge, wie ein noch so mäßiger Genuß geistiger Getränke fast immer in Leidenschaft ausartet, die den Verstand der Herrschaft über unsere Handlungen beraubt, und nicht bloß an und für sich durch bedeutende Unkosten zum Bettelstabe führt, sondern den Mann jedenfalls seinem Geschäfte und Broterwerb entziehet, zu unzüchtigen Handlungen verleitet, häuslichen Zwist herbei führt, die Erziehung der Kinder untergräbt. Alle diese Annahmen werden durch angeführte Thatsachen, die leider so leicht zu finden sind, bestätiget. Stille, Ernst und Erbauung lies't man mit innigem Gefühle von den aufmerksamen, zum Theil reuigen Gesichtern; ferner werden Beispiele gebesserter Säufer erzählt, welche oft selbst erscheinen, und die Menge haranguiren. Ein munterer Auftritt dieser Art hatte unlängst Statt. Ein Grobschmid aus Birmingham kam nach London, und verkündigte, daß er, ein ehemaliger Säufer, nun bekehrt und Mitglied des Vereines, bei seiner schweren Arbeit sich sogar des Ale's enthalte und nur Wasser zu sich nehme. Bald fand er an einem seiner Londoner Collegen einen heftigen Gegner, der selbst dem Vereine beizutreten und noch zwölf Personen mit sich zu bringen versprach, falls der Birminghamer in seiner Werkstätte beim Wassertrinken eben so tüchtig zu arbeiten im Stande wäre, wie ein Anderer, der seinen Schnaps und Ale zu Gebote hat. Eine Menge

*) Als Einsender unlängst einer solchen Zusammenkunft in London beiwohnte, wurde er vom Herrn J. P. Parken, Secretär des Vereines und eifrigem Verbreiter alles Guten, eingeladen, die den Gegenstand betreffende Meinung ungarischer und deutscher Aerzte auszusprechen, und mit großer Theilnahme wurde das von ihm unter Anderem vorgetragene Ergebniß der neuesten Statistik Oesterreichs angehört, nämlich: daß in diesem ausgedehnten Kaiserreiche, der allgemeinen Regel gemäß, in den kalten Gegenden günstigere Mortalitätsverhältnisse sind, mit Ausnahme Galiziens, welches, obwohl die kälteste Provinz, doch die Lombardie, die wärmste, in dieser unglücklichen Eigenschaft übertrifft, wobei die Ausnahme nicht in den Kinderjahren, sondern in dem Alter von 15 bis 35 Jahren gefunden wird.

Neugieriger verfügte sich sogleich auf den Wettplatz, wo unter großem Applause, dem Birminghamer von seinem Widersacher selbst die Palme gereicht wurde.

Solche reuige Sünder, dem Staate, ihrem Hauswesen und sich selbst zurückgegeben, erzeugen Wirkungen von unberechenbar wohlthätigem Einflusse.

Außer diesen mündlichen Belehrungen ist man bemühet, Druckschriften in ähnlichem Sinne zu verbreiten; ja es erscheinen eigene Zeitschriften, die ganz dem Gegenstande gewidmet sind. Jedem Beitretenden werden seine sämmtlichen Pflichten in folgender Formel vorgelegt:

Erklärung der Gesellschaft.

„Wir willigen ein, von geistigen Getränken, ausgenommen zu arzneilichen Zwecken, uns zu enthalten, und selbst die Veranlassung zum Laster der Trunkenheit zu verabscheuen."

Nicht minder interessant ist die kurze und gehaltvolle, diesen Gegenstand betreffende Erklärung aller ärztlichen Collegen und vorzüglichsten Männer des Faches zu London, die 700 Unterschriften trägt und hier folgt:

Erklärung.

„Wir, die Unterfertigten, erklären uns als überzeugt, daß geistige Getränke für gesunde Personen nicht bloß unnöthig, sondern auch nachtheilig seien; daß sie keine nahrhafte Eigenschaften besitzen; daß ihr täglicher Genuß eine starke Versuchung zur Trunkenheit werde; manche bedeutende Krankheiten verursache und die Heilung anderer erschwere; Armuth, Elend, und Tod bringend; und daß die gänzliche Entsagung derselben, streng arzneiliche Zwecke ausgenommen, zur Gesundheit, Moralität und Heil des Staates mächtig beitragen würde."

Die Folgen dieser Thätigkeit sind gegenwärtig schon groß, mehrere Fabriksherren haben erklärt, daß sie Arbeitern, die dem Vereine angehören, einen höhern Lohn bezahlen, da sie von nüchternen Leuten bessere Leistungen erhalten. Ueber alle Vorstellung glänzend ist der Erfolg auf den Seehandel; 1200 Schiffe zählt man bereits, deren Mannschaft weder Rum, noch irgend etwas Geistiges mit sich führt. Da man bei einer nüchternen Bemannung eines Schiffes weniger eine Verunglückung befürchtet, so werden solche Schiffe billiger assecurirt; überdieß gibt jeder Versender einem solchen Schiffe den Vorzug, da er diesem seine Ladung eher anvertraut; daher, sobald ein Schiff, dessen Mannschaft dem Vereine beigetreten ist, in einem Hafen erscheint, dieses auch jedesmal zuerst befrachtet wird.

Die in den Händen des Einsenders befindlichen Documente geben zu Bemerkungen Veranlassung, die für den Arzt und Moralisten von höchster Wich-

tigkeit sind. Sie zeigen, daß der kräftige, durch Moral angefachte Wille, gegen das hartnäckigste, durch pharmaceutische Mittel unbezwingbare Laster den Kampf siegreich bestehet; daß die Meinung, gewissen Lebensweisen und Beschäftigungen, z. B. Seeleuten, Arbeitern bei Feuer, sei der Gebrauch der geistigen Getränke zur Erhaltung der Gesundheit unverläßlich, ganz ungegründet ist; daß das eigentliche und einzige Mittel gegen die Trunkenheit eine plötzliche Entsagung sei, ohne daß diese, wie man bisher geglaubt, der Gesundheit nachtheilig sei.

Die Tanzwuth im 14. und 15. Jahrhunderte.

Von Dr. Rud. M.

Es dürfte für Manchen unserer geehrten Leser von Interesse seyn, die Geschichte einer epidemischen Tanzwuth früherer Jahrhunderte zu einer Jahreszeit zu lesen, wo dieselbe Krankheit (freilich unter andern Umständen) in Vielen zu erwachen pflegt. Sie gewährt einen tiefen Blick in das geistige Wesen der menschlichen Gesellschaft; sie zeigt die unwiderstehliche Gewalt des Nachahmungstriebes, der eine Krankheit gleichsam auf den Strahlen des Lichts, auf den Flügeln der Gedanken fortpflanzt. —

Noch dauerten die Nachwehen des schwarzen Todes fort, die Petrarca mit so lebendigen Farben schildert, als in Deutschland ein seltsamer Wahn die Gemüther ergriff, und länger als zweihundert Jahre das Staunen der Zeitgenossen erregte.

Schon im Jahre 1374 kamen aus Deutschland Schaaren von Männern und Frauen in Aachen an, die dem Volke ein sonderbares Schauspiel an öffentlichen Orten gewährten. Hand in Hand schlossen sie Kreise, und kaum ihrer Sinne mächtig, tanzten sie stundenlang in wilder Raserei, bis sie erschöpft niederfielen. Sie klagten dann über große Beklemmung, ächzten, als stände ihnen der Tod bevor, bis man ihnen den Unterleib mit Tüchern zusammenschnürte, worauf sie sich erholten und bis zum nächsten Anfalle frei blieben. Während des Tanzes hatten sie Erscheinungen; sie sahen nicht, hörten nicht. Einige sagten aus, sie wären sich wie in einen Strom von Blut getaucht vorgekommen, und hätten deßhalb so hoch springen müssen.

Wo die Krankheit entwickelt war, da fielen die Behafteten bewußtlos und schnaubend zu Boden, Schaum trat ihnen vor den Mund, dann standen sie auf und hoben ihren Tanz von Neuem an.

In vielen belgischen Städten erschienen die Tänzer mit Kränzen im Haare, den Unterleib mit Tüchern umgürtet. Das Volk lief dann schaarenweise hinzu, um mit gierigen Blicken sich an dem grauenvollen Schau-

spiel zu weiden. Die Anfälle wurden durch den Anblick der rothen Farbe angeregt, so wie es auch Einige unter ihnen gab, die den Anblick von Weinenden nicht ertragen konnten.

Landleute verließen den Pflug, Handwerker die Werkstätte, Hausfrauen den Herd, um sich dem wilden Reigen anzuschließen. Die gewerbreichen Städte wurden der Schauplatz verderblichen Unheils. Sinnliche Begierden wurden aufgeregt und fanden nur zu bald Gelegenheit zu wilder Befriedigung. Viele Bettler benutzten die willkommene neue Krankheit zu kurzweiligem Erwerb. Mädchen und Knaben entliefen ihren Eltern und Dienstboten ihren Brotherren, um sich an den Tänzern zu ergetzen und das Gift der geistigen Ansteckung begierig einzusaugen. Schaaren gemeiner Müssiggänger, welche die Zuckungen der Kranken nachzuahmen verstanden, zogen von Ort zu Ort, und verbreiteten das widrige Krampfübel, wie eine Seuche. Zuletzt verjagte man freilich die unheibringenden Gäste; doch konnte man erst nach vier Monaten des Truges Herr werden. Einmal in's Leben gerufen, schlich die Seuche weiter, und fand überreichliche Nahrung in der Sinnesart der Zeitgenossen.

Straßburg wurde von der Tanzplage im Jahre 1418 heimgesucht. Es war noch derselbe Wahnsinn unter dem Volke, wie in den niederrheinischen und belgischen Städten. Ergriffen vom Anblicke der Befallenen, erregten die Zahl der Erkrankenden Besorgniß. Die Menge folgte unaufhaltsam den Schwärmen der Tanzenden, die Tag und Nacht durch die Straßen zogen, begleitet von aufspielenden Sackpfeifern und zahllosen Neugierigen. Bekümmerte Eltern und Verwandte schlossen sich dem Zuge an, um zu sehen, wie es den verirrten Ihrigen erginge. Trug und Verworfenheit trieben auch in dieser Stadt ihr finsteres Spiel, doch scheint wohl der krankhafte Wahn vorgewaltet zu haben. —

Einige Monate vor dem Ausbruche der Tanzwuth erlitten die Rhein- und Maingegenden große Unglücksfälle. Schon im Februar waren diese beiden Flüsse hoch aus ihren Ufern getreten, und sehr viele Ortschaften geriethen in das äußerste Elend. An Unglücklichen fehlte es also nirgends. Unter den Schaaren derselben irrten noch Viele umher, deren Gewissen von dem Bewußtseyn begangener Gräuel während der schwarzen Pest gefoltert wurde, und so wird es begreiflich, wie ihre Verzweiflung sich im Rausche einer Raserei Luft zu machen suchte. Es ist hier mit gutem Grunde die ungewöhnliche Spannung der Gemüther, und die Folgen von Noth und Mangel in Anschlag zu bringen. —

Aus der, dem Mittelalter eigenthümlichen Stimmung der Gemüther, erklärt sich die Entstehung und die lange Fortdauer dieser außerordentlichen Geisteskrankheit.

Zu den Zeiten des Paracelsus war diese Epidemie schon im Abnehmen; es wurden jedoch noch immer Menschen jeden Standes und jeder Beschäftigung von ihr befallen, besonders solche, die eine sitzende Lebensart führten, wie Schuster und Schneider; auch rüstige Landleute verließen, wie vom bösen Geiste ergriffen, ihre Feldarbeit. Man sah die Befallenen bunt durch einander von Zeit zu Zeit an bestimmten Orten zusammen kommen, um ohne Rast bis zum letzten Hauch zu tanzen. Wuth und Ausgelassenheit beraubte sie aller Sinne, so, daß sich Viele unter ihnen an Ecken und Wänden die Köpfe zerschmetterten, oder sich blindlings in reißende Ströme stürzten. Brüllend und schäumend konnten sie von den Umstehenden nicht anders gebändigt werden, als daß man sie mit Bänken und Stühlen umstellte, damit sie durch hohe Sprünge ihre Kräfte desto früher aufrieben. Dann fielen sie wie entseelt zu Boden, und erholten sich nur nach und nach. Doch hatten Viele auch damit noch nicht den innern Sturm ausgeras't, sondern sie erwachten mit neu belebten Kräften. Sie mischten sich neuerdings unter die Schaaren der Tanzenden, bis endlich die Krankheit ihres Geistes durch die äußerste Erschöpfung ihres Körpers beschwichtiget wurde. —

Bei Vielen war die Heilung durch stürmische Anfälle so gründlich und entschieden, daß sie in die Werkstatt und an den Pflug zurückkehrten, als wäre mit ihnen nichts vorgefallen. Andere dagegen büßten die Krankheit mit einer gänzlichen Vernichtung der Kräfte, und durch keine Stärkung konnten sie ihre vorige Gesundheit wieder erlangen.

Die Kranken wurden heftig von der Musik ergriffen, die ihre Anfälle erregt und verstärkt hatte. Die Obrigkeiten mietheten deßhalb Musiker, um die Anfälle der Tänzer desto rascher vorüber zu führen, und ließen kräftige Männer sich unter ihre Haufen mischen, um ihre Erschöpfung recht vollständig zu machen. Die Tänzer zerrissen häufig ihre eigenen Kleider, übten auch andern Unfug. Auch wurden die Meisten von den Anfällen nur noch alljährlich heimgesucht. Den ganzen Juni hindurch empfanden sie eine unüberwindliche Unruhe und Unbehaglichkeit; sie waren traurig, furchtsam und angstvoll; irrten unstät, von ziehenden Schmerzen getrieben, umher. Nachdem sie durch dreistündiges Tanzen und Toben einer unabweislichen Forderung der Natur genügt hatten, blieben sie das ganze Jahr hindurch unangefochten. Diese Krankheit ward selbst noch im Jahre 1623 beobachtet, doch genügte den Kranken nicht ein dreistündiges Tanzen, sondern mit zerstörtem Geiste, wie außer sich, tanzten sie Tag und Nacht, bis sie erschöpft zu Boden stürzten. Wieder zu sich gekommen, fühlten sie sich von der peinigenden Unruhe befreit, die sie einige Wochen lang vor dem Tanze fühlten. Nach diesem Sturme befanden sie sich das ganze Jahr über

wohl. Musik erregte, verschlimmerte und milderte wohl auch die Tanzanfälle, und es wird als Charakter der aufgespielten beruhigenden Weisen angegeben, daß sie von dem schnellern zu dem langsamern Tacte, und von den hohen Tönen zu den tiefern übergegangen wären. —

Selbstbekenntnisse eines Säufers *).

Zehn Jahre sind es, daß ich mich dem Trunke ergeben! Ihr müßt wissen, Herr! daß ich vor zehn Jahren mein Weib begraben habe; sie war ein gutes, sanftes Weib, und wie Salomon sagt: „die Krone ihres Mannes." Ich grämte mich sehr, und nur die Rumflasche konnte die trüben Gedanken für den Augenblick bannen; so ward ich ein regelmäßiger Säufer. — Ich trank regelmäßig jede Woche vom April bis October, ich trank mich selbst um Haus und Hof; ich, der früher sein eigenes Gewerbe hatte, arbeitete nun für Tagelohn und bezog mit meinen drei Kindern den schmutzigsten Winkel, den man für drei Schilling die Woche finden kann. Das war wohl ein harter Bissen, aber die Bequemlichkeit meiner Kinder ließ sich nun einmal nicht mit meiner Lieblingsneigung vereinigen — also mußten die Würmchen darben. Ja, Herr! ich trank, während sie zu Hause schmachteten — aber bald mußte ich es am eigenen Leibe büßen. Ich aß sehr wenig, oft nahm ich in drei Tagen kaum etwas zu mir; die besten Speisen verursachten mir unüberwindlichen Ekel. Diese ganze Zeit trank ich vorzüglich Rum; Bier nur dann, wenn mir die Kehle trocken wurde. Wenn ich ganz betrunken war, konnte mich nichts kränken; aber kaum kam ich nach Hause, so fiel ich am Feuer schlaftrunken nieder, und hier übermannte mich der erste Schlaf, dann durchraf'te mich der Schmerz im Traume, der Teufel bot mir seinen Rath an — ich kann meine Empfindungen zu jener Zeit nicht beschreiben. Bald glaubte ich, er wolle mich selbst holen, bald hörte ich ihn, wie er mir mit schadenfroher Geberde den Rath gab, mir selbst das Leben zu nehmen, zweimal war ich nahe daran, und ich denke, ich hätte es gethan, (Gott möge es mir vergeben!) hätte mich nicht die Religion und der Gedanke an meine Kinder, die ich dennoch liebte, davon zurückgehalten — denn ich war in der Furcht des Herrn auferzogen. Ich wußte ja, daß, wenn ich es thäte, die Hölle mein Los seyn würde. — Dank sei dem Himmel, er hat mich für bessere Tage erhalten. Ich wurde so schwach, daß ich oft nicht im Stande war, zu arbeiten; ich durfte es nicht wagen, durch's Fenster zu sehen, aus Furcht, daß mich der Schwin-

*) Frei nach dem Englischen.

del ergreife und hinabziehe; ich konnte nicht schlafen, des Nachts sprang ich aus dem Bette, von einer innern Flamme durchglüht. Da lief ich zwei bis drei Stunden die Stube auf und ab, und Verzweiflung streckte ihre gierigen Krallen nach mir aus. Mich kümmerte wenig, was aus mir werden sollte, denn ich sah mein Schicksal von der schwärzesten Seite, der Teufel verhüllte mir jeden Strahl einer besseren Zukunft. Ihr wundert Euch, Herr, daß ich keinen Arzt um Hilfe ansprach; aber den letzten Penny trug ich immer zur Schänke.

Da sagte ich dem Trunke Lebewohl, und will Euch erzählen, wie ich mich jetzt befinde. — Erstens: Ich sehe keinen Teufel. Zweitens: Ich schlafe gut. Drittens: Ich verschmähe mein Futter nicht. Viertens: Ich werde stark und fett. Fünftens: Ich kann schreien und lachen; that ich das früher, so war mir, als wenn man mich derb durchgeprügelt hätte. Sechstens: Ich arbeite besser — das ist, ich arbeite längere Zeit ohne Ermüdung, kurz, ich bin ein ganzer Mann in jeder Hinsicht. Dank sei dem Himmel und dem Wassertrinken! Auch meine Kinder sind jetzt besser d'ran, sie sind besser genährt, schreien nicht so jämmerlich wie früher um Brot, haben Kohlen, ihr Essen zu kochen, kurz, ich bin jetzt gegen früher wie im Himmel, denn ich zanke nicht mehr wie früher mit meinen Kindern, als wären *sie* die Ursache meiner Verschwendung bei der Rumflasche. O! möchte doch das Volk das Verbrechen des Trunkes, als die Quelle aller Sünden und Sorgen, in seiner ganzen Schrecklichkeit erkennen! Ich wünschte, vor 10 Jahren ein Wassertrinker gewesen zu seyn. Ich würde mein Gewissen nicht so schwer belastet haben. X.

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, vom Hufeland.

Das Zweite ist das Wasserreich,
Es reinigt Dich, und stärkt zugleich.
Drum wasche täglich Deinen Leib,
Und bade oft zum Zeitvertreib.

Dein Tisch sei stets einfacher Art,
Sei Kraft mit Wohlgeschmack gepaart,
Misch'st Du zusammen vielerlei,
So wirds für Dich ein Hexenbrei.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz, Nr. 462; wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 3.] Montag, den 9. Jänner. [1837.]

Inhalt: Licht- und Schattenseite des Faschings, vom Redacteur. — Das Taubstummeninstitut zu Paris, von Carus. — Weibliche Erziehung in Amerika. — Miscellen. — Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Licht- und Schattenseite des Faschings.

(Vom Redacteur.)

Denn Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie Beide
Ein himmlisches Band.

I.

Ein großer Arzt des 18. Jahrhunderts *), der die tiefste Gelehrsamkeit mit praktischem Genie und Glück am Krankenbette vereinigte, hält alle Leute für Narren, die einem heiteren Frohsinn mürrisch den Rücken kehren, und durch allzuhartnäckigen Fleiß ihren Körper zu Grunde richten. In einer Anrede an die Aerzte sagt er: „Euch, ihr hitzigen Forscher der Weisheit, die Ihr für die Gesundheit Anderer wachet, ermahne ich, daß Ihr, je heftiger Ihr die Kunst liebet, desto gewisser Euren Körper verderben werdet, wenn Ihr zu fleißig seid. Wenn Ihr einerlei Arbeit zu eifrig treibt, so werdet Ihr bald zu anderen menschlichen Verrichtungen untauglich. Möget Ihr ja auf Eurer Hut seyn, daß Ihr vor lauter Vollkommenheit in der Kunst, in den Augen anderer Leute nicht für Narren geltet!" —

Nach dieser Einleitung dürften meine werthen Leser kaum mehr fürchten, daß ich zu jenen Aerzten gehöre, die, aus Liebe für die Gesundheit des Menschengeschlechts, gegen die Freuden des Faschings eifrig declamiren. Diese Declamationen wären auch, wie mich dünkt, überflüssig. „Eine Stimme in der Gesundheits-Zeitung sollte sich schmeicheln, der süßen Gewalt, welche Musik, gesellschaftlicher Trieb, Tanz, sinnlicher Genuß,

*) Boerhave.

und so manche andere Faschingsfreude auf die Gemüther ausüben, entgegenarbeiten zu können? Welche Eigenliebe!" — Offenherzig gestanden, lieber Leser, bin ich zuweilen selbst ein Freund gesellschaftlicher Freuden, und hasse aus dem Innersten meines Herzens jene systematischen Brummköpfe, denen die frohen Kreise des gesellschaftlichen Lebens, und jeder Schritt außerhalb dem Geleise des kalten Ernstes, gefährlich scheinen.

Es gibt für Alles seine Zeit; und jetzt, wo die Freude ruft, und mit dem goldenen Schlüssel die Pforten der heiteren Laune öffnet — gehe ich mit Dir in den Saal, ergetze mich an dem glücklichen Frohsinn der heiteren Jugend. Ich vergesse gern, daß ich Arzt bin, so lange Du es mich vergessen lasseſt. — Ich rufe der schönen Zeit der Erholung ein herzliches Willkommen. Denn, wie Albrecht Haller, der große Arzt und Dichter, singt:

„Wer sein Forschen ganz in diese Tiefen kehrt,
Kriegt oft, statt heiteres Licht und immer neue Luſt,
Nur Würmer in den Kopf, und Messer in die Brust." —

Man hat durchs ganze Jahr Sorge, Gram, Neid, Zorn und Traurigkeit in Fülle; warum soll man nicht auch die heitere Seite des Lebens einmal ins Auge fassen? Etwa weil dieses Jagen nach Genuß, dieses ewige Herumtreiben von Vergnügen zu Vergnügen Körper und Geist zerrüttet? Von solchem Jagen und Treiben ist ja die Rede nicht! Wir wollen ja nur unsere Seele der Freude aufschließen — wahre Freude aber erhebt, stärkt, belebt. Sanctorius, ein berühmter Arzt und Naturforscher, hat durch genaue Versuche bewiesen, daß Munterkeit, indem sie die Ausdünstung befördert, den Körper leichter mache. Das Vergnügen treibt mit wohlthätig milder Schnelligkeit unser Blut durch Herz, Lunge und den ganzen Körper, und befördert dadurch unsere Gesundheit aufs Beste. Und die mürrischen Hypochondristen, deren blödem Auge Alles schwarz vorkommt, fürchten, daß die Freude zum Leichtsinn, dieser zu unbesonnenem Genuß, Genuß zu Krankheit, diese zu Siechthum und Tod führen könnte. — „Könnte? Ja wohl! Aber sind wir nicht auf unserer Hut? Wir wollen ja nur die frohe Zeit benützen, um uns von dem kalten Ernst des alltäglichen Lebens zu erholen, um dann mit neuer Kraft unsern schweren Pflichten Genüge zu leisten. Hat nicht Vergnügen, hat nicht Musik schon Kranke gesund gemacht, und sie sollten den Gesunden krank machen?" Der Tanz, das Lachen, der Gesang haben so manche Schwermuth geheilt, so manchem wunden Herzen Balsam gereicht — und die kalten Eltern, Erzieher, Tanten, und weiß Gott, wie sie Alle heißen, wollen in diesen unschuldigen Dingen so viel Gefahr sehen? Man rufe diesen ängstlichen Seelen zu: „Beruhigt Euch! Wir Aerzte können Euch versichern, daß das sanfte Vergnü-

gen sogar in vielen Krankheiten heilsam ist; daß Tanz, Lachen und wechselseitige süße Mittheilung, etwas Belebendes und Erquickendes haben; daß die Freude — wenn sie diesen Namen verdient — ein Kleinod ist, nach dem man täglich ringen soll. Sie schließt die Herzen auf, kettet Menschen an Menschen; der kalte Egoismus muß sich da, wo sie herrscht, in seine finsteren Schlupfwinkel zurückziehen! Und wie viel neue Bande knüpft sie, wie viel lockere Freundschaften zieht sie mit frischer Liebe wieder an! Und Ihr Schwermüthigen habt nicht die Willenskraft, die Sorgen des Tages, den Ehrgeiz, den steifen Ernst auf einige Zeit fahren zu lassen, und in einen heitern Zirkel zu treten? — Doch das Alles hilft nichts! Ich sehe, ich habe den Credit verloren! Ich bin Euch verdächtig!" — „Seht doch," ruft Ihr mit ehrbarfrommer Miene, „seht doch, wie uns der Arzt will Schlingen legen! Wir durchblicken seine Lockungen! Das Vergnügen paßt freilich in seinen Kram. Da kanzt man bis zur Lungenentzündung — ißt und trinkt bis zur Gicht — erhitzt und kühlt sich ab bis zum unheilbaren Husten — und das Ende vom Liede ist, daß er uns eine Rechnung schickt, und uns als unheilbar erklärt. Seid auf Eurer Hut, Ihr lieben frommen Kinder, wenn Aerzte der Freude eine Lobrede halten. Es ist nur Maske, um Euch zu täuschen. Zuletzt sind Eure Faschingsfreuden nur die Freuden für seine Tasche!" — So spricht der kranke Argwohn, aber ich weiß, daß kein redlicher Mann dem wahren Arzte so düstere Zumuthungen machen kann. Der humane Arzt verschmäht es, das Vergnügen, so lange es in den Schranken des menschlichreinen Genußes bleibt, zu verdammen. Er ist kein mürrischer Sittenrichter, sondern der milde Menschenfreund, der Freude anbietet — aber nur vor ihrem Mißbrauche warnt. Der Arzt wird es nie verhehlen, daß, so wie eine große und schnelle Freude gefährlich ist, eben so alle Arten von Vergnügen dem Leben und der Gesundheit nachtheilig sind, wenn sie zu Ausschweifungen werden. Soll aber die Furcht vor Mißbrauch den Nutzen verdächtigen? Wahre Freude, die in sich nichts Niedriges enthält, ist weder ein Laster, noch nährt sie es. Sie befördert ein hohes Alter, und ist eine Freundin der Gesundheit. Nur darf sie nicht in Leidenschaft ausarten. Denn diese ist eine Arznei, die vielleicht in der Medicin hier und da benutzt werden kann, aber nicht in der gewöhnlichen Lebensordnung. Niemand kann von Arzneien leben; zur täglichen Speise gehören Nahrungsmittel und keine Gewürze. Und so sollen die Faschingsfreuden nur eine Würze des Lebens — aber keine Angelegenheit desselben werden. Ein frohes Herz ist ein heiterer Himmel der lange Zeit unumwölkt bestehen kann. — Ich überlasse es daher vorläufig meinen geehrten Lesern, sich das Maß des Vergnügens während des jetzigen Faschings selbst zuzumessen; ein Jeder kennt seine Kräfte am Besten; nur wünschte ich, daß der Genius, der alle ihre Schritte bewachen sollte, Sitt-

lichkeit genannt, auch in jetziger Zeit ihnen beistehen möge, und die Freude wird für sie Licht — und nicht die Finsterniß des Grabes werden *).

Das Taubstummeninstitut zu Paris.

Carus erzählt in seinem Werke: „Paris und die Rheingegenden," Folgendes: „Es war mir diesen Morgen eine Eintrittskarte zugekommen, um Nachmittags 3 Uhr einer öffentlichen Prüfung des hiesigen, auch im Auslande berühmten Taubstummeninstituts beizuwohnen. — Der Begründer dieser Anstalt, Abbé de l'Epée, hatte nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen, als wohlwollender, milddenkender und durchaus uneigennütziger Mann, sich aufmerksam, anhaltend und nicht ohne bedeutenden Erfolg mit der geistigen und sittlichen Ausbildung solcher jungen Personen zu beschäftigen, welchen zugleich mit dem Sinne des Gehörs auch eine der wesentlichsten Bedingungen zur eigenen Ausbildung — die Sprache — gänzlich geraubt ist. Dabei war es sonderbar genug, daß die, mit den größten Aufopferungen verbundenen Bemühungen des würdigen Mannes in Frankreich gänzlich unbeachtet bleiben konnten, bis ein deutscher, menschenfreundlicher Fürst, bis Joseph II. 1777 bei seiner Anwesenheit in Paris, die Schule des Abbé und ihre Leistungen sah, mit der Königin davon gesprochen, und diese nun ebenfalls die Lehranstalt gesehen hatte. Jetzt erst, 1778, erhielt die Anstalt öffentliche Autorisation; jedoch konnte sie erst 7 Jahre später das ihr überwiesene ehemalige Cölestiner-Kloster und eine mäßige Geldunterstützung wirklich erlangen.

Der Nachfolger des Abbé de l'Epée war der Abbé Sicard, und gegenwärtig, wo sich die Anstalt in der Faubourg Saint-Jaques Nr. 256 in einem geräumigen, neugebauten, mit Höfen und Gärten versehenen schönen Locale befindet, ist Herr Desiré Ordinnaire Directeur derselben.

Als ich dort ankam, war der elegante, mit Gallerien und einer Art von Tribüne versehene Saal schon ganz mit Menschen erfüllt, und schwerlich würde ich trotz meiner Karte haben eindringen können, hätte nicht Geoffroy St. Hilaire, als Mitglied des Instituts de France hier von Autorität, mir den Weg gebahnt, und unter der Leitung eines der Lehrer dicht an der Tribüne einen bequemen Platz verschafft. — Nun erst übersah ich ruhig die größtentheils aus Damen bestehende Versammlung, und wandte nun meine Aufmerksamkeit auf den Director, welcher jetzt mit einer Elite junger Taubstummen von 9 bis 17 Jahren hervortrat. Er hielt eine Rede, worin er die Nothwendigkeit und die ersten Grundsätze des Taubstummenunterrichts auseinandersetzte. Hierauf folgten die Prüfungen

*) Die Schattenseite des Carnevals in einem der künftigen Aufsätze. D. Red.

der Zöglinge, welche besonders darin bestanden, daß man sie rechnen, Worte sprechen ließ; dann ihnen Sachen, Zahlen, Handlungen vorführte, die sie an eine große schwarze Tafel schreiben mußten. — So weit war denn Alles gut und die Zöglinge hielten sich wacker — aber nun folgte ein Theil der Prüfung, welcher so ganz französisch, so ganz auf die Schaulustigkeit des Publicums berechnet war, daß es mir leid that, einen jungen schon erwachsenen Taubstummen von übrigens recht glücklicher Bildung dazu bestimmt zu sehen. — Es wurden nämlich nach und nach mehrere Lafontainische Fabeln vorgelesen, und der Arme mußte nun durch Gesticulation pantominisch die Fabel dem Publikum vorführen. Maitre Corbeau und der intriguirende Fuchs, das Milchmädchen und das Diner des langhälsigen Kranichs, alle wurden unter Applaudiren und gutmüthigem Gelächter des Publikums dargestellt, und ich konnte dabey nur das angenehme Gefühl haben, daß Schaustellungen dieser Art doch in Deutschland nicht leicht möglich werden könnten. — Besser war noch der Schluß der Prüfung, welcher darin bestand, daß von dem Publikum manche mit Fragen beschriebene Zettel aufgegeben, und von den ältern Zöglingen durch Anschreiben ihrer Gedanken darüber an die Tafel beantwortet wurden. Es kamen heute gerade keine sehr merkwürdigen Aeußerungen der Taubstummen vor, allein großentheils lag die Schuld auch an den Fragenden; meistentheils hatten indessen die Antworten einen eigenen treffenden und von gesunder Geistesorganisation zeigenden Charakter, und so wurde ich unwillkürlich an die hübsche, rührende Antwort erinnert, welche einst bei einer gleichen Gelegenheit ein Zögling der Anstalt gegeben hatte, indem er auf die Frage, was denn eigentlich der Begriff der Dankbarkeit sei? nichts hinschrieb, als die einfachen Worte: „c'est la mémoire du coeur!" —

Ich hatte mich übrigens beiläufig vielfach mit dem jungen Lehrer, welcher mich an meinen vortheilhaften Platz geleitet hatte, über das Institut und die Fähigkeiten der Zöglinge unterhalten, und ihn selbst dabei auf ein Thema aufmerksam gemacht, welches ich wohl überhaupt den Vorstehern von Taubstummen- und Blindenanstalten empfohlen wissen möchte, nämlich auf die Träume dieser unglücklichen Personen. — Er selbst mochte — wie das so zu gehen pflegt — auf einen ihm so nahe liegenden Gegenstand noch niemals besonders geachtet haben; indessen war er geistig hell genug, um die Wichtigkeit des Phänomens zu fassen, und wird vielleicht nun noch manches Weitere darüber erfahren. — Eine Bemerkung, welche er aber doch gemacht hatte, war mir immer schon interessant genug, nämlich: die Taubstummen, obwohl ihnen das Reden durch die Fingersprache so geläufig, und das Sprechen durch die Zunge nur mühsam erlernt ist, äußern sich doch, wenn sie lebhaft träumen, nie durch Gesticulation

und Fingersprache, sondern nur durch die mit Mühe ausgestoßenen Worte. — Möchte somit meine Anregung, diesem Gegenstande fernere Beachtung zu gönnen, nicht ohne Erfolg bleiben! —

Nachdem das Publikum sich größtentheils entfernt hatte, führte mich Herr Ordinaire durch die Arbeitszimmer, Schlafsaal, die Capelle und die Refectorien der Zöglinge, von denen ungefähr einige 80 hier Unterricht erhalten. Es war Alles äußerst nett, reinlich, luftig und zweckmäßig — die Speisesäle mit Marmortischen und blankem Geschirr sahen, gleich der wohl appretirten Küche, einladend aus, und die Vorräthe der Kleider und des Leinenzeugs waren so wohl geordnet und reichlich, daß man sah, es stehe jetzt die Anstalt unter einer freigebigen Einwirkung höherer Behörden, und erfreue sich einer pünktlichen und aufmerksamen Direction. — Ich verließ die Anstalt mit dankbarem Andenken an ihren ersten Begründer, den Mann, dessen Büste ein Zögling von ihm, auch ein Taubstummer, mit der Inschrift verzierte:

„Il révèle à la fois les secrets merveilleux,
De parler par les mains, d'entendre par les yeux."

Weibliche Erziehung in Amerika.

Merkwürdig ist es, daß aus einem fernen Welttheile, der, wie man allgemein glaubt, den schädlichen Einflüssen der verfeinerten europäischen Bildung und Ueberbildung fremd geblieben, dieselben Klagen, dieselben Bemerkungen und das Verlangen nach Abhilfe davon herübertönen, als sie in Europa vernommen werden; ja daß der Amerikaner unser Vaterland als dasjenige bezeichnet, wo man die richtigsten Ansichten über Erziehung der Kinder in Theorie und Praxis entwickle. Dr. Brigham, ein amerikanischer Arzt, spricht sich über die weibliche Erziehung in Amerika mißbilligend aus, er sagt: „Eine Verbesserung der weiblichen Erziehung ist besonders in unserem Lande nöthig; denn es ist beklagenswerth und wirklich beunruhigend, zu sehen, wie das Frauengeschlecht in den vereinigten Staaten, (vorzüglich in den Städten) im Allgemeinen zarter und schwächlicher ist, als in mehreren europäischen Ländern. Ich weiß aus eigener Erfahrung und Beobachtung, daß in unsern großen Städten eine viel größere Anzahl bleicher, magerer und augenscheinlich ungesunder Frauen gefunden wird, als selbst in den volkreichsten Städten Frankreichs und Englands. Die Wahrheit dieser Bemerkung ist durch einheimische und fremde Reisende hinlänglich bestätigt. Allein es gibt auch kein anderes Land, wo im Allgemeinen die weibliche Erziehung so frühzeitig nur auf hohe Geistesbildung berechnet, und der physischen Erziehung fast gar keine Aufmerksam-

keit gewidmet wird. Findet hierin keine Aenderung Statt, so wird die Schwächlichkeit der weiblichen Bevölkerung unseres Vaterlandes immer allgemeiner werden, und dieß um so mehr, da der gefährliche Grundsatz sich verbreitet, als sei die äußerste Zartheit ein Erforderniß der Schönheit; welche falsche und irrige Meinung man leider so oft aufstellen hört. Kein Volk kann auf die Länge einen hohen Rang unter den Nationen der Erde behaupten, bei welcher eine solche Meinung vorherrscht, und die Frauen fast Alle schwächliche Wesen sind." —y.—

Miscellen.

Aus einem ämtlichen Berichte des Dr. Köhler, kön. Stabsarztes in der Charité zu Berlin, heben wir in Bezug auf Geisteskrankheiten in dieser Anstalt Folgendes aus: Es wurden in einem der letztern Jahre 161 Geisteskranke aufgenommen, und die einzelnen Monate verhielten sich in Hinsicht der Häufigkeit der Aufnahme dergestalt, daß die Zahl der erkrankten Individuen in den verschiedenen Jahreszeiten und bei den verschiedenen, diese begleitenden Witterungseinflüssen, nur wenig variirte; woraus, im Vereine mit der Erfahrung früherer Zeiten gefolgert werden darf, daß die Seele von jenen Witterungsverhältnissen unabhängiger ist als der Körper. Uebersehen darf man indessen hierbei nicht, daß jene atmosphärischen Verhältnisse, wo sie auf ein bereits geschwächtes Nervensystem treffen, mit der Verschlimmerung der körperlichen Leiden auch des Geistes Schwingen lähmen. — Die häufigsten Gelegenheitsursachen zur Erzeugung des Wahnsinnes und des Blödsinnes waren: Ausschweifungen in der physischen Liebe, widernatürliche Befriedigung derselben, der unbeschränkte Genuß des Branntweins; Eitelkeit, Hochmuth und Eigenliebe. Auch in Hinsicht der größern oder geringern Sterblichkeit machte sich der Einfluß der Luftbeschaffenheit nicht bemerkbar, indem gerade im Juni die Meisten mit Tode abgingen, wo die Luft im Durchschnitte warm und trocken war, und sich kein bedeutend rascher Wechsel der Temperatur und des Barometerstandes zeigte. Bei der Behandlung der Geisteskranken sah man außer der psychischen durch Wort und That, besonders darauf, daß die Kranken zu körperlicher Bewegung, durch gymnastische Uebung, und zu nützlicher Beschäftigung im Hauswesen angehalten würden; zu welchem Zwecke man auch Handwerkern Gelegenheit gab, in dem von ihnen erlernten Fache zu arbeiten. Ein eigener Lehrer stellte auch Gedächtnißübungen mit den Kranken an. Bei den Frauen füllten Handarbeiten den größten Theil des Tages aus. —12—

Kaffeh in der Wüste. — Es ist zum Erstaunen, welche Wirkung eine noch so kleine Portion guten Kaffehs bei den Arabern macht. Sie brauchen, wenn sie Kaffeh haben, sonst kein aufregendes oder stärkendes Mittel bei ihren langen und mühseligen Reisen. Die Araber der Wüste können oft 24 Stunden ohne Nahrung fortgehen, wenn sie nur von Zeit zu Zeit ihr Bischen Kaffeh nippen können, den sie jeden Augenblick in dem kleinen Gefäß, das sie bei sich tragen, mit einer außerordentlichen Schnelligkeit sich bereiten. (Aus Major Skinner's Reise nach Indien.)

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Iß' mäßig stets und ohne Hast,
Daß Du nie fühlst des Magens Last;
Genieß' es auch mit frohem Muth,
So gibts Dir ein gesundes Blut.

Fleisch nähret, stärket und macht warm,
Die Pflanzenkost erschlafft den Darm;
Sie kühlet und eröffnet gut,
Und macht dabei ein leichtes Blut.

Das Obst ist wahre Gottesgab',
Es labt, erfrischt und kühlet ab,
Doch über Allem steht das Brot,
Zu jeder Nahrung thut es noth.

Die beste Nahrung ist das Brot.
Gib es uns täglich, lieber Gott!
Ja, jede Speise kann allein
Mit Brot nur Dir gesegnet seyn.

Das Fett verschleimt, verdaut sich schwer,
Salz macht scharf Blut und reizet sehr;
Gewürze, ganz dem Feuer gleicht,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 4.] Donnerstag den 12. Jänner. [1837.]

Inhalt: Ueber Kahlköpfigkeit und deren Ursachen, von Dr. W. — Dr. Johnson's Proteus-Krankheit. — Hufeland und seine Leistungen im Gebiete der Diätetik. — Die Salpetrière zu Paris von Dr. Bröder. — Miscelle. — Lebensregeln. — Beilage: Beschluß von Hufelands Leistungen im Gebiete der Diätetik. — Einfluß der Tageszeiten auf die Geburten. — Miscellen.

Ueber Kahlköpfigkeit und deren Ursachen.

Von Dr. W...n.

Tacitus, der über die Sitten und Gebräuche unserer deutschen Vorältern schrieb, zählt unter die körperlichen Zierden derselben auch den schönen Wuchs der Haare, die die damaligen üppigen Römer zu ihrem Putze um einen theuern Preis erkauften. Leider ist es jetzt nicht mehr der Fall. Man trifft Unzählige, bei denen die Haare sich vermindern und ausfallen. Ist diese Abnahme eines gesunden Haarwuchses etwas Zufälliges, oder nicht vielmehr in den Sitten unserer Zeit begründet? Man muß gestehen, daß die Galanterie und Treibhauserziehung unseres Jahrhunderts viel an der jetzt häufigeren Kahlköpfigkeit Schuld ist. Auch ist nicht zu läugnen, daß dieses Uebel so lange zu den lästigen gehören wird, als es die Sitte fordert, sich in den gebildeten Zirkeln, Concerten, Bällen u. s. w. mit entblößtem Haupte zu zeigen. Daher dürfte es manchem Leser nicht unwillkommen seyn, etwas über die Ursachen der Kahlköpfigkeit zu erfahren; indem nur dann diesem Uebel Einhalt gethan werden kann, wenn die Umstände, die es hervorbringen, näher gekannt sind. Als erste und vorzügliche Ursache des Ausfallens der Haare stellen wir das Ueberstehen gefährlicher Krankheiten oder schwerer Wochenbetten hin. Es geschieht oft, daß der von einer schweren Krankheit Genesene den schönsten Schmuck seines Hauptes verliert. Möchten doch unsere schönen Leserinnen, die durch eine regellose oder naturwidrige Lebensart während ihrer Schwangerschaft den Keim zu einer Krankheit im Wochenbette legen, wohl beherzigen, daß sie sich hierdurch nicht nur der Gefahr eines siechen Wochenbettes, sondern auch der einer lebenslänglichen Kahlköpfigkeit aussetzen. Was daher die Stimme der Natur und der flehende Zuruf ihrer Kleinen

um eine gesunde Milch nicht vermag, sollte wenigstens die Eitelkeit bewirken. — Eine andere Ursache dieses Uebels ist eine ausschweifende Lebensart und die unmäßige Befriedigung sinnlicher Triebe, auf welche gewöhnlich allgemeine Schwäche, Abmagerung, Rückendarre, und andere chronische Leiden sich einstellen. Gewöhnlich gesellt sich diesen Folgen das Ausfallen der Haare auf dem Kopfe, den Augenbraunen und Augenliedern hinzu, und beim Manne bleibt oft auch der Bart von diesem Uebel nicht verschont.

Gruner führt eine ganze Reihe von Männern an, die durch liederliches Leben die Haare verloren haben. — Auch Hautausschläge, so wie andere Krankheiten, die mit einer Entmischung oder Verderbniß der Säfte verbunden sind, z. B. der Scharbock, können den Verlust der Kopfhaare bewerkstelligen. Daher können enge Wohnungen, feuchte, verdorbene Luft, scharfe, starkgesalzene, fette, verdorbene Nahrungsmittel, geistige Getränke, im Uebermaße genossen, lange Seereisen, und überhaupt Alles, was die Entstehung des Scharbocks begünstigt, zur Kahlköpfigkeit Anlaß geben. — Aber nicht immer sind es körperliche Ursachen, die das Leben der Haut und folglich auch der Haare schwächen, sondern auch, und vorzüglich Seelenleiden, langwieriger Kummer und schwere Sorgen können eine Kahlköpfigkeit hervorbringen, die um so schwerer zu heilen ist, als es nicht immer in der Macht des Arztes steht, diese Gemüthsleiden seiner Kranken zu entfernen und in ihnen eine heitere frohe Laune zu erwecken. Denn in solchen Fällen pflegen heitere Gesellschaften, ein erhebender Trost der Umgebung mehr, als alle andern Mittel zum bessern Wachsthume der Haare beizutragen. — Daß große Geistesanstrengungen, zu anhaltendes Studieren auf das Leben der Haare den nachtheiligsten Einfluß haben, und daher sehr oft frühzeitige Kahlköpfigkeit hervorbringen, lehrt die tägliche Erfahrung, und wir können Personen, bei denen solche Anstrengungen als Ursache mitwirken, nur rathen, von ihrem Eifer etwas nachzulassen, fleißige Bewegung in freier Luft zu machen, und ihrem Geiste einige Vacanzen zu gönnen.

Es gibt ferner Menschen, bei denen häufiger Schwindel, Kopfweh, sehr rothe Gesichtsfarbe, Nasenbluten u. s. w. auf Vollblütigkeit hindeuten, und man hat Beispiele, daß durch ein solches Uebermaß von Blut Kahlköpfigkeit entstanden ist. Daher müssen solche Personen alle Arten geistiger Getränke, Branntwein, Bier, Wein u. dgl. strenge meiden, im Genusse von Fleischspeisen und andern reichlich ernährenden Lebensmitteln große Enthaltsamkeit beobachten. — Wir haben nur noch zu erwähnen, daß eine zu häufige und zu lang anhaltende Bedeckung des Kopfes, besonders bei häufigem Schwitzen, eine Kahlköpfigkeit bewirken kann. Nicht selten stellt sie sich daher nach langen Fußreisen, besonders bei

Soldaten ein, die mit Czakos oder Mützen auf dem Kopfe lange und öfter in der Sonnenhitze exerciren. Wir könnten noch eine Ursache der Kahlköpfigkeit anführen, die besonders häufig zu der Zeit vorkam, als ein leider nur zu bekanntes Uebel in Europa epidemisch auftrat, allein dieses gehört nicht sowohl in das Gebiet der Diätetik, als in das des Arztes und der Moral. Nur so viel wollen wir hier erwähnen, daß man, eben weil es so viele Ursachen der Kahlköpfigkeit gibt, — nicht übereilt und einseitig dieselbe beurtheilen darf; ja nicht selten fallen die Haare aus, ohne daß man irgend einen Grund ausmitteln kann. Schließlich bemerken wir hier, daß man gegen die in Zeitungen gerühmten Pomaden, Haarwuchs-Oele und Essenzen auf seiner Hut seyn muß; denn nur die Entfernung oder Verhütung der Ursache kann dieses Uebel heilen, und es kann sich leicht treffen, daß gerade die angewendeten Mittel, wenn sie nicht von einem vernünftigen Arzte angerathen wurden, dem Zwecke, den sie erreichen sollen, schnurstracks entgegen arbeiten, und man nebst den Haaren noch sein Geld einbüßt.

Dr. Johnson's Proteus-Krankheit *).

Dr. Johnson hält die Krankheiten für ein Product der Zeit, und die lächerlichsten Moden in der Heilkunde sind ihm nur ein Beweis, daß gewisse Lebensarten auch gewisse Krankheiten nach sich ziehen. Die Alten wurden von Uebeln geplagt, die wir jetzt gar nicht kennen, und wußten wieder von manchen Seuchen nichts, die in neuern Zeiten die Welt verheerten. In England mögen jetzt manche frühere Krankheiten seltener oder milder geworden seyn; aber man möchte stark zweifeln, ob es bei dem Tausche gewonnen habe. Denn das Uebel, das der Verfasser Patho-Proteian malady (die proteusartige Krankheit) nennt, dürfte manche ehemals schwere, aber kurze und rasch verlaufende hitzige Krankheit übertreffen. Das Proteus Uebel schildert Johnson mit lebendigen Farben, und wir heben aus seiner Beschreibung desselben Folgendes heraus:

Patho-Proteian malady: „Dieß ist eine Krankheit neueren Ursprungs. Weder bei den Alten noch im Mittelalter findet sich ihr Name, ihre Beschreibung. Sie ist ohne Zweifel das Kind der raffinirten Civilisation, sitzender Lebensart und übertriebener Geistescultur, wodurch der Körper herabgebracht, der Geist verwirrt, aufgeregt und erschöpft wird. — Sie entsteht gleichsam durch die Reibung (friction) der Seele an den Din-

*) Aus dessen: Economy of Health.

gen und der Dinge an der Seele. Sie ist kein Ergebniß der Unmäßigkeit; denn unsere Vorfahren waren unmäßiger, als wir sind; sie ist nicht das Product der Verweichlichung, des Genusses oder der Trägheit; denn die jetzt lebende Menschheit leidet mehr an Arbeit und Sorgen, als an Müssiggang und Zerstreuung. Tausende fühlten schon dieses Uebel, — nicht Einer kann es beschreiben; obwohl Tausende es studiert haben, so ist doch nicht Einer im Stande, eine genaue Definition von demselben zu entwerfen. Kein Wunder! Es ist ein Proteus, welcher eigenmächtig die Gestalt und die Eigenschaften einer jeden körperlichen und geistigen Krankheit sich anmaßt, die von jeher das menschliche Geschlecht gequält hat. Dieß ist aber nicht Alles! Er verachtet den Charakter eines bloßen Nachahmers, und nimmt Gestalten und Stellungen an, die noch gar nicht als Krankheits Formen vorgekommen sind. Auch dieß darf nicht überraschen. Denn wir Engländer haben mittelst unserer unendlichen Colonisation die körperlichen Zustände- und Krankheiten des Ostens und Westens eingeführt, und dieselbe unserer ursprünglichen Natur eingeimpft. An jedem Tage, in jeder Stunde wird das geübte Auge in den Straßen Londons die Gesichtszüge eines Hindus, die Nase und Lippen eines Negers u. s. w. entdecken. Aber dieses würde von geringen Folgen gewesen seyn, hätten wir nicht zugleich die hindostanische Leber, die caribäische Milz, das Phlegma des Nordländers und das cholerische Temperament des Südbewohners mit eingeführt. Man hat diese Krankheit mit den mannigfaltigsten Namen: Indigestion, Leberleiden, nervöse Reizbarkeit, Hypochondrie u. s. w. bezeichnet, und diese Namen waren zu verschiedenen Zeiten im Schwunge, um diesen Proteus zu bezeichnen. Aber eigentlich genommen, ist dieses Uebel kein bestimmtes Ding, keine besondere einzelne Krankheit, die vom Himmel herabgesendet, oder aus den Eingeweiden der Erde entstanden ist, sondern es ist bloß eine Anlage zu Krankheiten, ein kränklicher Zustand, den die oben erwähnten physischen und moralischen Ursachen hervorgebracht, und welcher die Farben von tausend andern Krankheiten spielt. Es gibt zwar der Ursachen unzählige, die dieses Uebel begünstigen; aber zwei vorzügliche Kanäle gibt es, durch welche es am häufigsten zufließt, nämlich Magen und Gehirn, besonders Letzteres. Die moralischen Eindrücke, die mittelst der Seele und ihrer Leiden auf Gehirn und Nerven schädlich einwirken, sind bei weitem von traurigeren Folgen, als die physischen Einwirkungen des Essens und Trinkens auf den Magen. Die mannigfachen Beziehungen des Menschen zu seiner Umgebung, wie sie die jetzige Zeit und der Standpunct des gesellschaftlichen Lebens mit sich bringen, erhalten uns in einem fast beständigen Zustande von störender Aufregung; und diese Gemüthsstörungen wirken nicht bloß auf das Gehirn und die Nerven, sondern auch auf die mit diesen innig verbundenen Organe, nämlich auf den

Magen, die Leber und überhaupt auf alle Verdauungswerkzeuge. Daher sind Aengstlichkeit des Gemüthes, große Geistesanstrengungen, sitzende Lebensart und Unmäßigkeit die vorzüglichsten Ursachen der Proteus-Krankheit. Zur Heilung derselben schlägt Dr. Johnson vor: körperliche Uebungen, Mäßigkeit, und zwar nicht nur im Essen und Trinken, sondern in den Vergnügungen und Genüssen, in unsern Leidenschaften, Wünschen, und besonders im Ehrgeiz. Wo Mäßigkeit nicht hilft, da sind Reisen das beste Heilmittel. Johnson schlägt in seinem Buche mehrere Plane zu solchen Reisen vor. *__m.

Hufeland und seine Leistungen im Gebiete der Diätetik.

D'ecouter la nature il fit sa loi suprême.
Il soumit le savoir à cette autorité.
Il seût chez l'ennemi cherir la verité
Et hair l'erreur cher lui même.
Haller.

Die Leistungen großer Männer werden oft erst nach ihrem Hinscheiden anerkannt. Erst die unparteiische Nachwelt macht das Unrecht wieder gut, welches Neid und Mißverständniß der Mitwelt begangen. Um so beneidenswerther ist das Loos eines Mannes, der, wie Hufeland, schon von seiner Zeit geliebt und geachtet, und dem noch während seines Weilens auf dieser Erde die Palme der Anerkennung zu Theil geworden. Durch seinen Tod im Jahre 1836 hat der Staat, die Wissenschaft und die Menschheit einen schweren Verlust erlitten; und das Leben eines solchen Arztes gewährt als Muster für Gebildete jeden Standes hohes Interesse.

Auf Hufeland's Leben passen vollkommen die Worte, die der große Zimmermann als Motto zum Leben des unsterblichen Haller anführt:

___ whose mind
Contains a world, and seems for all things fram'd.

Chr. Wilhelm Hufeland ward geboren zu Langensalza am 12 August 1762. Sein Vater war Hofrath und Leibarzt der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar, und später des regierenden Herzogs Carl August, an dessen Hofe ausgezeichnete Dichter und Gelehrte lebten. Hier erhielt H... die erste wissenschaftliche Bildung durch treue Fürsorge seiner Aeltern, durch gründliches Studium der alten Classiker, und durch eine wahrhaft religiöse Richtung, die er in seinem ganzen Leben treu bewahrte. Dieser classischen Bildung, so wie dem fleißigen Studium der geistreichsten neuern Philosophen und Dichter verdankt er die schöne, blühende und anziehende Sprache und die lichtvolle Darstellung, die Alles, was aus seiner Feder geflossen, schmückt und auszeichnet.

Nach eigener Wahl und den würdigen Fußstapfen seines Vaters und Großvaters folgend, widmete sich H... der Heilkunde zuerst im Jahre 1780 in Jena und später in Göttingen, wo ausgezeichnete Lehrer, wie Blumenbach, Richter, Wrisberg, Gmelin u. s. w. als Sterne erster Größe glänzten. Der Unterricht und Umgang mit diesen Männern, so wie eigene Studien, machten ihn nicht bloß mit dem Standpunkte der ärztlichen Wissenschaft seines Zeitalters, sondern auch mit den Ansichten der classischen Aerzte aller Zeiten vertraut.

Am 21. Juli 1783 erhielt H... in Göttingen die Doctorswürde und begann nun zur Unterstützung seines erkrankten und allmälig erblindenden Vaters in Weimar die ärztliche Praxis, die sich bald sehr erweiterte, ihn jedoch nicht hinderte, an dem regen, wissenschaftlichen Streben daselbst lebhaften Antheil zu nehmen.*) Damals erschienen von ihm zwei interessante Aufsätze: Ueber Schönheitsmittel und über die neuesten Modearzneien und Charlatanerien. In einer trefflichen Schrift über eine von ihm beobachtete Blattern-Epidemie sprach er sich auch über die diätetische Behandlung der Kinder, und bald darauf über die Möglichkeit, lebendig begraben zu werden, mit Nachdruck und menschenfreundlichem Eifer aus. Damals machte H... auch seine Erfahrungen über die Skrophelkrankheit, über den Nutzen der Blatternimpfung bekannt, die er mit aller Wärme gegen ihre Feinde in Schutz nahm.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Die Salpetrière zu Paris.

Von Dr. Bröder**).

Man kann sich kaum einer schwindlichten Verwirrung und tief schmerzlichen Beklemmung erwehren, wenn man die Irrenanstalt in Paris besucht, und diesen ungeheuren Schwarm irrer Weiber zu ersten Male sieht. Zwar macht der größere Hof mit der Fontaine in der Mitte, dem grünen Grasboden und schattigen Bäumen, unter denen ruhige Schwermüthige sitzen, nur einen mildernsten Eindruck. Doch regt sich schon eine unheimliche Ahnung des Wahnsinnes, wenn man eine gutgekleidete Frau mit rothem Shawl, Strohhut mit bunten Federn darauf, und einen Besen in der Hand emsig kehren, eine Andere barfuß und im tiefsten Negligé, einen Kranz von Aehren, nicht ohne Geschmack, in die Haare geflochten, mit zum Himmel gerichteten Blick

*) Wir können uns hier auf die wissenschaftlichen Arbeiten Hufeland's im Gebiete der Heilkunde nicht einlassen, und wollen nur, der Tendenz dieser Zeitschrift gemäß, das berühren, was dieser große Arzt im Gebiete der Diätetik und Volksarzneikunde geleistet.

**) Blätter für Psychiatrie 1836. I. pag. 102.

herumwandeln sieht, und eine Mohrin, im bloßen Hemd und einem Schürzchen, mit weitaufgerissenen Augen dem Eintretenden entgegen stiert. Betritt man aber die Höfe der heilbar und unheilbar Rasenden, so fühlt man sich von der ganzen Gräßlichkeit des Wahnsinns mit verwirrendem Schreck erfaßt. Die Meisten sind in der Sommerhitze im bloßen Hemde; einige nur haben eine Schürze an; ganz wenig sind eigentlich angekleidet. Zu den Gitterthüren drängen sich immer eine Menge anderer Irren zusammen, von dem steten Skandal herbeigelockt. —

Hier schreit und springt toll und wüthend ein dickes, riesenstarkes Weib umher mit glühendem Gesicht, hinter ihm starren krause, schwarze zerzaus'te Haare einer andern Frau, und erbärmlich ohrzerreißendes Wehgeschrei und Heulen tönen herüber, während eine Nebenstehende ein erschreckliches durchdringendes Gelächter herauswiehert. — Im romantischen Traume versunken, unberührt von der scheuslichen Umgebung, recht innig und idyllisch selig schleicht dazwischen Eine im Hemd, mit einem dürren Kranz von dürren Blättern über den langen, flatternden, braunen Haaren, und einer bunten Schürze um die Lenden, und begießt leise murmelnd die Bäume aus zwei winzigen hölzernen Schüsselchen. Mit glühenden Augen und Augenliedern gestikulirt eine hagere Schönheit theatralisch, scheint stolz auf ihre Halskette von Bindfaden und Holzstückchen, und wiederholt die bedeutungsvolle Frage: Etes vous marié, Monsieur? die noch nicht beantwortet ist, weil ein neben dieser stehendes kleines, rundes Weibchen eine andere Frage an ihn richtet. Man ist mit Antworten noch nicht fertig, als eine Alte ihr Hemd herunterreißt, schauderhaft lustig singt und umherspringt. —

Während eine Tiefbetrübte ihren Kopf auf des Arztes Pariset's Brust legt und bittere Thränen weint — er hält sie theilnehmend — schmettert das monotone grelle Gelächter einer starkknochigen Rothköpfigen dazu, und die trockene Erklärung einer dummstolzen, gleichgiltigen Blondine: „das da sind lauter Narren," fällt ein. —

Mehrere kauern in Zwangsjacken herum und heulen, fluchen und schimpfen fortwährend. Aus der finstern Tiefe einer Loge blickt ein hageres kokett lächelndes Gesicht, und die Augen der Eingegitterten leuchten wie Eulenblicke aus der Nacht hervor. Kalt und stumpf schielen zwei blaue Augen daneben herüber. —

Zwei Tolle schimpfen sich. Mit Blitzesschnelle hat die Eine ihren Holzschuh der Andern an den Kopf geschleudert und beginnt sie mit Füßen zu stoßen. Mit Mühe bringt man sie auseinander. Dieses unablässige Geklapper, Geschwätz, Geschrei, Gesinge, Geheul, Schimpfen und Lachen, das schreiende Weinen, das tolle, wirre, rast- und zwecklos treibende Unter-

einander, die absonderlichen Gestalten, Mienen, Blicke, Fragen, dieses Aufgehobenseyn aller Theilnahme, alles Mitgefühls, diese entsetzliche Einsamkeit aller Einzelnen mitten im Gewühle — Jede schreit, heult, lacht, weint, schwatzt auf eigene Faust, nicht Zwei stimmen in Ein Lachen oder in Einen Klagelaut! — Dieses hundertfältige, tiefe Sehnen ohne Erfüllung, diese trübe, wirre Nacht, aus welcher selbst das Lachen nicht menschlich-fröhlich, sondern nur höhnend aus Ironie oder Unsinn heraustönt, diese Verneinung, Entäußerung, Entbehrung alles menschlich Lieben, diese rein absurde Unzweckmäßigkeit, diese entsetzliche Masse nicht menschlicher Menschen; der Gedanke, was sie seyn, verwirklichen und genießen könnten, und was sie wirklich sind, leben und entbehren — die furchtbar gewaltige Macht des blind plastischen vernunftlosen Naturwaltens endlich, wie sie hier vor Augen tritt, hat etwas Erschütterndes, dessen man sich nur mit männlicher Kraft und nur nach wiederholten Besuchen der Irrenanstalt erwehren kann. —

Miscelle.

Das „Belfast-Journal" versichert, daß Herr H. Gardiner in dieser Stadt eine sichere Methode erfunden habe, um den Schlaf ohne Beihilfe narkotischer Mittel oder irgend einer Arzenei hervorzubringen. Sancho Pansa sagte: „O! glücklich der Mann, der zuerst den Schlaf erfand!" Was würde er erst vom Herrn Gardiner gesagt haben? Z.

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Willst Du gedeihlich Fleisch genießen,
Mußt Du es stets mit Wein begießen.

Den Käs iß nie im Uebermaß,
Mit Brot, zum Nachtisch taugt er was.

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Zu viel getrunken macht er Schmerz,
Er öffnet sträflich Deinen Mund,
Und thut selbst Dein Geheimniß kund.

Hierzu eine außerordentliche Beilage.

Außerordentliche Beilage
zur
Gesundheits-Zeitung.

[N° 2.] Donnerstag den 12. Jänner. [1837.]

Hufeland und seine Leistungen im Gebiete der Diätetik.

(Beschluß.)

Zu jener Zeit genoß Hufeland schon die persönliche Achtung seines Landesherrn, und in einer literarischen Gesellschaft, welche Göthe wöchentlich bei sich gab, war der Herzog Carl August Zuhörer einer interessanten Vorlesung Hufeland's. Er ward bald zum öffentlichen Lehrer der Heilkunde in Jena ernannt, wo er seine Vorträge eben so anziehend als belehrend machte. — In einer Schrift: „Guter Rath an Mütter," sprach sich Hufeland eindringlich über die Nothwendigkeit und die Vortheile einer physischen Erziehung der Kinder aus. In einer damals erschienenen Sammlung seiner populären Aufsätze befindet sich einer über die Gefahren der Einbildungskraft, der alle Beherzigung verdient. In einem Abschnitt seiner Preisschrift über die Skrophel-Krankheit, finden sich die Erinnerungen an Aeltern und Erzieher über das Verwachsen und die Krümmung des Rückgrats, ihre Ursache, Verhütung und Heilung. — Unter den Vorlesungen Hufeland's fanden die, welche er über Diätetik und Lebensverlängerung hielt, großen Beifall; dieß veranlaßte ihn zur Bekanntmachung seines Werkes: Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern (Macrobiotik), worin der diätetische Grundsatz des für die Erhaltung der Gesundheit nöthigen Gleichgewichts der Ernährung und des Verbrauchs (Restauration und Consumtion) consequent durchgeführt wird. Der Werth des Werkes, welches beim größern Publikum Hufeland's Ruf vorzugsweise begründete, liegt weniger im Vortrage neuer Wahrheiten, als in der Vollständigkeit und schönen Darstellung, in der moralischen Tendenz und in der wohlwollenden Menschenliebe, die sich in demselben ausspricht. Als seit 1798 Jenners segensreiche Entdeckung der Schutzpocken die allgemeine Aufmerksamkeit rege machte, erkannte auch Hufeland ihre große Wichtigkeit und ermunterte zur Beförderung der Schutzpocken-Impfung in einer eigenen Schrift: „Aufforderung an alle Aerzte Deutschlands."

Am 9. November 1800 starb in Berlin der königl. Leibarzt Selle, und Hufeland war vom König zu dessen Nachfolger ernannt. Er folgte diesem ehrenvollen Rufe, der seiner Thätigkeit einen ausgedehnteren Wirkungskreis gewährte und den er 35 Jahre lang mit hoher Einsicht, strenger Redlichkeit und segensreichem Einflusse auf das preußische Medicinalwesen erfüllte. Mit hohem menschenfreundlichen Eifer warnte Hufeland in einer Schrift: „Ueber die Vergiftung durch Branntwein," vor dem Mißbrauche dieses Getränkes.

Kräftig und eindringlich schilderte er die Folgen der allmäligen Branntwein-Vergiftung für Geist und Körper. In einem Aufsatze: „Ueber den Wahnsinn," sprach Hufeland seine Ansicht über Seelen-Störungen aus, widerlegte den Materialismus, empfahl eine menschenfreundliche und liebreiche Behandlung der Geisteskranken. Hufeland's wohlthätiger und menschenfreundlicher Sinn bewies sich auch durch seine Theilnahme an den Geschäften des Berliner Armen-Vereins, dessen Mitglied er war, und durch Veranlassung einer bessern Fürsorge für bedürftige Kranke. Lebhaftes Interesse erweckte Hufeland's Vortrag in der Akademie der Wissenschaften: „Ueber die Geschichte der Gesundheit des Menschengeschlechts, nebst einer Charakteristik des jetzigen Zeitalters, in Vergleich zu der Vorwelt."

Unter der Aufschrift: „Was der Heilkunst wahrhaft noth thut," sprach sich Hufeland in einem Aufsatze seine Ueberzeugung in Hinsicht der Stellung der Aerzte zum Staate, zum Publikum und zu sich selbst, für strenge Prüfung der angehenden Aerzte, für die Bildung von Vereinen der ältern und ausgezeichneten Aerzte mit der Bestimmung aus, auf die Würde der Kunst und des Standes zu halten, ärztliche Streitigkeiten zu schlichten, und sich wissenschaftlich zu berathen. Im 68. Bande seines Journals suchte Hufeland den Irrthum Derjenigen mit Nachdruck zu rügen, welche einer sogenannten Monomanie jede verbrecherische Handlung beizumessen geneigt sind, und dadurch alle Zurechnungsfähigkeit aufheben wollen. Im November 1829 übersandte Hufeland sämmtlichen Medicinal-Räthen Preußens einen Plan zu einem Hülfsvereine für nothleidende Aerzte. Dieser Plan fand die allgemeine Zustimmung der Aerzte und erhielt die Genehmigung des Königs, unter dem Namen: „Hufeland'sche Stiftung." Hufeland selbst wies dem Fonde des Vereins ein bedeutendes Capital zu, und die Resultate waren so günstig, daß jeder Menschenfreund, der die beschränkte Lage so vieler Aerzte und die ihrer Gesundheit gefahrdrohenden Mühseligkeiten kennt, sich über den gedeihlichen Fortgang dieser Stiftung nur freuen konnte. Am 24. Juli 1833, ward der Tag, an welchem Hufeland 50 Jahre vorher die Doctorswürde erhielt, mit allgemeiner und inniger Theilnahme im In- und Auslande gefeiert.

In den Werken Hufelands spricht sich überall eine unerschütterliche Liebe zur Wahrheit, ein hoher Begriff von der Würde der Wissenschaft und die Ueberzeugung aus, daß Selbstverläugnung und Erhebung über die Zeit zu den ersten Pflichten des Schriftstellers gehören. Besonders ausgezeichnet war seine geistvolle Sprache und sein Talent, strenge Wissenschaftlichkeit mit allgemeiner Verständlichkeit zu verbinden. Als Arzt war er ein Vorbild umsichtiger liebevoller Sorgfalt und Theilnahme. Eben so wie seinen Einfluß als Schriftsteller, betrachtete er seinen ärztlichen Beruf vom höhern Standpunkte. „Jeder Kranke," sagte er, „ist ein Tempel der Natur. Nahe Dich ihm mit Ehrfurcht und Weihe, entferne von Dir Leichtsinn, Selbstsucht und Gewissenlosigkeit, dann wird sie gnädig auf Dich blicken, und ihr Geheimes Dir aufschließen." — Der Arzt muß in der Ausübung seiner Kunst bloß den Menschen sehen, und keinen Unterschied unter Armen und Reichen, Großen oder Niedrigen machen. — So groß Hufeland als wissenschaftlicher Denker und Arzt war, so liebens- und ehrwürdig war er als Mensch. Der erste Eindruck, den er machte, war der einer gewissen Feierlichkeit, die aber zugleich Vertrauen einflößte. Durch ernstes Forschen und einen rein sittlichen Wandel, erwarb er sich eine heitere Mäßigung, Ruhe und Frieden, die sein ganzes Wesen erfüllten. Ernst und Milde waren in ihm vereint; der Eindruck, den er auf Kranke machte, war belebend und stärkend, seine Zusprache hatte etwas Zartes, der Blick und sein seelenvolles schwermüthiges Auge drang belebend tief ins Herz.

Mit diesen Eigenschaften verband Hufeland einen hohen Sinn für wahre Religiosität; ungeheuchelte Frömmigkeit war die Grundlage seiner Biduug, ihm gebührt, was Schiller sagt:

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das Höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen
Lebt der große Name noch.

Dr — p.

Einfluß der Tageszeiten auf die Geburten.

Herr Guiette hat in der Maternité zu Brüssel Untersuchungen über den Einfluß des Tages und der Nacht auf die menschlichen Geburten angestellt. Die ersten Resultate erhielt er aus dem Zeitraume von 11 Jahren (1812—1822), die dahin ausfielen, daß, wenn man sich den Tag in vier 6stündige Perioden getheilt denkt, die Geburten sich folgendermaßen vertheilen:

	Tag	Nacht	
von 1 bis 6	674	799	
» 6 » 12	516	693	
	1190	1492	Summe: 2682.

Man sieht, daß Nachts bedeutend mehr Kinder geboren werden, als am Tage. Die meisten werden Abends eilf und Nachts zwei Uhr geboren; die erste dieser beiden Stunden zählt 224 und die zweite 172 Geburten. Man muß hierbei bemerken, daß die Mitternachtsstunde nur vier Geburten zählt. Auch die Mittagsstunde zählt nur 48, ja während drei Jahren keine einzige Geburt. In den acht Jahren von 1827 bis 1834 hat Guiette von Neuem Untersuchungen angestellt, deren Resultat der Art war, daß von 2766, 1309 bei Tag und 1457 bei der Nacht geboren wurden; die einzelnen Stunden 11, 2 und 3 Uhr Nachts lieferten die größten Zahlen. Die wenigsten Geburten kamen 7 Uhr Früh und 3 Uhr Nachmittags. Mittag und Mitternacht hatten höhere Zahlen. Nimmt man diese beiden Zeiträume zusammen, so gehörten von 5448 Geburten 2949 der Nacht und 2499 dem Tage an. X.

Miscellen.

Andreas Steedmann berichtet in seinem Werke: „Wanderungen und Abenteuer im Innern Afrikas," auch über die Heilkunde der Kaffern. Es gibt (sagt er) eine gewisse Classe von Aerzten bei diesem Volksstamme, welche man Igiaki lumsulu oder die Regenmacher nennt. Da in diesem Lande Dürre und Futtermangel für die Heerde eine häufige Plage ist, so gibt es auch dort Regendoctoren, die den Regen zurückhalten und loslassen können. In einer regenarmen Zeit wird nun der Magier, der zugleich Regenarzt ist, um Hilfe gebeten. Er setzt nun seine Zauberkünste in Bewegung. Kommt Regen, so wird er bewundert; bleibt er aus, so sagt er, sie hätten die von ihm vorgeschriebenen Ceremonie nicht befolgt, stellt sie neuerdings an, und — einmal muß es ja doch regnen.

Herr John Martin, ein berühmter Künstler in London, hat neuerlichst der Parlaments-Commission, die über die in den Bergwerken vorkommenden Unglücksfalle zu berichten hatte, eine von ihm erfundene Sicherheitslampe vorgelegt, welche die bis jetzt gebräuchliche Davysche noch an Zweckmäßigkeit übertreffen soll.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 5.] Montag den 16. Jänner. [1837.]

Inhalt: Ton und Blick, oder: die Gefahren der stummen Beredsamkeit, von Dr. Rud. W. — Die wunderbaren Gelüste, von Sincerus. — Curiosa aus dem Gebiete der verschollenen und theilweise noch existirenden Quacksalberei, von Med. Dr. Ehlich. — Grablegung der medicinischen Assecuranz-Gesellschaft zu Paris — Miscelle. — Lebensregeln. Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Ton und Blick,

oder:

die Gefahren der stummen Beredsamkeit.

Von Dr. Rud. W.

Wie manches häusliche Glück ward durch einen verführerischen Blick, durch eine wohltönende Melodie auf ewig zertrümmert! Vergleicht man die alte Geschichte mit der neuern, so geht klar hervor, daß, so wie in jener die Beredsamkeit die Massen geleitet und oft zu den größten Ausschweifungen hinriß, eben so bei den Neuern Ton und Blick das Leben der Gesellschaft beherrschen. Musik und die Seelensprache des Blickes sind zum Bedürfniß geworden. Daher ihre Allgewalt auf die Gemüther. Es ist gewiß, daß eine treue Geschichte des Blickes und der Töne, mit Rücksicht auf ihren Einfluß auf das Vor- und Rückschreiten der Menschheit, die interessantesten Aufschlüsse über das Gewebe menschlicher Leidenschaften geben würde. Was aber von so großem Einflusse auf die Gemüther der Menschen ist, das können eben diese mißbrauchen, um die Gesundheit und Ruhe unseres Körpers und Geistes zu zerstören! Wir müssen also vor den Gefahren des Blickes und der Töne auf unserer Hut seyn! Immerfort ist der Mensch der verführischen Macht derselben ausgesetzt. Ihre süße Sprache reißt unwiderstehlich hin. Am meisten jedoch zur Zeit des Carnevals, wo das gesellschaftliche Leben reger, lebendiger, inniger wird. Zu dieser Zeit üben Ton und Blick, diese Kinder der Luft und des Lichtes, eine große Gewalt über des Menschen Herz. Sie sind die Seele und Würze der Gesellschaft; selbst rohe Leidenschaft weicht ihrer Zauberkraft. Sie sind der reine

Ausdruck des Seelenlebens: sie gehen nicht aus kaltem Studium, sondern aus dem reinsten Selbst, dem klarsten Ich, wie es lebt und webt, und wie es sich gewaltsam nach Außen drängt, hervor. Daher beherrschen sie so die Gemüther! Vorsätze, die mit fester Willenskraft gefaßt wurden, schmelzen, wie Eis vor der Sonne, vor der Allgewalt der Musik. Man ist in voller Ehrbarkeit überzeugt, daß man für den Tanz schon zu alt oder zu kränklich ist, — der Ton dringt in das geschmeichelte Ohr — und alle Gefahr ist vergessen. Da verkriechen sich in den Schlupfwinkel der Gedanken alle Lehren des Arztes, alle Ermahnungen der Aeltern, alle Reue früherer Leidensstunden, — der Ton mit seiner Zaubermacht duldet keinen Nebenbuhler. Und könnte man auch der süßen Gewalt der Musik widerstehen, — wie soll man der Beredsamkeit des Blickes Stand halten? „Eine liebliche Tänzerin wartet mit einladend schmachtendem Blicke auf Dich — und Du willst prosaisch genug seyn, an den Schaden zu denken, den der Tanz Deiner schwachen Brust zufügen könnte?" Doch dieß wäre noch nicht das Aergste! Würde Ton und Blick nur zu Tanz verführen — wohl Dir! denn man kann ja vorsichtig tanzen. Aber sie umgarnen Deine Seele und lassen sie nicht mehr aus den Schlingen. Die Schmeichelei, welche der Ton Deinem Ohre und der Blick Deinem entzückten Auge gewähren, betäubet Dein besseres Ich und Du bist das Opfer unmäßiger Gelüste. Wohl läßt sich eine innere Stimme warnend hören — aber die schmeichelt nicht und hat keinen Blick, der ihre Sprache so kräftig unterstützt. Siehst Du, Freund, welche Gefahren Dir eine Beredsamkeit ohne Worte droht? Du bist vielleicht noch nüchtern, noch haben die stürmischen Freuden des Carnevals Dein Herz dem Bessern nicht unzugänglich gemacht. Laß Dich, — es ist noch Zeit — vor Ton und Blick ernstlich warnen. Wirf das Blatt nicht mürrisch hin. Es will Dir gut. Nicht verleiden will es Dir den Genuß, nur warnen will es Dich vor der süßen Sprache des Tons und des Blickes. Du mußt Kraft genug haben, diesen Zauberschwestern zu widerstehen, — so werden sie Dich mit stiller unschuldiger Freude entzücken. — Haben sie Dich aber einmal in ihrer Gewalt — sie halten Dich fest, und marklos und entnervt geben sie Dich der Gesellschaft zurück. Genieße mit Maß, so bleibt der Ton für Dich ewig süße Melodie und der Blick ist Dir immer Ausdruck reiner Unschuld. —

Die wunderbaren Gelüste.

Von Sincerus.

Es gibt schwangere Frauen, die man mit Unrecht und falsch beurtheilen würde, wenn man die Wünsche, welche sie äußern, für Geburten des bloßen Eigensinnes oder der üblen Laune halten wollte. Das Leben der Schwangern ist noch in geheimnißvollem Dunkel gehüllt, ihr Begeh-

ren und Verabscheuen darf nicht nach den Gesetzen des Alltagslebens, sondern nach einem ganz besondern Maßstabe beurtheilt werden. Das neue Leben, das sich im Schooße der Mutter zu regen beginnt, gibt ihrem eigenen Seyn und Denken eine Richtung, die, so leicht sie in eine krankhafte ausarten kann, dennoch mit Ruhe, Schonung und Nachsicht behandelt werden muß, wenn man nicht Gefahr laufen will, ein unschuldiges Wesen die fälschlich vermuthete Laune der Mutter büßen zu lassen. Zu diesen Eigenthümlichkeiten des Lebens der Schwangern gehören die sogenannten wunderbaren Gelüste derselben. Zwar sind hysterische, empfindliche, reizbare, verzärtelte, ledige und verheirathete Frauenzimmer, alte bleichsüchtige Jungfrauen, Wöchnerinnen, selbst Kinder solchen sonderbaren Neigungen ausgesetzt; aber am häufigsten finden wir sie bei Schwangern. Durch diese ganz eigenthümliche Umstaltung des Begehrungsvermögens geschieht es, daß Frauen im Zustande der Schwangerschaft, selbst wenn diese regelmäßig verläuft, nicht nur einzelne genießbare Dinge, Speisen, Getränke, z. B. Häring, Pfeffer, Citronen, Essig, Salz, Sauerkohl, Kirschen und Trauben, schwarzes Brot, Wein, Branntwein gelüsten, sondern selbst nach ganz untauglichen, widerwärtigen, schädlichen und unverdaulichen Gegenständen Verlangen tragen. Zu diesen Gegenständen gehören: Kalk, Erde, Holz, Torf, Rost, Gips, Schieferstein, Kiesel und andere Steine, roher Hafer, Gerste, Reis, rohes Fleisch, Leder, Asche, Sand, Siegellack, Heu, Pflaster, Spinnenwebe, Lichtschnuppen, Kaffehsatz, Eis und Pfeffer. Die Schwangern werden, sobald sich eine solche Pica (so heißt man diesen krankhaften Zustand) ihrer bemächtigt, von allen genannten Dingen erquickt, und leiden in der Regel keinen Schaden dadurch. —

In die Reihe dieser seltsamen Gelüste gehören auch Gegenstände anderer Sinne und Gefühle. Dergleichen sind: der Geruch von Tabaksdampf, Tabakschnupfen, Tabakrauchen, allerlei Triebe selbst zum Stehlen u. s. w., bei sonst guten, gebildeten und klugen Frauen. Wir wollen unsern Lesern einige Beispiele dieser Pica vorführen: 1.) Eine Dame bekam in drei Schwangerschaften hinter einander einen unwiderstehlichen Trieb, Tabak zu rauchen, den sie täglich mit einer bis zwei Pfeifen befriedigte, wobei sie den Rauch immer niederschluckte, ohne die geringste Beschwerde davon zu empfinden. Sie ward krank, wenn sie einen Abend keinen Tabak rauchen konnte. Kaum hatte sie entbunden, so konnte sie schon den Tabakrauch nicht mehr riechen. — 2.) Vogel kannte eine Frau, die in ihrer letzten Schwangerschaft einen unersättlichen Hunger nach Schnupftabak hatte. Gleich nach ihrer Entbindung war ihr der Tabak zuwider. In Hufelands Journal vom Jahre 1809, Märzheft, wird der Fall einer Frau erzählt, die durch moralische und physische Nothwendigkeit gleichsam gezwungen, Schiefer-

steine in ungeheurer Menge verzehrte. In 30 Jahren hatte sie 45 Centner davon verzehrt, und blieb völlig gesund dabei. Dieser, auf einen unwiderstehlichen Trieb erfolgende Genuß, der täglich 3 Pfund betrug, gewährte ihr Ruhe und Trost, half ihren physischen Leiden ab, und erhielt ihre gute Gesundheit. Sie war Mutter von acht Kindern, und acht Tage vor jeder Niederkunft ward ihr dieser Genuß zuwider, kehrte aber zur Schwangerschaftszeit wieder zurück. — 3.) Unter den Badegästen zu Doberan im Jahre 1835 befand sich eine vornehme Dame, welche an einem widernatürlichen Kohlenhunger litt. Zuerst äußerte er sich in ihrer dritten Schwangerschaft, nachdem sie gegen Magensäure Kohlenpulver gebraucht hatte. Sie genoß die Kohlen mit großem Wohlgefallen, wobei ihr das vom Kauen derselben entstehende Geräusch auch besonders angenehm und behaglich war. Merkwürdig war der Einfluß des Kohlengenusses auf ihren Gemüthszustand. Hatte sie Kummer, Unbehagen, Uebelkeiten, dann beruhigte und erheiterte sie der Kohlengenuß. Je größer der Kummer, desto stärker war auch der Kohlenhunger. Wenn sie sich noch so satt gegessen hatte, konnte sie doch noch viele Kohlen genießen. —

Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit auf den Fall einer Pica bei einem Manne aufmerksam zu machen. Vogel theit den Fall eines Vielfraßes und Steinfressers mit, der eine volle Schüssel sauren Kohls mit untermischten drei Händen voll Steinen und einer Handvoll Salz verzehrte, ohne dadurch sonderlich gesättigt zu werden. Einmal nahm er 17 Häringe und eben so viele Flaschen Bier nebst vielem Brote zu sich. Ein anderes Mal 25 Pfund gebratenes Ochsenfleisch und 20 Maß Wein binnen sieben Stunden; zu einer anderen Zeit zwei Kälber, eines gebraten, das andere gekocht, binnen acht Stunden, und zwar nicht ohne Steine und zwölf Maß Wein, nachdem er vorher fünf Portionen Speisen vom Koche geholt hatte. Vogel sagt: „Kein vernünftiger Mensch, am wenigsten ein Arzt, würde diesen Fall für möglich halten können, wenn ihn nicht die obrigkeitlichen Untersuchungen der Ilefelder Behörden constatirt hätten."

Curiosa

aus dem Gebiete der verschollenen und theilweise noch existirenden Quacksalberei.

(Von Med. Dr. Ehrlich.)

Curiosa! Thorheiten! bald bloß lächerlich, bald gleich der im Busen erwärmten Schlange Unheil bringend; ausgeheckt von der regellosen Phantasie Einzelner — mitgetheilt aus dünkelvollem Wahne, oder weithinberechnendem Betruge — festgewurzelt innerhalb der Einfriedigung einzelner Thäler, übergesäet in den finstern Boden abergläubischer Gemüther,

aufgesproßt und gepflegt in ganzen Ländern, ausgerottet durch die Anforderungen klarer Bildung, um in unzugänglichen Schlupfwinkeln stärker zu wuchern; — diese darzustellen ist die Absicht dieser Mittheilungen.

Man bedenke nur, daß der Hang zum Abenteuerlichen und mitunter das Interesse Unberufener, manche Hütte, ja manches Haus der Aufklärung hartnäckig verschloß, und es wird nicht mehr so unglaublich scheinen, selbst noch heut zu Tage in Städten auf einzelne, auf dem Lande aber auf Cohorten von Heilmitteln zu stoßen, die entweder bloß thöricht sind und dem Betruge Spielraum geben, oder aber — wenn nicht durch offenbaren Nachtheil — so doch durch unersetzbaren Zeitverlust Schaden bringen. Aerzte also, Seelsorger und Hausväter, mit den noch herrschenden Mißbräuchen bekannt zu machen, sie durch eine Aufzählung bereits vernichteten Unsinns anzuspornen, um zur Befreiung der menschlichen Würde von ihrem dunkelsten Flecken, — dem medicinischen Aberglauben — nach Kräften beizutragen — dieß ist die Tendenz dieser Beiträge.

Augenschmerzen.

Noch heute gibt es Landbewohner mancher Gegenden Deutschland's, die für Augenschmerzen die sichere Hilfe in folgendem Mittel suchen: Früh vor Sonnenaufgang muß Wasser aus einem im Freien gelegenen Brunnen geholt werden. Der Holende selbst darf weder auf dem Hin- noch Heimwege ein Sylbe über seine Lippen kommen lassen, ansonsten das Wasser, dessen äußerer Gebrauch Hilfe leisten soll, alle Kraft verliert. Im Falle aber der genauen Befolgung verdirbt dieses „stille Wasser" das ganze Jahr nicht.

Blattern.

Der höchst interessante „freiwillig aufgesprungene Granatapfel," *) den zu citiren wir noch öfters Gelegenheit haben werden, enthält unter seinen Verhaltungsregeln bei „Blattern" auch folgende ergetzliche:

Sie von den Augen fern zu halten, heißt es darin, darf man nur die Augen und Nase mit einem Türkisse oder spitzen Diamanten dreimal umfahren.

Deren Ausbruch im Halse zu verhüten, soll ein Stückchen gelbes Wachs um den Hals gebunden werden.

Sie, wenn sie ausgebrochen sind, gutartig zu erhalten, wurde gerathen: Die Kinder in ein rothes Tuch zu wickeln und ihnen alsdann den

*) Freiwillig aufgesprungener Granatapfel, oder Geheimniß des Samaritans vieler vortrefflicher besonders bewährter Mittel und Wunder, heilsamer Arzneien wider unterschiedliche Zustände ꝛc. Zusammengetragen von der Durchlauchtigsten Herzogin ꝛc. Eleonora Maria Rosalia, Herzogin zu Troppau und Jägerndorf ꝛc. Wien, Voigt 1715.

Kopf eines lebendigen Rebhuhns zerstoßen und mit frischem rothem Wein übergossen, einzugeben.

Wo möglich aber noch größerer Unsinn lag in dem Gebrauche, in Blatternepidemien sich vor Ansteckung dadurch zu schützen, daß man ein Collier von — Hausenblattern trug.

Blasenstein.

Den Leiden, durch Blasensteine verursacht, verspricht das oben angeführte Werk durch folgendes Mittel gründliche Abhilfe: Zwei Handvoll Taubenkoth, von Sand und Staub gereinigt, sollten in einem starken Glase mit so viel Weinessig übergossen werden, daß es ein dickes „Mueß" abgebe. Das wohlverschlossene Gefäß wurde durch 6 Tage der Sonne ausgesetzt und sein Inhalt alsdann der Destillation unterworfen. Nüchtern wurde davon ein halber oder ganzer Eßlöffel voll, nach „Complexion der Person" genommen und darauf durch vier Stunden gefastet.

Es ist sonderbar, daß zu demselben Zwecke so viele Wild-Gattungen roh zerhackt, mit Wasser übergossen, und einer Destillation unterworfen wurden. Besonders geschah dieß mit dem Rehfleische.

Bock.

Daß sogar der übelriechende Bock zu Aehnlichem verwendet wurde, mag folgende Briefcopie beweisen *)

„Von Gottes Gnaden Elisabeth Gräfin und Frau zu Henneberg, geborne Herzogin zu Würtemberg; Unsern Gruß zuvor lieber Getreuer. Wir thun Dich gnädiglich verständigen, daß der Apotheker zu Meinungen einen Bock wird einstellen, den wir zu einer Arzenei vor den Stein brauchen werden, und mußt Du demselben Bock den allerstärksten Wein zu trinken geben, so man bekommen kann. Demnach, so wolleſt Du mir verschaffen, daß ihm der Wein alle Tage, so viel der Bock trinkt, geliefert werde, und wird solcher Bock den 14. Juni eingestellt werden. Damit Du Dich wisseſt zu richten mit dem Wein geben. Datum Zillbach den 22sten Juni Anno 1575. Es wird solcher Bock nicht länger als 3 Wochen eingestellt werden, demnach wolleſt Du Dich mit dem Apotheker vergleichen, denn ein einziger Bock nicht gar viel Wein trinket."

Elisabeth Gräfin und Frau zu
Henneberg.

Unserm lieben getreuen Wolff Schönleben,
Vogt und Rentmeister zu Masfeld.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Curiositäten. Weimar 1812.

Grablegung der medicinischen Assecuranz-Gesellschaft zu Paris.

Wir heben aus den Statuten dieser Gesellschaft folgende Artikel heraus:

Art. 1. Die Gesellschaft sichert jedem assecurirten Individuum, das innerhalb des Weichbildes von Paris wohnt, für alle Krankheiten die Besuche eines Arztes oder Wundarztes, der von dem Augenblicke an, als die Gesellschaft ihre Wirksamkeit beginnt, von derselben seine Gage bezieht.

Art. 2. Wünschen die behandelnden Aerzte eine Consultation, so verschafft die Administration auf ihre Kosten die berühmtesten Aerzte und Wundärzte in der Stadt.

Art. 7. Der jährliche Beitrag ist 22 Francs.

Art. 9. Personen, die außerhalb Paris wohnen, können ihre Kinder oder Angehörigen in Paris assecuriren lassen.

Art. 10. Bei plötzlichen Fällen von Vergiftungen, Schlagflüssen u. s. w. kann der Versicherte sich im ersten Augenblicke an jeden beliebigen Arzt, wenn dieser auch nicht Mitglied der Sanitäts-Gesellschaft ist, wenden, und in diesem Falle zahlt die Administration diesen Arzt, aber nur die ersten 24 Stunden. —

Bemerkenswerth ist, daß unter den der Gesellschaft beigetretenen Aerzten die berühmtesten Namen vorkamen, von denen wir nur Magendie, Bouillaud, Lisfranc, Esquirol anführen.

Ein deutsches medicinisches Journal macht bei dieser Gelegenheit folgende traurige Bemerkung: „Dahin ist es mit der Würde des ärztlichen Standes gekommen. Fort mit der Kunst! Fort mit der Wissenschaft! Es lebe die Industrie! Es lebe die Charlatanerie! Das ist das Feldgeschrei der Koryphäen der Kunst in Paris." — Zur Steuer der Wahrheit müssen wir jedoch hinzufügen, daß bereits mehrere Aerzte, unter denen Lisfranc und Rostan, aufgeschreckt von dem strengen Gericht, welches das Publikum und die nicht compromittirten Collegen über diese Krämer-Aerzte ergehen ließen, dem versprochenen Mammon entsagt haben; hoffentlich werden bald mehrere ihrem Beispiele folgen.

Diese Wünsche sind neuern Nachrichten zu Folge bereits in Erfüllung gegangen. Die Gesellschaft ist in ihr Nichts zerfallen; sie ist als Embryo in der Geburt erstickt und nichts von ihr übrig geblieben als ihre Grablegung, ein selbstverfertigtes Zerrbild, die 6 Quadratfuß große Placate, auf denen sie ihre eigene Schande an allen Straßenecken von Paris in 18zolligen Buchstaben hat anheften lassen. — X. —

Miscelle.

Aus dem von Schönberg in Kopenhagen mitgetheilten Nekrolog eines der größten europäischen Gelehrten und Aerzte, Herholdt's, entnehmen wir folgende für den Arzt, Psychologen und Erzieher gleich merkwürdige Notiz: In seinem 19. Jahre kam dieser große Arzt und Wundarzt nach Kopenhagen, um daselbst seine chirurgischen Studien fortzusetzen. Er fing diese unter den unglücklichsten Vorbedeutungen an, so daß man ihn für die Wissenschaften als verloren ansehen mußte. Er war arm, klein von Wuchs, schwach am Körper, überdieß litt er an häufigen und heftigen epileptischen Anfällen. Allein, welche höchst merkwürdige Veränderung sollte baldigst mit diesem mächtigen Geiste vorgehen! Unter dem Kampf mit den ersten Bedürfnissen des Lebens, unter fast ununterbrochenen Arbeiten, unter Nachtwachen und Anstrengungen erweiterten sich nicht allein seine Kenntnisse, entwickelten sich nicht nnr seine Seelenkräfte mit Blitzesschnelligkeit, sondern auch sein Körper auf eine wundervolle Weise. Er wuchs, das Körperliche schien sich mit derselben Schnelligkeit zu entwickeln als der Geist, er ward groß und vom kräftigen Bau; die Anfälle der Krankheit wurden seltener und hörten endlich nach zwei Jahren so gänzlich auf, daß er seitdem sein ganzes Leben hindurch — er ward 72 Jahre alt — niemals eine Spur davon bemerkte. Diese doppelte Entwickelung war so merkwürdig und außerordentlich, daß ein mit ihm auferzogener Jugendfreund, der ihn nach zwei Jahren besuchte, ihn durchaus nicht wieder erkannte. Welch ein Glück war es, daß diese Entwicklung nicht eine Treibhauspflanze oder einer von jenen Bäumen war, die hastig aufschießen und durch ihre Größe in Erstaunen setzen; allein noch weit hurtiger dahin welken als sie aufschoßen. Nein! die Natur wollte zeigen, was sie vermag; an dem es zeigen, der bestimmt war, später als Arzt und Naturforscher ihre Geheimnisse zu ergründen. Frühzeitige Widerwärtigkeit und Kampf mit dem Leben ist des Lebens größter Lehrer und die Mutter großer Tugenden. — 12 —

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Das Wasser ist der beste Trank,
Es macht fürwahr Dein Leben lang,
Es kühlt und reiniget Dein Blut,
Und gibt Dir frischen Lebensmuth.

Der Branntwein nur für Kranke ist,
Dem Gesunden er das Herz abfrißt;
An seinen Trunk gewöhn' Dich nie,
Er macht Dich endlich ganz zum Vieh.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 6.] Donnerstag den 19. Jänner. [1837.]

Inhalt: Die Vor und Nachurtheile, von Dr. Anonymus Obscurus. — Zwei Fälle von verstellter Stummheit, von Dr. Büsch. — Aerztliche Praxis in Constantinopel; nach Brayer: Neuf années a Constantinople. — Miscelle. — Lebensregeln, von Hufeland.

Die Vor- und Nachurtheile.

Von Dr. Anonymus Obscurus.

So geht's der Wissenschaft. Verachtung geht für Müh',
Wer sie nicht kennt — der tadelt sie.

Haller.

„Die Welt will betrogen seyn; man will durchaus etwas Neues, Wunderbares, Glänzendes haben; die gewöhnliche Medicin ist ein langweiliges übellauniges Wesen, unverträglich mit dem Schmetterling unserer Tage, und so wagt es denn das Heer von Ignoranten, Betriegern und Schiefköpfen, immer neue, immer vielversprechendere Sachen auszuposaunen, und unsere Gesundheit und unsern Beutel auf die jämmerlichste Art zu mißhandeln." So spricht ein Mann, der es eben so redlich mit der Menschheit als mit seiner Kunst gemeint hat*). Das Streben des Menschen nach Abwechslung ist eine der Haupturſachen, warum er sich von Neuem hinreißen läßt, wenn auch die Erfahrungen vieler Jahrhunderte ihm das bewährte Alte und Bessere anbieten. „Die gewöhnliche Medicin," heißt es leider hie und da, „ist ein langweiliges übellauniges Wesen, wir wollen das Alltägliche, Abgedroschene nicht mehr." „Gib mir Kinder, sonst sterbe ich," sagt die eigensinnige Rahel zu ihrem Manne, und die entnervte Welt ruft den Aerzten zu: „Gebt uns ein neues System, ein neues Universalmittel — sonst freut uns das Krankseyn nicht, und wir jagen euch zur Thür hinaus! Das ewige Einerlei!" — Der redliche Arzt antwortet: „Ich kann ja nicht auf Kosten Eurer Gesundheit neue Moden in meiner Kunst erfin-

*) Hufeland.

den; gesunde Früchte wollen ihre Zeit, um reif zu werden." — Das nützt nichts! Man hält ihn für einen Pedanten, für einen in den alten Formen Erstarrten, der sich nicht zu den genialen Ideen der jungen Kunst emporheben kann. Was ist die Folge? man wirft sich dem ersten besten Ignoranten in die Arme, der in die neugierige Laune der Modesucht einzugehen versteht; der jeden Tag, jede Stunde neue Mittel und Arcana an das Tageslicht bringt. Er wird vergöttert, sein Name fliegt von Mund zu Mund, und macht ihm sein Gewissen noch hie und da einen leisen Vorwurf, so macht er es schlaftrunken mit dem Spruche:

Die Welt will ja betrogen seyn, Nun denn!
So werde sie betrogen!

Aber was nützen alle diese Klagen? Es war und bleibt ewig so! Man will nun einmal das Alte, Gewöhnliche, Alltägliche, Verrostete nicht. Wir leben im Zeitalter des Fortschreitens! Aber in der Kunst, seinen Arzt zu wählen, ist man doch nicht um einen Schritt weiter als ehemals. Ich will doch meinen lieben Lesern ein Histörchen erzählen. Ein großer Herr, der so ganz klein in seinen Launen war, wollte einen Mundkoch wählen. Es wurde ihm ein Solcher anempfohlen, ein Mann, der in seiner Kunst ganz zu Hause war. Der große Herr verlangte Proben seiner Geschicklichkeit. — Er gibt eine Tafel; unter 12 aufgetragenen Gerichten, die die Gaumen der anwesenden Gesellschaft entzückten, fand kein Einziges den Beifall des Herrn. Er ließ den Koch kommen. „Ich kann Dich nicht brauchen," sagte er, „und wenn auch die ganze Gesellschaft Deine Gerichte für vortrefflich erklärte — ich fand sie schlecht, abscheulich." — „Hatten Sie nicht vielleicht einen verdorbenen Magen oder eine Gemüthsbewegung vor dem Essen? Dachten Sie vielleicht während der Tafel an Ihre ehrgeizigen Pläne? Oder war Ihnen einer der anwesenden Gäste zuwider?" — „Du bist ein Schurke," sagte der große Herr. „Meinst Du, ich werde, damit mir es Deine Kunst zurecht mache, meine Leidenschaften beherrschen? Wenn Du nicht im Stande bist, für mich, so wie ich bin, schmackhaft zu kochen, so taugst Du für mich nicht." „Aber warum fand die ganze übrige Gesellschaft alle Speisen vortrefflich?" — Der Koch war nicht klug, diese Antwort zu geben. Er verlor den Dienst. So geht es uns Aerzten. 99 halten uns für Götter, und der 100ste jagt uns weg, weil wir nicht die Kunst verstehen, seinem Gaumen zu schmeicheln.

Die Wahl des Arztes ist Sache des Geschmackes, und de gustibus non est disputandum. Daher fallen die Urtheile über Aerzte so verschieden aus. Um meinen geehrten Lesern einen kleinen Beweis hiervon zu geben, will ich Ihnen nicht mehr und nicht weniger als 30 Urtheile über verschiedene Aerzte anführen, die ich neulich in einer Assemblee fällen hörte, wo man mich gar

nicht kannte — man sieht, ich bin noch kein berühmter Aesculap, und daß die Pferde zu meiner Equipage erst geboren werden müssen. — „Was haben Sie für einen Arzt," fragte A... seinen Nachbar B... — „Den Dr. N..," war die Antwort. „Er hat viel zu thun." „Aber," sagte A..., „er hört aus allzugroßer Geschäftigkeit Niemond recht an, und kann daher kaum seine Kranken so pflegen, wie es sich von einem gewissenhaften Arzte ziemt. Ich bin kein Freund dieser allzubeschäftigten Aerzte." — „Ich auch nicht," sagte C...—„aber ich könnte mich doch auch nicht entschließen, einen Arzt zu nehmen, der wenig Praxis hat und an meinem Barte will scheeren lernen. Ich bin mit meinem Dr. T... recht zufrieden." „Der wäre mir zu alt," sagt ein Vierter „Er schreitet mit dem Geiste seiner Wissenschaft nicht mehr fort. Ich liebe die jungen Aerzte, die das Neueste con amore auffassen, würdigen, und gleich mit Energie anwenden. Darum kann ich den Dr. L..., einen zwar jungen aber sehr gebildeten Arzt, nicht genug empfehlen." „Verzeihen Sie," fällt E... ein, „der wäre mir nicht nur zu jung und für jede Neuerung zu empfänglich, sondern auch zu gelehrt, und daher mehr Bücherarzt als Praktiker." „Ich liebe diese eingefleischten Praktiker nicht," antwortete D..., die durchaus an den rohen Erscheinungen haften und von keiner Theorie was wissen wollen. Sie bleiben gern beim alten Schlendrian und wissen von den Leistungen des Jahrhunderts das Wenigste." „So?" Sie könnten Ihr Leben einem Manne anvertrauen, der immer für das neueste System sich ausspricht? Sie können einen Mann loben, der so viel künstelt? Ich bin nicht für das Neue, die Alten waren auch keine Narren. Die jetzigen jungen Aerzte sind mehr Belletristen als Aerzte, werfen sich in die Kritik und vergessen, daß die Bestimmung des Arztes Heilen aber nicht Kritisiren ist. Da lobe ich mir meinen Arzt, der ist ein strenger Empiriker, und hält sich genau an die Aussprüche der nüchternen Erfahrung. Man sagt freilich von ihm, es fehle ihm an aller Philosophie, an allen Kenntnissen, die den gebildeten Arzt auszeichnen sollten, er sei etwas auffahrend und besitze nicht die mindeste Artigkeit; aber mit Höflichkeit kurirt man nicht. Er ist in seiner Kunst glücklich und mehr braucht es nicht, um ihn allenthalben zu empfehlen." „Wie," ruft H... „Sie reden gewiß vom Dr ... Darf ich auch ein Wörtchen einreden? Ich bin auch ganz von ihm entzückt. Er quält nicht mit vielem Hin- und Herfragen, sondern macht es kurz, und seine schnellen Entschlüsse zeigen von Genie und praktischem Tact. Ich hatte früher Dr. ... zum Hausarzt; der aber hatte die unglückliche Gewohnheit, Einen wie einen Kriminalisten zu examiniren, blieb Einem stundenlang auf dem Hals sitzen, wollte die ganze Lebensbeschreibung des Kranken wissen, bevor er sich nur entschloß, die Feder einzutauchen. Da ist man lange in einer entsetzlichen Spannung, und diese Ungewißheit

*

ist oft peinigender als die Krankheit selbst." — „Ich bin nicht Ihrer Meinung," sagte ganz ernsthaft Herr ... „Ich kann es zwar nicht billigen, wenn man zu lange hin und her deliberirt, aus dem Kranken examinando einen halben Deliquenten macht, und so lange das Verschreiben aufschiebt, bis es zu spät ist; aber Ihr Doctor ist gar zu schnell mit der Feder in der Hand; er betrachtet den Kranken wie eine Festung, auf die man nicht früh und kräftig genug losstürmen kann. Auch hat er den Fehler, lauter theure Medicin zu verschreiben, er ist mir ein wenig zu kostspielig. Freilich wollen die Apotheker auch leben — aber er sollte es nicht gar zu arg machen." „Ich bitte um Vergebung," sagt Herr Y..., „ich glaube, Sie gehen etwas zu weit. Wollen Sie, daß es Ihr Arzt eben so mache, wie Dr. Q... es zu machen pflegte? Der verschreibt lauter wohlfeile Arzneien, zuweilen gar nur Hausmittel; die kann ich für mein Leben nicht leiden. Man erspart nichts dabei, höchstens, daß man für sein Geld hübsch lang krank seyn kann. Auch hat dieser Arzt den Fehler, immer und ewig bei einerlei Arzneivorschrift stehen zu bleiben. Das ist gar zu langweilig und macht oft an ihm und seiner Kunst verzweifeln, wenn man sieht, wie wenig Abwechslung sie darbietet. — Mein früherer Arzt hatte den entgegengesetzten Fehler, der wechselt gar zu schnell mit seiner Medicin und verschreibt oft mehrere in einem Tage; das deutet auf ein inneres Schwanken ohne Ueberzeugung; auch machte er Alles gleich gefährlich. Seine Aengstlichkeit und Unentschlossenheit ließ mich ihn mit Dr. — vertauschen. Ich bin mit diesem recht zufrieden. Man sagt freilich von ihm, er nehme Alles auf die leichte Seite, er sei gar zu dreist; aber sein Muth flößt Vertrauen zu ihm und zur Kunst ein. Auch zieht er die Reconvalescenz nicht gar so in die Länge, wie gewisse Aerzte, bei denen man gar nicht fertig wird; die Einem mit Nachkur und Diät so lange quälen, daß man aus ihrer Vormundschaft gar nicht emancipirt wird. Ihre übertriebene Strenge verbietet den kleinsten Genuß — sie lassen den armen Reconvalescenten eher verschmachten, als sie ihm ein Gläschen Wein erlauben." — „Aber Sie wollen doch nicht," ruft Herr X..., „daß der Arzt seinem Kranken gar nichts verbiete? Dr. — macht es so, er erlaubt seinem Patienten zu viel, und was ist die Folge dieser zu weichherzigen Nachsicht? Die Kranken mißbrauchen sie, essen und trinken sich von Neuem wieder krank. Neulich war eine solche Recidive die Ursache, daß mein Freund in eine lebensgefährliche Krankheit verfiel; ich machte diesem Arzte Vorwürfe über seine Nachsicht — er lachte mich aus und sagte: Das verstehen Sie nicht. Ueberhaupt hat er kein feines Benehmen; mir scheint, er ist schon zu reich, macht sich nichts aus dem Gelde, es liegt ihm nichts daran, ob er Kranke hat oder nicht. Ich habe auch deßwegen mein Vertrauen zu ihm verloren und wende mich jedesmal an Dr...l.

Man will ihm freilich den Vorwurf machen, er ziehe den Reichen dem Armen vor; er sei kein Kinder-, auch kein Weiberarzt. Aber ich bin reich, zahle ihm gerne seine Visiten, und muß gestehen, bei mir war er immer glücklich. Ja, Glück! Das ist die Hauptsache bei dem Arzte." —

Soll ich die Geduld des geehrten Lesers noch länger mißbrauchen? Nein! Diese Beispiele, aus dem Leben gegriffen, mögen hinreichen, zu beweisen, wie verschieden die Urtheile über Aerzte sind. Ach! wie oft geschieht es, daß Derjenige, der sich in die Launen seiner Kranken zu schicken — der ihre Vorurtheile zu schonen, ja sogar ihnen zu huldigen weiß, in ihren Augen ein gar charmanter, lieber, freundlicher, interessanter Mann genannt und als solcher allenthalben empfohlen wird. Aber keinem redlichen Arzte wird es einfallen, in die Vorurtheile des Publikums so einzugehen, daß darunter das Wohl des Kranken leiden könnte. Er wird Ernst mit Menschenliebe freundlich verbinden; aber die Pflichten seines Berufes werden ihm mehr als alle Urtheile des Publikums gelten. Es ist keine Möglichkeit, in alle ungereimten Forderungen einzugehen, die oft Dummheit, Blödsinn, Eigenliebe und Sucht nach hohem Ton an den Arzt stellen. — Nur noch eine Anekdote zum Schluße: Es tadelte Jemand an einem Arzte, daß der Apotheker, um dessen Recepte zu verfertigen, nie die Leiter braucht, um zur Medicin zu gelangen; sondern sie schon unten immer bei der Hand hätte, da müßte also (meinte er) nicht viel daran seyn. —

Dr. Anonymus Obscurus*).

Zwei Fälle von verstellter Stummheit.

Von Dr. Büsch**).

Bettler, um auf das Mitleid des Publikums Anspruch zu haben; Herumtreiber, welche der Zurücksendung in ihre Heimat, Verbrecher, die dem unzweifelhaften Ausgange eines Verhörs entgehen wollen, stellen sich häufig stumm, und werden dann vom Physicate zur Beobachtung in's Gefängniß-Hospital geschickt. Dergleichen Individuen werden, wenn sie sich nicht schon früher durch Reden im Schlafe oder auf andere Weise verrathen, aus einem festen Schlafe durch Uebergießen mit kaltem Wasser plötzlich aufgeschreckt; so Manchem wurde auf diese Art die Stummheit vertrieben, die bei Anwendung von Galvanismus und Electricität nicht gewichen wäre.

*) Der anonyme Verfasser dieses Aufsatzes hat uns auch seine Biographie eingesandt, worin er zeigt, durch welche Verkettung der Umstände er Anonymus und Obscurus geblieben ist. Wir werden sie unsern geehrten Lesern in einer der folgenden Nummern mittheilen. Der Redacteur.

**) Zeitschrift für die gesammte Medicin.

1. Ein Bettler, 22 bis 25 Jahre alt, kräftig gebaut, mit einem Ausdrucke großer Verschlagenheit im Gesichte, sehr gewandt in seinen Bewegungen, hatte ganz das eigenthümliche Aufmerksame der Stummen. Er hörte sehr gut und machte sich geschickt durch Zeichen und Geberden verständlich. Er gab vor, daß er im verwichenen Sommer auf dem Felde schlafend durch den Donner des in seiner Nähe gelösten Geschützes aufgeschreckt worden, und so die Sprache eingebüßt habe. Aus der Stadt Luga führte ihn sein Bettelstab nach St. Petersburg, wo er, ohne Paß angelangt, nach 3wöchentlichem Aufenthalte auf der Polizei in's Gefängniß-Hospital geschickt wurde. Nachdem er einige Tage hier zugebracht und zwei nächtliche Wasserproben gut überstanden hatte, traf es sich, daß seinem Nachbar im Hospitale die Ader geöffnet wurde. Hierauf bestürmte er mich mit Bitten um einen Aderlaß, und nur zu seiner Beruhigung verordnete ich einen solchen am Arm. Kaum waren drei Unzen Blut aus der Vene geflossen, so machte er sich vom Feldscherer los, warf sich auf die Kniee, betete, weinte und brachte einzelne unartikulirte Laute hervor. Je reichlicher das Blut hervorquoll, desto deutlicher wurde seine Sprache. Erst als ich ihn anfaßte, um das Blut zu stillen, schien er mich zu bemerken, warf sich mir zu Füßen und stammelte unter einem Strom von Thränen seinen Dank. Auch in den Augen der Umstehenden bemerkte ich Thränen, im ganzen Gefängniß schrie man: „Wunder!" Ich wußte Anfangs selbst nicht, was ich davon zu denken hätte. Als ich ihn jedoch nach einer Stunde geläufig und mit großer Ruhe, wie nach gewonnenem Spiele sprechen hörte, und er es für nöthig zu halten schien, jetzt zu seiner ursprünglichen Profession zurückkehrend, sich allem Phlegma eines einfältigen Gänsehirten hinzugeben, ohne zu bedenken, welch einen lebhaften und gewandten Geist er vorher gezeigt hatte, da wurde es mir deutlich, daß die ganze Scene berechnet und die zweite Rolle nicht weniger erkünstelt war, als die erste. Wahrscheinlich hatte er schon seit längerer Zeit eingesehen, daß es ihm schwer fallen würde, seine stumme Rolle zu einem glücklichen Ende zu führen. Er sann daher auf ein Mittel, die Sprache wieder zu gewinnen, ohne zugleich straffällig zu werden. Der Weg durch ärztliche Hilfe war der beste, und so kam denn diese Komödie zu Stande, welche er jedoch nie als solche anerkannt hat.

2. Ein Bettelknabe, 12 Jahre alt, wurde am 17. Mai 1833 zu gleichem Zwecke in's Hospital gebracht. Eine lange Prüfung und sein treuherziges Gesicht bestärkten mich in der Annahme, daß der Knabe wirklich stumm sei. Er hörte gut, und beschrieb deutlich, beim Durchbruch durch das Eis vor Schreck die Sprache verloren zu haben. Der Knabe war der Gegenstand vieler Neckereien, bei denen er jedoch sehr gut seine Stummheit beobachtete.

Am 10. Juli schickte ich ihn in der Abtheilung der Minderjährigen zurück, mit der Weisung, ihn zur Seite des Aufsehers schlafen zu lassen. Nach sieben Wochen zeigte man mir an, daß der Knabe während des Schlafes sich verrathen habe. Er gestand, sechs Monate lang den Stummen gespielt zu haben, doch sei ihm diese Rolle schon ganz unerträglich geworden, er habe bisweilen an einsamen Orten sich durch einige Worte Luft gemacht, ja, den festen Vorsatz gehabt, sich mir in Kurzem zu entdecken.

In demselben Jahre gelang es mir auch, einen Stummen durch Androhung des Glüheisens die Sprache wieder zu geben, nachdem er drei Monate hindurch nicht gesprochen hatte.

Die obigen Fälle haben mir die Ueberzeugung gegeben, daß im Gefängnisse vorkommende Stumme, die gut hören und sich bei verwickelten Fragen leicht verständlich zu machen wissen, gewiß im Besitze der Sprache sind. (Wie weit darf oder muß aber der Arzt in Anwendung schmerzhafter Versuchsmittel gehen? Ich sollte denken, daß Glüheisen und Moxen in den Nacken, da sie überdieß zur Hebung einer Nervenparalyse wohl die kräftigsten Mittel sind, doch versucht werden dürften.)

Aerztliche Praxis in Constantinopel.

(Nach Brayer: Neuf années a Constantinople).

Constantinopel, so verschieden in jeder Hinsicht von einer europäischen Hauptstadt, ist es noch besonders in der Art und Weise, wie der Arzt daselbst seine Praxis übt. Erkrankt Jemand, so ruft man einen Arzt, der fragt, untersucht, verordnet, was er nöthig glaubt, er wird beim Weggehen bezahlt, und Kranker und Arzt sehen sich nicht wieder. Fordert die Familie des Kranken den Arzt nicht auf, den Abend oder den folgenden Tag wieder zu kommen, so hütet er sich, auf die Nothwendigkeit eines zweiten Besuches aufmerksam zu machen, man würde sonst glauben, es sei ihm nur darum zu thun, eine Visite mehr zu machen. Man würde ihm sagen: Warte wenigstens die Wirkung der Arznei ab, man wird Dich wieder rufen lassen. In der Regel hört er nichts mehr von dem Kranken. Wird er aber zum Wiederkommen aufgefordert und von den Angehörigen gebeten, mit dem Kranken ganz nach Gutdünken zu verfahren, so erstaunt er nicht wenig, am andern Morgen mehrere Consulenten zu finden. Eine einflußreiche Gevatterin, ein reicher Verwandter, ein Freund, ein Beschützer, die Alle von dem Erkranken des Individuums gehört, haben nichts eiliger zu thun, als ihren Arzt zu schicken, mitunter ihn selbst zuzuführen. Es kommt in der Regel eine ganz verwirrte Consultation zu Stande, die kein anderes Resultat hat, als daß der Kranke oder seine Angehörigen nicht den Arzt, dem sie den Vorzug geben, zu wählen wagen, sondern der Kranke

bleibt in den Händen Desjenigen, der von der eigensinnigsten Frau Gevatterin, dem eifrigsten Freunde oder Beschützer, mit dem man es am wenigsten verderben möchte, empfohlen worden ist. Wenn, was freilich selten ist, der Arzt gar keinen Mitbewerber um den Kranken hat, so ist es nicht selten, daß letzterer, falls er sich nach der ersten oder zweiten Visite etwas besser fühlt, nun Alles der Natur überlassen will, oder daß er die Genesung zu langsam, die Arzneien zu theuer findend, mit einem Apotheker oder irgend einem Medicaster übereinkommt, für eine bestimmte Summe von ihm geheilt zu werden.

Miscelle.

Es ist wohl übertrieben, mit Marshall anzunehmen, daß die Lungensucht bloß in einem krankhaften Nervensysteme ihren Grund habe; aber geläugnet kann nicht werden, daß Alles, was die Energie des Gehirns und der Nerven schwächt, daher zu große Anstrengungen der geistigen Kräfte zur Lungenschwindsucht den ersten Anstoß geben können. Daher muß man diesem englischen Arzte beistimmen, wenn er die zu frühzeitige geistige Anstrengung der Kinder als eine der Hauptveranlassungen zur Schwindsucht betrachtet. Jeder nur etwas erfahrene Arzt hat wiederholt Gelegenheit, anfangende Auszehrung, beginnende Krümmung des Rückgrats und in deren Folge Lungenleiden bei Kindern zu beobachten, die, zu früh in geistige Treibhäuser geschickt, daselbst nicht nur ihren kindlichen Frohsinn, sondern auch ihre Lungen einbüßten. —12—

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Befleiß'ge Dich der Reinlichkeit,
Luft, Wäsche, Bett, sei oft erneut,
Denn Schmutz verdirbt nicht bloß das Blut,
Auch Deiner Seel' er Schaden thut.

Willst schlafen ruhig und complett,
Nimm keine Sorgen mit in's Bett,
Auch nicht des vollen Magens Tracht,
Und geh zur Ruh' vor Mitternacht.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 7.] Montag den 23. Jänner. [1837.]

Inhalt: Zur Diätetik der Seele, vom Med. Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben. — Aerztliche Praxis in Paris, nach Brayer. — Lebensregeln. Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Zur Diätetik der Seele.

Vom Med. Dr. Ernst Freiherrn von Feuchtersleben.

II.

In dem ersten dieser Fragmente zur Seelen-Diätetik war ich bemüht, dem Geiste des Menschen eine Kraft des Widerstandes gegen die Welt äußerer Einflüsse zuzusprechen. Es war meine Absicht, weiter zu gehen: von einer Kraft des Widerstandes auf eine Kraft der Einwirkung; allein den Vorwurf allzugewagter Folgerungen befürchtend, brach ich ab. Der Zufall aber führt gerade ein geistvolles Buch in meine Hände, in welchem ich nichts weniger zu finden erwartete, als Reflexionen über unsere Angelegenheit. Hier nun lese ich mich ausgesprochen, ja mehr ausgesprochen, als ich gewagt hätte, und so darf ich nun um so unbedenklicher die fremden, supplirenden Worte hersetzen: „Ist es so ungereimt, anzunehmen, daß die Wirkung zwischen Geist und Körper, wie jede vollkommene, eine Wechselwirkung sei; daß auch die Seele ihrerseits, als höchst durchdringendes Fluidum (besser Agens) auf die Außenwelt Einfluß übe, und in ihren stärksten Aeußerungen den Boden, diesen analog, zu imprägniren vermöge? Ja, wenn man consequent denken, nicht bei Halbseiten stehen bleiben will, so kann man eigentlich nichts Anderes annehmen. Freilich dürfte man jetzt nur erst als Hypothese hinwerfen, daß der gute Mensch die Luft und den Boden gesund mache, der Böse und die böse That dagegen die Stelle verpeste, so, daß den Tugendhaften dort ein Schauder, den Schwachen ein Gelüst zum Unerlaubten anwandle. Noch klingt dieß barok und aberwitzig; nach hun-

dert Jahren gehört es vielleicht zu den trivial gewordenen Sätzen. Man denke an den Volksglauben von den Orten, wo ein Mord geschah. Der Volksglaube ist aber für die Erkenntniß der natürlichen Dinge eine sehr wichtige Quelle, denn er ist das Unisono derjenigen Menschen, welche Augen und Ohren für sie haben, und nicht mit Reflexionen ihnen beikommen wollen." — Indem ich diese merkwürdige Stelle dem Leser zu bedenken gebe und es ihm überlasse, sie zu beschränken oder auszudehnen, hätte ich nun auf die Einwirkung überzugehen, welche der Seele zur Erhaltung des Körpers innerhalb der Gränzen des Individuums zukommt. Da aber Alles, was noch folgen soll, nur in Erläuterung eben dieser Wirkung besteht, so lenke die Gestalt des Menschen, insoweit sie Ausdruck seines Wohlseyns ist, zuerst unsere Aufmerksamkeit auf sich.

Es ist einer der schönsten Abschnitte der physiognomischen Fragmente, in welchem Lavater darzuthun versucht, daß eine sichtbare Harmonie zwischen moralischer und körperlicher Schönheit, und zwischen moralischer und körperlicher Häßlichkeit bestehe, so gewiß, als die ewige Weisheit jedem Wesen seine bestimmte Form zu erschaffen habe. Es kommt hier nun freilich darauf an, daß man unter Schönheit nicht das sinnlich Reizende, sondern den durchbrechenden Geist begreife, und daß die Verwüstungen, welche eingeimpfte Leidenschaften und Laster unwiderruflich aufprägen, hinweggedacht werden. Ist es aber die Sache des Physiognomisten, zu erweisen, was man ihm schwerlich im Wesentlichen wird läugnen dürfen, daß in der Organisation bereits die Entwicklungsbedingungen vorgebildet sind, und daß die Consequenz, mit welcher die Natur verfährt, mit jener, welche das Gesetz unseres Denkens ausmacht, Eins sei, — so schließen wir nur zu unsern Zwecken weiter, daß, wenn der Geist eine leiblich bildende Gewalt besitzt, diese sich nicht nur als Schönheit, sondern auch als Gesundheit offenbaren werde. Jeder oft wiederholte Zug im Antlitz hinterläßt gleichsam eine Fährte, in dessen weichen Theilen, ein Gedächtniß seiner selbst, eine Leichtigkeit, sich zu reproduciren, welche endlich bleibend und gestaltend auf die Muskeln wirkt, deren Kraftäußerungen wieder ihrerseits nicht lange Statt haben können, ohne in den unterliegenden festern Gebilden Spuren zu hinterlassen. Was aber in den lebendigen Theilen, die zur Physiognomie des Gesichtes mitwirken, vorgeht, das geschieht auch in allen übrigen Organen und Systemen. Niemand wird, von beklemmender Sorge frei, durch einen längern Zeitraum leicht und frisch aus voller Brust athmen, ohne daß sein Brustkorb sich wirklich zum Besten der darin enthaltenen wichtigen Organe erweitern wird; Niemand, im Gegentheile, dessen Blutumlauf ge-

hemmt, durch niederdrückende Gemüthsleiden languescirt, wird den Folgen eines anhaltenden Zustandes solcher Art, — gestörten Ab- und Aussonderungen, zurückbleibender Ernährungsthätigkeit u. s. w. entgehen. Je früher in den Perioden des Lebens, je gewaltsamer und eingreifender, je wiederholter solche Eindrücke auf das Individuum wirken, desto unausbleiblicher, desto augenscheinlicher wird dieses das organische Gepräge derselben mit sich durch's Leben tragen. Alle Parteien der menschlichen Organisation, welche einen lebendigen Kreis darstellt, greifen wechselwirksam ineinander; was das faltenvolle, bleiche Antlitz zur Schau trägt, wird die leise Stimme, der schwankende Schritt, die unschlüssige Stimmung, die Empfänglichkeit für den Wechsel der Witterung, die sich allmälig einschleichende Krankheit auf andere Weise verrathen. Der Leib wird von den Früchten, deren Samen der Geist gesäet hat, vergiftet werden — oder auch bewahrt und geheilt. Schönheit selbst ist im gewissen Sinne nur die Erscheinung der Gesundheit; das Ebenmaaß in den Functionen wird ein Ebenmaß in den Producten, in den Formen nach sich ziehen. Wenn also Tugend verschönert, Laster verhäßlicht, — wer möchte läugnen, daß Tugend gesund erhalte, Laster krank mache? —

Die Natur übt ein heimliches Gericht, leise und langmüthig, aber unentrinnbar; sie kennt auch jene Fehltritte, welche das Auge der Menschen fliehen und ihrem Gesetze unerreichbar sind: ihre Wirkungen, ewig, wie Alles, was aus den Händen der Natur fließt, verbreiten sich über Generationen, und der Enkel, der verzweifelnd über das Geheimniß seiner Leiden brütet, kann die Lösung in den Sünden seiner Väter finden. Das alte tragische Wort: „Wer that, muß leiden" gilt nicht bloß sittlich und rechtlich, sondern auch physisch. Was frühere Mystiker von der Entstehung der Mißgeburten und der Degeneration des Geschlechts überhaupt gesagt haben, verdient die Zurechtlegung von Seite eines menschenfreundlichen Naturforschers, und es wird immer mehr anerkannt werden, daß der schwächliche Zustand, ja die Krankheiten selbst unserer Mitgebornen, mehr im Sittlichen als Physischen ihre Wurzel haben, und weder durch das kalte Waschen, noch die entblößten Hälse, noch sonstige Rousseau-Salzmann'sche Abhärtungsversuche an Kindern, sondern durch eine höhere Cultur ganz anderer Art, deren Anfang in uns selbst gemacht werden muß, verhütet, und, so Gott will, vertilgt werden können. Man hat uns Aerzten oft — vielleicht nicht immer mit Unrecht — einen ausschließlichen Sensualismus vorgeworfen, welchem der Mensch als ein vom Oxygen der Luft durch's Blut in Bewegung gesetzter Knäuel von Knochen, Muskeln und Eingeweiden erscheint. Hier thut sich nun eine Sphäre auf, wo wir diesen Vorwurf widerlegen können; der Arzt sieht und verkündet seinerseits das Heil von eben

dorther, wohin der Moralist und der Priester deuten. — „Wer begreift nicht — schrieb der Liebling unserer Nation, den man den tugendhaften Künstler genannt hat, in seiner Jugend — daß jene Verfassung der Seele, die aus jeder Begebenheit Vergnügen zu schöpfen, jeden Schmerz in die Vollkommenheit des Universums aufzulösen weiß, auch den Verrichtungen der Maschine am zuträglichsten seyn muß? Und diese Verfassung ist die Tugend." — Da, wo die gütige Natur dem sittlichen Bestreben auf halbem Wege entgegen kam, dadurch, daß sie mittelst einer glücklichen Organisation die höhern Entwicklungen erleichterte (und ist es nicht lange anerkannt, daß es sittliche Genies so gut wie künstlerische gibt), wird die Erscheinung eines harmonischen Daseyns freilich offenbarer und lieblicher seyn, als da, wo nur das Ringen des Geistes dem rauhen Boden der Leiblichkeit die Blüte der Freiheit abgetrotzt; aber desto herrlicher wird dieser verlorne Strahl eines höheren Lichtes, wie ein Blitz aus Nächten hervorbrechen und die Hülle verklären, wie einst in der Physiognomie des Sokrates, und das Wort, das von Apollonius gesagt worden ist: es gibt eine Blüte auch bei Runzeln — wird sich immer wieder erfüllen. Was ist denn eigentlich Schönheit als der durchbrechende Geist? und was ist Gesundheit als Schönheit in den Functionen? — Wo die Seele ein gestimmtes Instrument findet, da wird man über der Leichtigkeit, womit sie Tugend übt, ihre Herrlichkeit nicht wahrnehmen; es wird scheinen, als könne es eben nicht anders seyn; wo sie aber den Dissonanzen einen Accord zu entringen hat, da wird man ihre Wirkungen Wunder nennen. Und wie oft in Einem großen, feierlichen Momente die verschlossene Schönheit aus dem Antlitz eines Guten erblüht, so wird auch das schöne Gut der Gesundheit oft durch einen einzigen kühnen, tiefen Vorsatz errungen. „Denket nicht," — ruft der begeisterte Physiognomist — „den Menschen zu verschönern, ohne ihn zu verbessern!" — und denket nicht, — setzen wir aus tiefster Ueberzeugung hinzu — ihn gesund zu erhalten, ohne ihn zu verbessern! (Wird fortgesetzt.)

Aerztliche Praxis in Paris.

Nach Brayer.

Fast überall verfährt man auf eine gleich abscheuliche und ungerechte Weise mit dem Arzte, namentlich dem jungen. Ueberall, in Paris wie in Constantinopel, haben die Aerzte über die Ungerechtigkeit ihrer Clienten zu klagen, selbst derer, denen sie das Leben gerettet haben.

Die hohen Würdenträger in Paris, der Adel, die reichen Häuser und Alle, die eine zahlreiche Familie und große Dienerschaft haben, ziehen es vor, den Arzt mit Jahrgehalte zu engagiren. Aber wen soll man wählen?

Einen alten Arzt? die Alten sind zu sehr beschäftigt; wenn man ihrer am allermeisten bedarf, kann man sie nicht haben, außerdem sind sie größtentheils wunderlich, eigensinnig, nicht nachgebend und gefällig, von ihren alten medicinischen Ansichten nicht abgehend.

Die Jungen müssen sich noch eine Carriere suchen, man kann sie zur Stunde haben, sie sind aufmerksam, gefällig, auch haben sie die neue Mode studiert, die viel Gutes hat. Man entscheidet sich darum für einen jungen Arzt.

Gleich beim ersten Zusammenkommen theilt der Herr des Hauses dem Arzte mit, daß er selbst nie krank gewesen, daß seine Gattin nur höchst selten einmal etwas klagt, daß seine Kinder in Pension sind, so, daß eigentlich seine Stelle als Sinecur zu betrachten sei. Auch läßt man ihn verstehen, daß viele Fremde in's Haus kommen, daß viele Gesellschaften, Soiréen, Bälle gegeben werden, und daß der Arzt als Hausfreund stets gerne gesehen wird. Der junge Arzt macht nun auch seine Rechnung; der Jahrgehalt, den er erhält, ist freilich höchst erbärmlich, aber die Stelle lächelt ihn an. Es wäre ja schlimm, wenn er bei seinen Talenten, bei den glücklichen Curen, die er dort machen wird, und durch Gefälligkeit und Aufmerksamkeit sich nicht die Achtung und Liebe der Familie verschaffen, und unter der großen Zahl von Gästen, die er daselbst kennen lernt, einige neue Clienten gewinnen sollte. Schon schwebt ihm ein Bild vor, wie er in einer nicht allzufernen Zukunft sich in der großen Welt poussirt haben und dem Andrange der Kranken nicht genügen können wird. Arzt und Client trennen sich, höchlichst mit einander zufrieden.

Nicht lange dauert es, und der Arzt hat Gelegenheit, seinen Eifer und seine Talente geltend zu machen. In Folge eines brillanten Maskenballes hat Madame eine Halsentzündung oder gar eine Pneumonie bekommen; Herr N..., der alle Tage in Gesellschaft speist, hat sich eine Magenentzündung zugezogen. Welche Mühe gibt sich nicht unser junger Aesculap, um dieser schweren Krankheiten Meister zu werden, welche die Kranken durchaus nur für ein leichtes Unwohlseyn erklären wollen. Statt einer macht er zwei, selbst drei Visiten am Tage; nur mit Mühe erlangt er, daß der Eine etwas Diät beobachtet, der Andere einen Ball versäumet. Die Kranken verlachen ihn wegen seiner übertriebenen Angst, sie meinen, er wolle sich nur geltend machen, mache das Uebel viel bedeutender, als es wirklich sei, um so größere Ansprüche auf ihre Erkenntlichkeit machen zu können.

Bald wird den Aeltern angezeigt, daß ihr Sohn in der Pension krank geworden. Obgleich Arzt, Wundarzt, Apotheker, Krankenwärter, kurz alles Nöthige da ist, so erschreckt die Mutter dennoch, und ersucht ihren

Arzt, von Zeit zu Zeit das Kind zu besuchen und ihr von seinem Befinden Bescheid zu bringen.

Eben so geht es mit der Tochter, die an einem andern Ende von Paris sich in einer Pension befindet. Auch die Dienerschaft wird unwohl und krank, er besucht sie auf dem Boden in ihrem Dachstübchen. Auch der Hausmeister (concierge) ermangelt nicht, den Arzt bei dem geringsten Unwohlseyn seiner Frau und seiner Kinder rufen zu lassen. Kann er es abschlagen, da es ihm nur einen Schritt kostet? Uebrigens muß man sich auch mit diesen Leuten verhalten, durch ihr Geschwätz können sie nützen und auch schaden; dieser und jener Arzt, der sie sich geneigt zu machen wußte, hat sich sehr wohl dabei befunden. — Statt daß der Arzt eine Sinecur bekommen, hat er fast ein Hospital zu behandeln; gern erfüllt er alle diese übertriebenen Forderungen, eine Einladung zu einem Mittagsbrote, einer großen Soirée, einem Balle, tröstet ihn darüber und gibt ihm Gelegenheit, bekannt zu werden. Einige ihm bewiesene Aufmerksamkeit, das seinen Talenten gespendete Lob in Gegenwart einer zahlreichen Gesellschaft schmeicheln seinem Ehrgeize. Der Eine oder der Andere äußert den Wunsch, ihn als Arzt zu engagiren, seine Hoffnungen fangen an sich zu verwirklichen, er ist vor Freuden außer sich.

Das Jahr ist zu Ende und hat wenig eingebracht, der junge Arzt erwartet im neuen Jahre bei der ersten Visite die kleine Summe, über die man übereingekommen, zu erhalten; ein, zwei, drei Monate verstreichen, man spricht mit keiner Sylbe davon. Er wagt es endlich, ein sehr höfliches Billet zu schreiben; der Client entschuldigt sich mit der Nachlässigkeit der Pächter und Verwalter, mit den niedrigen Getreidepreisen, mit dringenden Bauten, mit unvorhergesehenen Ausgaben; das erste freie Geld soll er gewiß erhalten. Das zweite Jahr verstreicht, es ist zu Ende, der Arzt erinnert seinen Clienten daran, dieser wundert sich, daß die Jahre so rasch verstreichen, wenn es sich um's Zahlen handelt, so langsam, wenn man zu empfangen hat. Er hat es längst vergessen, daß er und seine Frau mehrere Male krank gewesen sind und findet es hart, für gar nichts bezahlen zu sollen, er gib eine ganz kleine Summe auf Abschlag, klagt über schlechte Zeiten und macht viele Versprechungen.

Der junge Arzt muß sich gedulden; wiederum sind zwei Jahre verstrichen und er hat nichts bekommen. Die auf dem Balle erhaschten Kranken sind in ihren Forderungen noch extravaganter und bezahlen eben so schlecht.

Er bedauert jetzt, den undankbaren und verächtlichen Reichen eine zwar weniger glänzende aber einträglichere Praxis geopfert zu haben. Der kleine Mann streicht jede Visite an, aber er bezahlt, wenn gleich nicht viel, doch sobald das Jahr zu Ende ist. Die Wäscherin legt, wenn sie in ande-

ren Umständen ist, schon sechs Monate lang wöchentlich ein bis zwei Franken von ihrem Erwerbe zurück, um ihren Accoucheur damit zu bezahlen; die Dame war herablassend, die Wäscherin erkenntlich. Aufgebracht über solch böswilliges Verfahren, hört er mit seinen Visiten auf, und nach einer langen aber nutzlosen Correspondenz wendet er sich endlich an die Gerichte. Der Client seiner Seits erstaunt über die Arroganz und Undankbarkeit des Arztes; hat er nicht die größte Zuvorkommenheit, Beweise von Achtung und Gastfreundschaft bei ihm genossen? Hat er ihn nicht allen seinen Freunden empfohlen? Hat er ihm nicht zu einer zahlreichen Clientschaft verholfen? Glaubt er, es gebe außer ihm keinen Arzt mehr in Paris? Tausende würden überglücklich seyn, seine Stelle zu bekommen! Und in der That, ein Anderer hat von der Streitigkeit gehört, er läßt sich empfehlen, wird angenommen, und nachdem er dieselben Unannehmlichkeiten erfahren hat, wird ihm die Sache widerlich und er gibt sie gleichfalls wieder auf.

Nachdem er so tausendfältig getäuscht worden, gibt der junge Arzt nichts mehr auf Artigkeit, auf Versprechungen, auf Jahrgehalte, er nimmt keine Einladungen zu Mittagsgesellschaften mehr an, er geht in keine Soirée, er besucht keinen Ball mehr, er hatte sie zu theuer bezahlen müssen, er interessirte sich für seine Kranken mehr als diese selbst; jetzt nicht mehr! Wenigstens gibt er sich den Schein, als interessire er sich nicht für sie, aus Furcht, man möchte an sein Gefühl appelliren. Lange geneckt, ist es jetzt an ihm, das Publikum herauszufordern; seine Visiten sind sehr kurz, kaum hört er seine Kranken an, er spricht vom letzten Balle, von der neuen Oper, von der Börse, von den Kammern u. s. w. Er thut, als sei er von den Geschäften abgemattet, noch zwanzig Kranke erwarten ihn, er wird kaum die Hälfte sehen können, mit einem Male ist er fort. Man läuft ihm nach, um zu erfragen, wie die neu verschriebene Arzenei genommen werden soll, er ist schon die Treppe hinunter. Schickt man in einem dringenden Falle zu ihm, er läßt sich verläugnen; es schickt sich nicht, daß ein beschäftigter Arzt zu Hause sei. Er muß nicht viel zu thun haben, würde man sagen, und es wäre um seinen Credit geschehen. Er wollte ausgehen, nun bleibt er und stäubt seine Bücher ab; endlich geht er fort und kommt dahin, wohin man ihn vor ein Paar Stunden hat rufen lassen. Welch ein Arzt, heißt es, er hat zu viel zu thun, man kann seiner kaum habhaft werden! Nun wird er wie ein Orakel angehört. Er wird geehrt, angebetet, mitunter gefürchtet und was das beste ist, bezahlt, sehr theuer und sehr präcise bezahlt. Qui vult decipi, decipiatur.

Einige vor Gericht anhängig gemachte Forderungen, viele Andere, wo man sich arrangirt, um auf der einen Seite den Scandal zu vermeiden, und auf der Anderen seine Knausereien nicht kund werden zu lassen, recht-

fertigen das oben beschriebene Betragen, sie würden fast den ärztlichen Charlatanismus unserer Zeit entschuldigen, wenn nicht der Arzt, durch seine Kenntnisse von der Natur des Menschen und seiner Schwächen, sich über die Leidenschaften des gemeinen Haufens erheben, und die Ausübung seiner Kunst wie ein Priesteramt betrachten müßte.

Leider muß man gestehen, daß das Betragen der reichen Clienten gegen ihre Aerzte in Paris zum Theil die eigene Schuld der Letzteren ist. Eine große Zahl, deren Mittel sehr beschränkt sind, voll Eitelkeit und Ehrgeiz, sind nicht sehr delikat in der Wahl der Mittel, die ihnen, wenn auch nicht Ruhm, doch Reichthum zu schaffen versprechen. Die Charlatanerie bringt den Stand in Mißcredit, die Intrigue und Verleumdung entehren ihn; die Eifersucht, die sich zwischen den verschiedenen Prätendenten entwickelt, schadet ihren Interessen, der Reiche macht sich dieß zu Nutze und bezahlt den jungen Arzt schlecht, der früh oder spät dieselben Erfahrungen machen wird, wie seine Vorgänger.

Die deutschen Aerzte verfahren anders. Nachdem sie lange Zeit Opfer derselben Intriguen gewesen, sind sie endlich gescheit genug geworden, gemeine Sache zu machen, und wer jetzt in Paris als Arzt einer Familie engagirt werden soll, würde die Stelle nicht eher annehmen, bis er sich überzeugt, daß sein Vorgänger keinerlei Forderungen mehr an seinen neuen Clienten zu machen hat.

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, von Hufeland.

Schlaf ist des Menschen Pflanzenzeit,
Wo Nahrung, Wachsthum baß gedeiht,
Und selbst die Seel', vom Tag verwirrt,
Hier gleichsam neu geboren wird.

Schläfst Du zu wenig, wirst Du matt,
Wirst mager und des Lebens satt,
Schläfst Du zu lang und kehrst es um,
So wirst Du fett, ja wohl auch dumm.

Willst immer froh und heiter seyn,
Denk' nicht: „Es könnte besser seyn,"
Arbeite, bet', vertraue Gott,
Und hilf den Nächsten aus der Noth.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 8.] Donnerstag den 26. Jänner. [1837.]

Inhalt: Diätetische Controversen: Der Kaffeh, vom Redacteur. — Das Landleben der Großstädter, von Mathias Koch. — Miscellen.

Diätetische Controversen.

(Vom Redacteur.)

Medium tenuere beati.

Wer sollte es glauben, daß im Gebiete der Diätetik, einer Wissenschaft, die so alt als die Welt ist, und die ein Jeder durch eigene Erfahrung prüfen und bereichern kann, noch viele Fragen unentschieden sind? Und doch ist es so! Speisen und Getränke, die der Eine mit ungemessenem Lobe in den Himmel hebt, verweist der Andere in die Hölle; der Eine will gern Alles entbehren, nur diesen und jenen Genuß nicht, den er als lebenverlängernd hochpreiset — der Andere schiebt auf eben diesen Genuß die Schuld seines Siechthums. — In unsern Zeiten, wo leider für Alles Partei ergriffen wird, und die Gesellschaft im Kampfe gegen sich selbst liegt, ertönt auch auf dem friedlichen Gebiete der Diätetik das Feldgeschrei der Parteien, und ich brauche nur das Wörtchen „Wasser" zu nennen, um einen Beweis für diese Behauptung aufzustellen. Ein Blatt, daß sich das redliche und unparteiische Besprechen der wichtigsten diätetischen Gegenstände zur Pflicht gemacht, dürfte geeignet seyn, jene Puncte nach und nach zur Sprache zu bringen, von denen man sagen kann: „sub judice lis est." Es wird sich aber in den Kampf nicht mischen und sich auch nicht anmaßen, ein entscheidendes Wort da auszusprechen, wo so Vieles für und wider gesagt werden kann, sondern die Entscheidung der Erfahrung und dem gesunden Sinne des Publikums überlassen; und nur diesem die Extreme beider Meinungen vorführen, weil ich glaube, daß gerade der Contrast der Ansichten das Grelle und Uebertriebene einer jeden derselben in's Licht setzen und die

Wahrheit, die immer in der Mitte liegt, bei dieser Verfahrungsart nur gewinnen kann. Aber ich bitte, nicht mißverstanden zu werden. Keine Polemik! Keine Persönlichkeit! Ich will nur über die wichtigsten Puncte im Gebiete der Diätetik, der Gymnastik, der physischen Erziehung u. s. w., jedesmal einen Enthusiasten, wie er im Lobe der Sache übersprudelt, und einen Hypochonder reden lassen, der dieselbe Sache mit den schwärzesten Farben ausmalt; und ich hoffe, durch dieses Gemisch von Licht und Schatten gerade den Leser auf den Standpunct zu führen, wo er die Gegenstände der Controverse in der rechten Beleuchtung sehen kann. Beginnen wir nüchtern mit dem

Kaffeh!

Schwarz bin ich,
Doch niedlich.
Kön. Salomon.

I. Der Enthusiast:

„Sie glauben nicht an die himmlischen Wirkungen des Kaffehs? Sie vergleichen ihn mit dem Weine und nennen ihn ein schädliches Reizmittel? Welche Vergleichung!"

„Der Kaffeh vereinigt in sich die belebenden Vortheile der geistigen Getränke, ohne ihre Nachtheile zu haben. Er bringt weder Trunkenheit noch jene üblen Folgen hervor, die den übermäßigen Weintrinker früher oder später treffen. Jeder Gebildete wird sich schämen, seine allzugroße Neigung zum Weine zu bekennen; seiner Vorliebe für den Kaffeh schämt sich Keiner. Wie kommt dieß? Geistige Getränke regen den sinnlichen Menschen auf, und ziehen ihn leicht aus der Sphäre des höhern Menschlichen in die gemeine Welt herab, der Kaffeh regt das Nervenleben auf, macht den von geistiger Arbeit schon Erschöpften zu neuen Schöpfungen fähig, und manches Meisterwerk des schaffenden Gedankens hat die Menschheit der Kraft des Kaffehs zu danken. Der Wein benebelt die Sinne, der Kaffeh macht nüchtern; jener reißt zu Unbesonnenheiten hin; dieser hellt den Geist auf, und macht ihn zum Denken fähiger. Der Wein macht beredtsamer, lustiger, offenherziger; der Kaffeh gemüthlicher, inniger, herzlicher; der Wein schließt unser Herz gegen Jedermann auf, — der Kaffeh knüpft die Freundschaftsbande gegen den Einzelnen fester. Der Wein wendet unser Ich nach Außen, und zieht uns von der Kenntniß unserer selbst ab; der Kaffeh führt uns zu unserem bessern Ich, zum beschaulichen gemüthlichen Leben zurück; jener erfreut das Herz; dieser erquickt das Gemüth; der Wein begeistert zu einem lyrischen Gedicht, der Kaffeh führt uns in das geheimnißvolle Reich des ernsten Gedankens ein. Die Wirkungen des Kaf-

fehs auf das geistige Leben des Menschen werden noch klarer, wenn man über die Art, wie er auf die körperlichen Functionen wirkt, in's Reine gekommen ist. Hier ergibt sich als Resultat der täglichen Erfahrung, daß der Kaffeh zunächst im Magen ein wohlbehagliches Gefühl, einen kräftigen Reiz hervorbringt, der sich mit Blitzesschnelle über den ganzen Körper verbreitet. Es ist ein ganz eigenes Gefühl im Menschen, welches weder als Hunger, noch als Durst oder Lüsternheit, sondern als eine eigenthümliche Sehnsucht nach einer Tasse Kaffeh sich äußert und uns gleichsam instinctmäßig leise zulispelt: „Du bist übel gelaunt, dein Gemüth ist erdrückt, es freut dich die Arbeit nicht, es fehlt dir etwas, du mußt diese Lücke ausfüllen, du mußt ein trauliches Gespräch mit einem Freunde führen, mußt deinem Kleinmuth Luft machen," und dieses Selbstgespräch führt unwillkührlich zur lieblich duftenden Tasse! Hat man diese Sehnsucht gestillt, so wird der träge Muskel munterer, unsere Hoffnungen und Aussichten heiterer, die Thätigkeit des Gehirns wird aufgeweckt, Herz und Gefäße zur Blutbewegung geschickter. Welch neue Kraft ergießt sich in unsere Adern! Die Zukunft liegt erfreulicher vor uns da; die belebte Einbildungskraft erhebt den schaffenden Geist über die gemeine Sphäre des Alltagslebens, und er schwingt sich in die hellen Regionen des lichten freien Gedankens. Der Genuß des Kaffehs nach der Mahlzeit, wo das niedere Leben des Menschen vorwaltet, ist ein tiefgefühltes Bedürfniß. Es wird uns bange vor dem Gedanken, ein bloß verdauendes Wesen zu seyn; der wohlbesetzte Tisch hat unserer sinnlichen Natur zu viele Herrschaft eingeräumt und will jeden schönen Gedanken verjagen; man sehnt sich nach einem Mittel, welches gleichzeitig das Verdauungsgeschäft unterstützen und dem Flug der Ideen im höhern Menschen ein bischen nachhelfen soll — und kein Getränk vermag dieß besser als der Kaffeh! Kaum hat man ihn mit Wollust hinabgeschlürft — und eine neue Welt schließt sich uns auf, das Ohr öffnet sich für die Mittheilung des Freundes, in gemüthlichem Gespräche verfließt die Stunde der thierischen Verdauung, und ein neuer Mensch, eilst du wieder an die ernsten Geschäfte des Tages. Und als welch' einen Freund bewährt sich der Kaffeh des Abends! Die Nacht und ihre Geister wollen nicht, daß wir im Reiche der Gedanken etwas Neues schaffen, sie wollen uns in das dunkle Gebiet der Unthätigkeit hinabziehen und sind eifersüchtig auf jedes Werk, das unsern Namen einst der Nachwelt verkünden soll — aber der Freund, Kaffeh genannt, erhält uns wach und läßt uns nicht in dieß thatenlose Nichts versinken. Während die narkotische Nacht die ganze übrig Menschheit schlaftrunken einwiegt, widerstehen wir ihrer Gewalt und leben munter fort im Reiche der Ideen — weil uns der Kaffeh zur Seite dampft."

*

II. Der Hypochonder.

„Der Wein ist so alt als die Welt; der Genuß des Kaffehs datirt sich in Europa erst von jenem Zeitpuncte an, wo die immer zunehmende Civilisation das Bedürfniß eines Mittels weckte, welches die erschöpften Geisteskräfte künstlich beleben könnte. Entnervende Genüsse, Luxus, Mode, Ehrgeiz und andere Leidenschaften führten zur Kraftlosigkeit und Abspannung; der Geschmack an den Freuden, die die Natur anbot, artete in das Streben nach raffinirtem Genuß aus; und ohnmächtig lag die Menschheit in den Armen der buhlerischen Künstelei, und sehnte sich nach Erholung, Stärke, Belebung. Ihre abgestumpften Sinne konnten den kräftig aufregenden Wein nicht mehr vertragen, ihr Herz war zu matt und welk, um den Reiz des geistigen Getränkes auszuhalten — und sie nahm ihre Zuflucht zu dem belebenden Aroma der arabischen Bohne. Soliman Aga, der in Paris im Jahre 1669 residirte, war der Erste, der seine Gäste mit dem Mittel bekannt machte, womit der Orientale schon längst seine abgestumpften Nerven aufrichtete. Mit Freuden griff der Bewohner des westlichen Europas nach diesem nervenbelebenden Trunke. Man konnte nun die Gesetze der Natur verhöhnen. Sie gebot dem Menschen des Nachts zu ruhen und zu schlafen — der schwarze Kaffeh verbannte den Schlaf; der rasende Spieler vergaß, daß es Nacht ist, und gab sich allen Leidenschaften hin, die das Spiel mit sich bringt. Der Gelehrte verwandelte die Nacht in Tag, erkünstelte eine Klarheit des Gedankens, die später durch übermäßige Anstrengungen Nervenkrankheiten hervorbrachte. Der gesellschaftliche Trieb, den der Kaffeh begünstigte, führte freilich die Menschen fleißig zusammen; aber die gutmüthige Herzlichkeit artete in ein zweideutiges Streben aus, seinen Nächsten falsch zu beurtheilen, zu verleumden, zu vernichten. Lebe wohl, du heiliger Trieb nach nützlicher Thätigkeit! Wozu arbeiten, wenn es sich so gemüthlich am Kaffehtisch plaudern läßt? Wozu Bewegung machen, wenn man die Lebensgeister durch den Zaubertrank so herumjagen kann? Die sitzende Lebensart trat in Bund mit dem neuen Belebungsmittel, sie umarmten sich inniglich, und die Hypochondrie war das Kind ihrer Liebe. Der früher heitere seelenvolle Blick ward düster, kalt; das sonst frohe Auge sah Alles in schwarzer Hülle, und die Nacht des tiefbrütenden Trübsinnes legte dem kranken Gemüthe unzerbrechliche Fesseln an. Die Verdauung, diese nothwendige Stütze des thierischen Lebens, ward zerrüttet; der Reiz des Kaffehs, an den die Nerven sich immer mehr gewöhnt hatten, mußte verstärkt werden, der Umlauf des Blutes stockte und mit ihm das Leben des Nervensystems. Derselbe Trunk, der früher Leben und Heiterkeit in's Herz gegossen hatte, erschlaffte durch Mißbrauch alle Selbstthätigkeit und Energie des geistigen Lebens; das erschöpfte Gehirn

lechzte nach neuen Reizen, deren Befriedigung endlich zur gänzlichen Zerrüttung der Nerven führte. Das, was ein Reizmittel für bestimmte Krankheitsfälle seyn sollte, ward zum täglichen Bedürfniß; die Noth der Zeiten verführte nach und nach den Traurigen, Mißgestimmten, seine Zuflucht zum erheiternden Kaffeh zu nehmen, den er endlich so oft und so stark trank, daß schwache Verdauung, Vollblütigkeit des Unterleibs, Goldaderbeschwerden, Hypochondrie, geistige Abspannung und Mißmuth nach und nach ihn quälten. Konnte er sich alsdann den Kaffeh abgewöhnen? Kaum! Es fehlte einem solchen Kaffehtrinker ein gewohnter täglicher Reiz; er ward träge, verstimmt, mißlaunig, zu seinen Berufsgeschäften übel aufgelegt, und mußte wieder zu seinem alten Reizmittel zurückkehren. Und die armen Frauen! Ihnen den Kaffeh gänzlich verbieten, hieße ihnen den Lebensbalsam entziehen; und doch wirkt dessen Mißbrauch höchst nachtheilig auf ihre Gesundheit, besonders in Betreff der Bestimmung, die die Natur ihnen zugewiesen. Durch allzufrühen Genuß wird ihrer Entwicklung eine falsche Richtung gegeben; durch zu häufigen Genuß während ihrer Blütenjahre, werden die Organe geschwächt, deren Gesundheit zum vollständigen Gedeihen des Weibes unerläßlich sind; in späteren Jahren legen sie damit den Grund zu vielen Nerven-, Gemüths- und Unterleibsleiden." *)

Das Landleben der Großstädter.

Von Mathias Koch.

Wenn die Bäume verblüht haben, das Wiesengras zum ersten Male abgemähet ist, und die Halme des Getreides in Aehren geschossen sind, da begibt der Großstädter sich auf das Land. Weßhalb? Um der ländlichen Ruhe zu genießen, um die beständige Aufregung der Lebensgeister im tiefen Frieden der Natur zu beschwichtigen und dem Rennen und Treiben, worin Stand, Amt und Genußsucht ihn verstrickt hatten, zu entgehen? Nein; vielmehr um das Stadtleben in anderer Weise auf dem Lande fortzusetzen, um stets außer sich zu bleiben, um nie zu sich zurückzukommen. — Die Natur ist eine Feindin aller Unregelmäßigkeit, und wer in ihr das Vermißte des großstädtischen Lebens sucht, täuscht sich, und wer das letztere ihr aneignen, mit ihr vereinbaren will, bringt sich um den Genuß von beiden.

Die Mehrzahl der Großstädter haben die Empfänglichkeit für die Freuden der Natur verloren. Mit ihr allein fühlen sie nicht bloß Langeweile, sondern Unbehaglichkeit, ja selbst Furcht. Es ist, als ob sie in keinem Rapporte mit ihr stünden, nicht ein inhärirender Theil derselben wären. Woher

*) Diese Controversen werden von Zeit zu Zeit fortgesetzt. D. Red.

kommt das? Von der gänzlichen Entfremdung von ihr. So wie der Alpenbewohner mit seinen Gletschern und Triften, mit dem dichtesten Walde und den tiefsten Abgründen sein innerstes Leben verschmolzen fühlt, und die Natur in allen Gebilden ihm herrlich, groß, liebevoll zu seyn scheint, gerade so ist der Großstädter von den entgegengesetzten Empfindungen eingenommen. Soll er davon zurückkommen, so bedarf es seinerseits ein Opfer.. Er muß lernen, der Natur zu leben, mit ihr eins zu werden. Erhabene Ruhe ist ein tiefer Grundzug des Charakters der Natur. Der Mensch widerstrebe nicht, diese Ruhe in sich aufzunehmen. Sie ist der köstliche Balsam für die ermattete, ewig unstät umherschweifende Psyche, und das große Stärkungsmittel des schlaffen Körpers. Keiner stand je auf einem Berge, oder an einem See, oder in Mitte des Waldes, der den Ausguß dieses, aus Pandorens Büchse als eine der mildesten Gaben hervorgegangenen Zaubers der einkehrenden Ruhe in sein ganzes Wesen nicht empfunden hätte. Weßhalb bringt nun der Großstädter in dieses unsichtbar wohlthätige Walten der Natur den Tummel rauschender Ergetzlichkeiten hinein? Weßhalb genügt ihm der Genuß dieser Ruhe nicht, bei der, wenn er sie kennen und benützen gelernt hätte, ihm wohlig werden würde, wie dem Fische, der in Bachesgrund bei Sonnenschein sich wiegt, oder dem Vogel, der im Wohlbehagen von lauen Lüften sich tragen läßt, kaum die Fittiche bewegend?

Wenn der verwöhnte Städter Willens ist, die Freuden der Natur lauter und unvermischt zu genießen, und den Entschluß fassen kann, sich ihr willenlos hinzugeben, so hat er bloß einige Schwierigkeiten zu überwinden, um sehr bald zu ihren, profanen Augen verborgenen Genüssen zu kommen.

Zunächst muß er versuchen, sich an die Einsamkeit, an die Ruhe und den tiefen Frieden der Natur zu *gewöhnen*. Er darf nicht Menschen aufsuchen, sondern muß Anfangs mit seiner neuen Bekanntschaft, mit der ewig jungen Mutter Natur, die den Menschen unaufhörlich an ihren Brüsten säugt, und von der Wiege bis zum Grabe Treue ihm erweis't, allein bleiben. Thut er dieß mit Ueberwindung der anfänglich gefühlten Langeweile, so wird er bald merken, daß seiner sich eine eigenthümlich beschwichtigende Stimmung bemeistert, die ihm zwar noch kein Vergnügen, wohl aber ein Wohlbehagen gewährt. Ruhigen Geistes wird er um sich blicken und gewahr werden, daß er in dieser Sammlung und Stimmung für die Gegenstände um ihn her *ein neues Gesicht* gewinnt. Dieselben Gegenstände, die seine Sinne im frühern Zustande kaum berührt, ja übergangen haben, werden nun auf einmal von ihm aufgefaßt, festgehalten, mit einander verglichen, und durch die erwachte Thätigkeit der hinzutretenden Phantasie zu schönen, reizenden, entzückenden Bildern umstaltet werden. Jetzt wird er erkennen, welch' ein unendlicher Stoff für Anschauung, Ein-

nahme und Verarbeitung in sich, rings um ihn her ausgebreitet ist, und wie vielversprechend der Genuß seyn könne, der aus dieser einsamen Unterhaltung, aus der Contemplation der Natur für den denkenden und fühlenden Menschen hervorgeht. — Mit jeder Wiederholung dieses Actes, die Natur mit sich allein zu belauschen und für sie empfänglich zu werden, steigert sich Vergnügen und Genuß. Zuletzt gewinnt der Mensch ein eigenes, von Andern nicht begriffenes Verständniß der Natur, das nicht in Büchern gefunden und nicht von Menschen gelehrt werden kann. Innere Sinne, bisher verschlossen, thun sich auf, und ein unsichtbarer Purpurfaden von Wonnegefühl, knüpft mit erhabenen und grauenvollen, mit zarten und anmuthigen, mit scheinbar gleichgültigen und höchst romantischen Naturgegenständen, geheimnißvolle Seelenrelationen an, aus der die allgemeine und gänzliche Wiederbefreundung des verwöhnten Civilisationsmenschen mit der großen, einfachen und erhabenen Natur hervorgeht.

In dieser Umwandlung wird er sich mit unbegreiflichen Fesseln an den Landaufenthalt festgebunden fühlen. Das vorher gering geschätzte, vielleicht verachtete Gewerbe der Landleute, wird ihm nun ein großes Interesse abgewinnen. Wußte er vordem sich auf dem Lande nicht zu beschäftigen und glaubte er deßhalb, den ganzen Trödel seiner Luxusbedürfnisse auf's Land mitbringen zu müssen, um nur die liebe Zeit zu tödten, so wird ihm diese jetzt zu kurz und flüchtig werden. Für das so gering geachtete Volk, das die mütterliche Erde bebaut, wird eine geheime Zuneigung erwachen, er wird es der Mühe werth finden, dasselbe in Mühewaltung und Lebensweise, in den Genußarten und Sitten kennen zu lernen. Er wird die Einfalt von der Dummheit unterscheiden lernen, den gesunden Verstand des Landmanns von der Verschrobenheit des Städters, sein treuherzig Gemüth von der Gefühlsaffection der Gebildeten im Contraste zu einander gestellt sehen, und seinen Menschensinn ungemein erweitert finden.

Zuletzt ist er wohl im Stande, dan Landmann nachzuahmen. Und pflügte und eggte der Großstädter auch nicht, so wird er doch Bäume propfen, Blumenbeete herstellen, Trauben lesen, Pflanzen versetzen u. dgl. m. Schon genug für den Zweck, sein Landleben ihm körperlich und geistig ersprießlich zu machen, wenn er nur zur Hälfte mit den Naturföhnen mitlebt, ihre Arbeit und ihre Freuden theilt, und die ganz verloren gehabte Empfänglichkeit für die Natur wieder gewinnt.

Vielleicht glauben die Leser, diese Resultate ergeben sich häufig, und ich übertreibe die Schilderung von Entfremdung des Großstädters von der Natur? Beides ist nur zu sehr wahr! Aber eine große Mehrzahl verwöhnter Städter weiß weder das Räthsel dieser Entfremdung von der Natur sich zu erklären, noch den rechten Weg einzuschlagen, um mit ihr wieder

in richtigen Rapport zu kommen. Um die beschämende Wahrheit, daß die Natur ihnen nichts gewährt, nichts ist, und keine Empfindung in ihnen anregt, zu bemänteln, affectiren sie Gefühle, die sie gar nicht haben, und überladen die Sprache mit Ausdrücken, die sie nicht von den Gegenständen der Natur selbst entnommen, sondern die Andere ihnen in den Mund gelegt haben. So täuschen und betriegen sie sich selbst, und wenn sie je ein ehrliches Geständniß über diesen Punct machen, so lautet es, unter niedergeschlagenem Blicke: „Die Natur ist schön, allein sie langweilt mich!"

Miscellen.

Sterblichkeit in London. Die jährliche Zahl von Todesfällen in London beträgt im Durchschnitte 30,000, und Dr. Clark sagt in seinem Buche über die Schwindsucht, daß von allen denen, welche in Großbritannien und Irland eines natürlichen Todes sterben, ein Viertel von der Schwindsucht hinweggerafft werden. Auch in London besteht dieses entsetzliche Verhältniß, und aus dieser Thatsache läßt sich schließen, daß jene Krankheit sowohl in London als auch im übrigen England im Zunehmen begriffen ist; denn zur Zeit des Dr. Arbuthnot war von zehn Todesfällen erst einer durch die Schwindsucht veranlaßt. —X—

Seltsame Idiosynkrasie. John Peele, ein junger Mann, Sohn eines Pächters in der Provinz Suffolk, hatte einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Geld. Er war durchaus nicht dahin zu bringen, solches anzurühren. Anfangs hielt man dieß für natürliche Furchtsamkeit; allein sein Vater bemühte sich vergebens, ihn zum Antasten eines Geldstückes zu bereden, obwohl der junge Mensch den Werth des Geldes nicht verkannte. In der Meinung, daß Einbildung oder Liebe zum Sonderbaren mit im Spiele sei, steckte ihm der Vater kleine in Papier gewickelte Kupfermünzen in die Tasche. Als jener zufällig hineingreifend dieses Geld in die Hände bekam, verfiel er in Zuckungen, die über eine Stunde anhielten. Bei einem zweiten Versuche des Vaters mit Silbermünzen, traten bei deren Berührung wieder Krämpfe ein, und zwar so heftig, daß man für sein Leben besorgt war. Diese Geldscheu begleitete den jungen Peel durch sein ganzes Leben. —Y—

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 9.] Montag den 30. Jänner. [1837.]

Inhalt: Reise der medicinischen Tugenden von E. Glehn. — Volksmedicin bei den Kirgisen, vom Stabsarzte Jarotzki. — Ueber die Krankheiten der armen Classe zu Rio de Janeiro. — Gesundheit des Clima zu Guiana. — Thornhill's Bericht über ein achttägiges Fasten in einer Kohlengrube. — Hufeland's Lebensregeln.

Reise der medicinischen Tugenden.

Von E Glehn*).

Beim Ankauf eines Pfundes chinesischen Blumenthees wurde mir als Maculatur ein Manuscript gegeben, dessen Charaktere durch ihre Sonderbarkeit meine Neugierde lebhaft erregten.

Zu meiner großen Freude enthielt es die allegorische Darstellung eines medicinischen Gegenstandes, weßhalb ich glaubte, von dem Zifferblatte eine Mittheilung machen zu dürfen.

Die Uebersetzung folgt demnach so, wie ich sie aus den Händen meines Freundes erhielt.

Die medicinischen Tugenden, überdrüßig, in den bestaubten Folianten der Classiker zu modern, verabredeten eine allgemeine Zusammenkunft, um gemeinschaftlich über diejenigen Maßregeln zu berathschlagen, welche ihrer Wohlfahrt förderlich seyn könnten.

Alle fanden sich zur bestimmten Stunde pünktlich ein, wie es von Tugenden zu erwarten stand. Es waren:

Die Erfahrung, der Scharfblick, der Beobachtungsgeist, der Fleiß und die Wissenschaft.

Die Erfahrung, etwas wohlbejahrt, aber troß dem immer noch rüstig, nahm das Wort und redete die Tugenden folgendermaßen an:

»Meine Hochgeehrten und Vielgeliebten! der Zweck unserer heutigen

*) Aus dem Englischen frei bearbeitet.

Versammlung ist kein anderer, als die Mittel ausfindig zu machen, uns zu Glück und Ansehen zu verhelfen."

„Von wie viel Gefahren wir täglich umgeben sind, daran brauche ich Sie kaum zu erinnern. Es wird daher gewiß Niemand von Ihnen in Abrede stellen, daß es Noth thue, diesem Elende abzuhelfen, und die kräftigsten Maßregeln zu ergreifen, wenn wir uns von dem unvermeidlichsten Untergange retten wollen."

Nachdem während der Pause jede Tugend im Stillen einige Betrachtungen über die Wichtigkeit des angeregten Gegenstandes gemacht, unterbrach die Erfahrung das Stillschweigen und fuhr fort:

„Wenn ich meine Schätze übersehe, und im großen Hauptbuche auf ihre Quelle zurückgehe, so erkenne ich, daß die vereinten Bemühungen sehr Vieler nothwendig waren, um das gelobte goldene Land Quang-tong zu erreichen! Laßt uns darum, meine Hochverehrten, einen Versuch machen, ob es uns nicht besser gelingen wird, wenn wir uns sämmtlich zu dieser Reise vereinigen."

Dieser Vorschlag fand Beifall und wurde sogleich einstimmig unter lautem Jubel angenommen.

Eine geräumige Diligence, welche der Scharfblick schon ausgespäht hatte, sollte gemiethet werden, und die Vorsicht wurde beauftragt, den Handel abzuschließen, und für alles zur Reise Nöthige Sorge zu tragen. Kaum graute der nächste Morgen, so fanden sich auch schon alle Tugenden reisefertig am Versammlungsorte ein. Der Fleiß, mit Courierstiefeln, Sporn und Peitsche ausgerüstet, schwang sich in den Sattel und übernahm das Geschäft des Postillons. Der Beobachtungsgeist und der Scharfblick, mit Brillen, Loupen, Ferngläsern, Mikroskopen u. s. w. bewaffnet, nahmen die Plätze vorn im Cabriolet; die Damen: Erfahrung, Wissenschaft, Vorsicht, Verschwiegenheit u. a., wie es Damen gebührt, die inneren Sitze des Wagens ein. Die Menschenliebe und Geduld aber wurden in das hintere Coupé verwiesen; sie waren von jeher der Hintansetzung gewohnt, daher ließen sie es sich auch dießmal gefallen. Ueberdieß hatten sie auch hier, dem Staub und Koth am meisten ausgesetzt, die beste Gelegenheit, ihre herrlichen Eigenschaften zu entfalten.

Ein schöner Tag begünstigte diese tugendvolle Unternehmung. Die Tugenden, von den glänzendsten Hoffnungen belebt, und durch die heiterste Aussicht auf die Zukunft in angenehme Träume gewiegt, zweifelten im Bewußtseyn ihres Werthes und ihrer edeln Absichten keinen Augenblick an dem glücklichen Erfolge ihrer Unternehmung, und sahen schon im Geiste das Land, wo die goldenen Früchte wachsen.

Ihr Weg war die große gerade Heerstraße, welche mitunter holperig und unbequem, daher nicht sehr befahren wurde.

Der Fleiß spornte, um Zeit und Weg zu kürzen, seinen Gaul, und die Uebrigen nickten und dämmerten allmälig in eine Traumwelt hinüber. So geschah es, daß ein Stein, welchen der Fleiß, seiner Kurzsichtigkeit halber, am Wege übersehen, ihrem Wagen einen heftigen Stoß versetzte, der den Tugenden fast hätte sehr gefährlich werden können; denn die Menschenliebe verlor die Geduld, der Beobachtungsgeist den Scharfblick und die Erfahrung, eine hochschwangere Frau, bekam Wehen.

Der kleine Unfall hatte indeß für den Augenblick keine weitere üble Folge.

Es blieb aber der durch diesen Aufenthalt verursachte Zeitverlust unersetzlich. Der verlorne Moment ist unwiderruflich dahin und selbst unsere Tugenden mußten bald die Wahrheit des Sprichwortes: „sero venientisbus Ossa," bestätigt sehen.

Sie fanden bei ihrer Ankunft auf der ersten Station bereits Alles besetzt, und von einer lustigen, lärmenden Gesellschaft alle Pferde in Beschlag genommen.

Wie sehr erstaunten sie aber, und wie gedemüthigt fühlten sie sich, als sie unter den versammelten Gästen ihre eifrigsten Gegner erkannten. Es waren alle Untugenden, welche zum großen Kummer unserer achtbaren Reisegesellschaft die Arzneikunst entehren. An ihrer Spitze befand sich die Charlatanerie, eine immer nach der neuesten und extravagantesten Mode gekleidete, sehr gefallsüchtige Dame. Sie schrie und lärmte auf eine sehr ungebührliche Weise. Obgleich die Gattin des reichen Geldgewinnes, buhlte sie doch noch auf eine schamlose Art mit dem aufgeblasenen Ehrgeize. Die Schwatzhaftigkeit, die Zudringlichkeit, die Unwissenheit, die Unverschämtheit und viele andere lose Dirnen von gleichem Gelichter befanden sich in ihrem Gefolge.

Unbegreiflich war es den Tugenden, wie jene ihnen hatten den Rang ablaufen können, und zwar ohne daß sie ihrer gewahr worden. Das Räthsel löste sich ihnen aber bald, indem sie in der Gesellschaft eine Person entdeckten, die sie selbst zurückgewiesen hatten. Es war die Klugheit; diese hatte sich, als sie von dem Vorhaben der Tugenden Nachricht erhielt, ihnen als Begleiterin angeboten; war aber von denselben nicht angenommen worden, weil diese sie nicht für ihres Gleichen erkannten, und auch ohne ihre Beihilfe auf eine ehrenvolle Weise das Ziel ihres Vorhabens zu erreichen glaubten.

Die Klugheit, gekränkt durch eine solche Zurücksetzung, hatte ihre Dienste der entgegengesetzten Partei angeboten, das Vorhaben der Tugen-

den entdeckt und sich anheischig gemacht, ihnen zuvorzukommen. Sie war, wie zu erwarten stand, von den medicinischen Untugenden mit offenen Armen empfangen worden, und hatte unverzüglich mit sehr vieler Sachkenntniß und Gewandtheit alle Vorbereitungen zur Reise getroffen.

Außerhalb des eleganten und geputzten Wagens hatte die Klugheit überdieß eine kleine Maschine befestigt, der so narkotische, Schwindel erregende Eigenschaften besaß, daß selbst die Tugenden, bei ihrer Ankunft auf der Station, die Wirkungen derselben empfanden. Sie hatten sich nicht auf die große Heerstraße begeben, sondern waren auf Nebenwegen gefahren, hatten sorgfältig alle rauhen gefährlichen Stellen vermieden und sich mit so vieler Geschicklichkeit um die Steine des Anstoßes herumgewunden, daß sie zu einem Vorsprung gelangt waren, der sie in den Stand setzte, den Tugenden neue Hindernisse in den Weg zu legen.

Die Erfahrung, zu welcher sich jetzt alle Tugenden mit Bitten um Rath und Hilfe wandten, die Erfahrung rieb sich die faltenreiche Stirn, stützte das schwerbelastete Haupt, seufzte tief und sprach — »Meine Theuern und Vielgekränkten, Alles, was auf dieser Erde — —«

Hier endet das Blatt, und die Fortsetzung habe ich trotz aller Mühe und Suchens hier nicht auffinden können.

Volksmedicin bei den Kirgisen.

Vom Stabsarzte Jarotzki.

Beginnen wir mit der Beschreibung der Aerzte. In der kirgisischen Steppe existiren zwei Arten derselben: Dinger, oder wie die Tataren sagen, Tabuin, er heilt eigentlich mit Kräutern oder Wurzeln, und Backsi, den Schamanen (einer Art sibirischer Priester) ähnlich, durch Weissagungen, Austreibung böser Geister und andere Mittel solcher Art. Er trägt Kleider aus Lumpen, welche vorzüglich auf die Phantasie des Kirgisen wirken, (wahrscheinlich durch besonders bunten Farbenwechsel derselben), das Gesicht des Backsen ist immer finster, das Auge wild, der Gang langsam. Er ist mit einem musikalischen Instrumente, Cabüis genannt, versehen; vermittelst wilder und durchdringender Töne setzt sich der Backsi gleichsam vorläufig mit den Gemüthern in Verbindung. Außer diesen Aerzten begegnet man auf der Steppe nicht selten Tataren, welche sich Mullen nennen und mit der Cabalistik und Astrologie bekannt, das Wetter vorhersagen, den Planeten bestimmen, unter welchem Jemand geboren ward, Gebete herlesen, während welcher sie dem Kranken in die Augen blasen und spucken, und die Menschen mit Talismane gegen verschiedene Un-

glücksfälle versehen. Ich fand in den Kleidern eines Kirgisen einen solchen Talisman gegen Convulsionen der Kinder eingenäht. Der Begriff der Kirgisen von den Ursachen der Krankheiten entspricht ihrem halb wilden Zustande. Alles wird von ihnen dem Einflusse der Geister zugeschrieben.

Abgesehen davon, daß das Klima auf der Steppe ziemlich gemäßigt ist, und nur wegen der durchdringenden Winde und der Stürme mit Schneegestöber beschwerlich wird, ist der Kirgise auch äußerst gemäßigt in seinen Bedürfnissen. Er braucht nur Schaffleisch, Milch und Cumiß. Die hauptsächlichsten Krankheitsursachen sind: Erkältung, Unreinlichkeit, Gefräßigkeit, der Rauch in ihren Jurten und ansteckende Krankheiten. Keine Krankheit fürchten die Kirgisen so sehr, als die Pocken. Bei dem ersten Erscheinen derselben fliehen sie aus ihren Jurten und überlassen die Angesteckten dem Willen des Himmels; die Entschlossenen allein besuchen zuweilen die Kranken, um sich von ihrem Zustande in Kenntniß zu setzen. Theils die Vorurtheile der Kirgisen, theils die Unmöglichkeit, bei ihrem Nomadenleben die Operation auszuführen, verschafften der Kuhpockenimpfung bisher nur langsamen Eingang. Nicht minder sonderbar ist die Gewohnheit der Kirgisen, da sie doch an eine Prädestination, Barent genannt, glauben, daß sie ihre erkrankten Gefährten mitten auf der Steppe aussetzen, ihnen ein Bischen Nahrung hinterlassen oder ihnen in die ermattete Hand irgend eine Waffe zum Schutze stecken; sehr natürlich, daß der Tod oft bei solchem Gebrauche unvermeidlich ist. Da die Kirgisen von kräftigem Schlage und seit der Wiege an alle Witterungsverhältnisse gewöhnt sind, so findet man sie in Krankheiten geduldig und gefaßt; ein freies Leben Allem vorziehend und für dessen Erhaltung zu Allem entschlossen.

Ueber die Krankheiten der armen Classe zu Rio de Janeiro.

Aus einem Werke des brasilianischen Arztes, Dr. Jobim, entnehmen wir Folgendes: Die Stadt, unter 22° 54′ S. B. liegend, vereinigt alle Bedingungen der feuchtesten Tropenländer. Auf einer wenig über das Niveau des Meeres erhabenen Fläche, die zu eben für den Abfluß der Regenwässer, die hier so reichlich fallen, gelegen ist, wird Rio im Norden und Osten vom Meere bespült, das im Halbzirkel bis an seine Grundmauern dringt, mittelst der Bucht von St. Diogo, einen großen Sumpf bildet, bekannt unter dem Namen: Mangue da Cidade Nova. Im Süden wird es von mit üppigem Pflanzenwuchs bedeckten Bergen eingeschlossen, deren Gewässer fast alle nach der Stadt hinabfließen. Sein sumpfiger, an Dammerde reicher Boden, haucht beständig wässerichte Dünste aus, und in der Tiefe von einigen Spannen stößt man schon auf Wasser. Zahlreiche Ströme, nord-

östlich von der Serra dos Orgaos entspringend, bilden zum Theile ungeheure Sümpfe, die, wenn sie auch von der Stadt entfernt liegen, doch bei Nordwind ihre Sumpfatmosphäre dahin verbreiten. Dazu kommen noch die feuchten Seewinde, welche besonders gleich nach Sonnenuntergang die Atmosphäre merklich abkühlen, und zu der ungeheuren Menge Nachtthau, die daselbst fällt, Anlaß geben. Nicht genug an diesen natürlichen Ursachen der Insalubrität, kommen noch andere von vernachläßigter Gesundheitspolizei hinzu, als z. B. das Begraben der Todten auf den Kirchhöfen und in ihrer Nachbarschaft, die schlechte Bauart der meisten Häuser, Mangel an Reinlichkeit und Abzugskanälen u. s. w. Das Armenspital theilt alle diese der Gesundheit so nachtheiligen Uebelstände, und hat seine besonderen vermöge seiner schlechten Lage und Bauart.

Die Pocken grassiren alljährlich, bald mehr, bald weniger gutartig. Gegenwärtig (1835) herrschen sie seit Ende des vorigen Jahres, nur nicht so tödtlich wie Anfangs. Für die Ausrottung der Pocken durch die Vaccine ist bis jetzt von der Regierung nicht genug geschehen, und Herr Jobin macht angemessene Vorschläge zur Förderung der Letzteren, besonders durch Forschung nach den echten Pocken bei den Kühen in Brasilien selbst. Da diese nach Humboldt in Peru, Meriko u. s. w. vorkommen, so lasse sich annehmen, daß sie auch in Brasilien existiren.

Die verschiedenartigen Hautkrankheiten sind so häufig nicht, als man sie wohl in heißen Ländern voraussetzt, was man zum Theil wahrscheinlich der erweichenden Wirkung des beständigen Dampfbades zuschreiben könne, in dem man dort lebt.

Chronische Reizung der Verdauungsorgane ist sehr häufig bei den Schwarzen und bei den dem Trunk ergebenen Individuen, bei alten Leuten, wo sie gewöhnlich den Beschluß tödtlicher Durchfälle macht. — Würmer, besonders Band- und Spulwürmer, kommen ungewöhnlich häufig vor, bei Kindern und den Negern hauptsächlich zu gewissen Zeiten; selten stirbt von diesen Jemand, sei's auch an ganz andern Krankheiten, der nicht, wie die Hunde, ein Paar Spulwürmer im Magen hätte. Bei dieser Gelegenheit bemerkt Herr Jobin, daß die Volksmeinung, welche diesen Abgang der Würmer mit dem abnehmenden Monde in Verbindung bringe, als wenn sie sich um diese Zeit am leichtesten abtreiben ließen, gar nicht zu verachten sei, und wenn schon Hippokrates und Plinius den Einfluß des Mondes auf Krankheiten überhaupt anerkannt, so müsse er unter den Tropen, die dieses Gestirn gerade durchläuft, am merklichsten seyn.

Starrkrampf ist sehr häufig bei den afrikanischen Sclaven und sehr selten bei den Weißen. Die große Häufigkeit bei ersteren trotz ihrer geringe-

ren Nervenreizbarkeit, rührt wohl von einer angebornen Disposition zur Krankheit her, oder davon, daß sie den Ursachen der Krankheit mehr ausgesetzt sind. Diese sind: Wunden, Stiche, besonders in die Fußsohlen und Zehen, plötzlich unterdrückte Ausdünstung.

Gesundheit des Clima zu Guiana.

Dr. John Hancock behauptet in seinem Werke: on the Climate, Soil and Productions of the British Guiana, Folgendes: Guiana ist seiner Lage wegen für die gesundeste Gegend Amerika's, ja vielleicht der Welt anzusehen. Den mit Scropheln und einer Anlage zur Lungenschwindsucht behafteten Individuen räth er vor Allem den Aufenthalt in Guiana an, als den besten in der ganzen Welt. Knotige Schwindsucht ist an der Küste gänzlich unbekannt und überaus selten in den Gebirgsgegenden, aber nicht ganz ungewöhnlich in den Ebenen. Der Verfasser bemerkt, daß er an der Küste nie einen Fall einer wirklichen dort entstandenen Lungensucht, noch des Blasensteins beobachtet habe. Das kann man nicht von den westindischen Inseln sagen. — Das gelbe Fieber ist auch seit lange verschwunden, so, daß die Küstengegend von Jahr zu Jahr gesünder wird. Dieß Clima ist nicht allein prophylaktisch für die Lungensucht, nein, es heilt dieselbe, worüber der Verfasser Erfahrungen gemacht haben will.

Eine Haupturſache zur Erzeugung der Krankheiten fehlt hier ebenfalls, die Unbeständigkeit der Witterung; denn der Verfasser behauptet, es gebe keine Gegend der Welt, wo die Temperatur gleichmäßiger wäre als in Guiana, daher auch die Cholera daselbst nicht ausgebrochen ist. Das Clima zu Martinique und Granada ist weniger gesund als das zu Guiana. Die Unterhaltung der Transspiration ist eine der wichtigsten Gesundheitsregeln in den heißen Gegenden, die Natur schreibt auch denselben Weg bei der Behandlung der Krankheiten vor, weßhalb unser Verfasser Jedem, der nach den Tropenländern reis't, einen Dampfapparat zum Baden mitzunehmen räth. —

Für uns war diese Schrift hauptsächlich von Interesse durch die Bemerkung über die Wohlthätigkeit des Aufenthalts der Schwindsüchtigen in Guiana, worauf wir nochmals die Aufmerksamkeit unserer Leser lenken wollen, da dieselbe, wenn sie sich durch die Erfahrung bestätigt, eine für das Menschengeschlecht heilbringende Bemerkung, man könnte fast sagen heilbringende Entdeckung genannt werden kann.

Thornhill's Bericht über ein achttägiges Fasten in einer Kohlengrube.

(Aus der London medical Gazette For. 1836, I.)

Zehn Personen, unter denen ein Knabe, waren in einer Kohlengrube abgesperrt worden, indem die Decke einbrach und Sandmassen den Ausgang durchaus verschlossen. Sie hatten nichts bei sich als einige Kerzen, die ihnen auf einige Stunden leuchteten. Die Hoffnung, gerettet zu werden, ermuthigte sie, von innen her die Grube in der Richtung auszuhöhlen, in welcher ihre Kameraden wahrscheinlicher Weise ihnen einen Ausweg bahnen mußten. Nur der Knabe klagte über nagenden Hunger; Alle litten an Uebelkeit und nagenden Durst. Die Kälte zwang sie, so nahe als möglich an einander zu rücken. Taylor, ein fünfzehnjähriger Arbeiter, wurde allein so schwach, daß er sich nicht bewegen konnte; er allein schlief nur einmal während dieser 8 Tage, die Andern verschliefen fast die ganze Zeit der letzten Tage. Alle litten an Sinnestäuschungen. Zwei Tage vor ihrer Befreiung hörten sie schon die Arbeiter, ihre Erlöser, und gaben ihnen Signale. Eine milde schleimige Kost, gelinde Bettwärme nährend der ersten Tage, später stärkende Speisen und Porter, stellten ihre auf's Tiefste gesunkenen Kräfte wieder her.

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, vom Hufeland.

Vermeide allen Müßiggang,
Er macht Dir Zeit und Weile lang,
Gibt Deiner Seele schlechten Klang,
Und ist des Teufels Ruhebank.

Halt Deine Seele frei von Haß,
Neid, Zorn und Streites Uebermaß,
Und richte immer Deinen Sinn
Auf Seelenruh und Frieden hin.

Denn Leib und Seele sind genau
In Dir vereint wie Mann und Frau,
Und müssen stets, sollst Du gedeih'n,
In guter Eh' beisammen seyn.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 10.] Donnerstag den 2. Februar. [1837.]

Inhalt: Aphorismen über frühzeitige Verstandesbildung, von Sincerus. — Zur Statistik des Selbstmordes, von Dr. Schlegel. — Das Marine-Hospital zu London. — Miscelle.

Aphorismen über frühzeitige Verstandesbildung der Kinder.

Von Sincerus.

I.

In allen Classen der Gesellschaft gibt sich ein Streben nach Verstandesbildung kund, und die Zeit stellt jetzt bei weitem größere Forderungen an den Gebildeten als ehemals. Die goldenen Tage der Kindheit werden immer weniger, seitdem man glaubt, man könne nicht früh genug mit dem Lernen anfangen. „Mein Sohn soll, unabhängig von zufälligen Glücksumständen, durch Kenntnisse, Adel und Würde des Charakters, durch einen hohen und gebildeten Verstand seinem einstigen Wirkungskreise Ehre machen." So spricht der liebende Vater und wacht ängstlich über die geistigen Fortschritte des zarten Knaben; momentan befriedigte Eitelkeit ist schwach genug, mit der jungen Pflanze Treibhausversuche zu machen. Man hört nicht auf die warnende Stimme des erfahrenen Arztes und Erziehers; man achtet nicht auf Thatsachen, die täglich laut verkünden, daß eine sieche und morsche Hülle einst die freie Wirksamkeit des Geistes hemmen wird. Die Gegenwart schmeichelt — wer kümmert sich um die Leiden, die einst den angestrengten Zögling erwarten? —

II.

Das Leben hätte keine Bedeutung mehr, wenn es nicht von der innigsten Ueberzeugung eines unsterblichen Menschengeistes begleitet würde. Aber der Geist will sein Daseyn, sein Lieben und Sehnen nach dem Bessern auch Andern kund thun — dazu bedarf er gesunder Organe. Sollen diese seine Befehle vollziehen — soll der unsterbliche Gedanke sein inneres Leben

nach Außen kehren — so muß das Edelste im Bau des Menschen, das Gehirn, seine Kraft und Blüthe bewahren. Wer weiß aber nicht, wie zart diese Geisteshülle bei Kindern sei? Und wie leicht es durch allzufrühe Studien in seiner ganzen künftigen Entwicklung gehemmt wird? Möchten doch eitle Aeltern auf diese Grundwahrheit Rücksicht nehmen!

III.

Kinder haben ohnehin große Anlage zu Krankheiten des Gehirns. Und Ihr Grausamen wollet diese Anlage zu Nervenleiden noch durch übertriebene Anstrengungen des Geistes steigern? „Mein Kind hat ausgezeichnete Fähigkeiten; was jedes andere Kind anstrengt, wird ihm ein Spiel." So spricht der eitle Vater. Weiß er aber, ob gerade diese erstaunliche Fassungskraft seines Kindes nicht schon beginnende Krankheit ist? Rhachitische Kinder haben einen regsamen Geist, Scharfsinn und Witz. Aber diese Talente sind oft nur von kurzer Dauer; zu frühe und schnelle Entwicklung erschöpft sie. Man vergesse nie, daß das Gehirn bei Kindern ausnehmend zart, und nur theilweise entwickelt ist, und daß jede Ueberreizung desselben zu Erschlaffung und Blödsinn führt.

IV.

Es ist zu bedauern, daß Erzieher nicht mehr mit den Wahrheiten der Physiologie vertraut sind. Wie viel Methodenlehren würden ungeschrieben seyn! — Aber auch Aeltern sollten den vernünftigen Erzieher nicht durch ewige Klagen über geringe Fortschritte zu Treibhaussünden verleiten. Ist frühzeitige Verstandesbildung nöthig, um die Geisteskräfte bis zum Höhepunct zu entwickeln? Fragen wir die Geschichte! — Hören wir die Meinungen der Aerzte hierüber.

V.

Männer, welche (wie Cousin sagt) die wahren Repräsentanten der Ideen und des Geistes ihrer Zeit waren, wurden nicht durch frühreife Erziehung, sondern durch eigenes Emporstreben groß. Wie die Eiche, wuchsen sie unter Sturm und Toben hoch. Isaak Newton saß bis in seinem zwölften Jahre in der Schule sehr weit unten. Viele, welche Krankheit oder andere Ursachen lange von der Schule zurückhielten, wurden dennoch, ihrer eigenen Neigung folgend, Männer, die von der Welt bewundert wurden.

VI.

„Ich habe junge Kinder gekannt," sagt Tissot, „von großer geistiger Thätigkeit und einer wahren Leidenschaft für's Lernen. Sie fingen ihre Laufbahn als Wunder an, und endigten sie als Dummköpfe. Die Kindheit ist von Natur denjenigen Uebungen gewidmet, die den Körper stärken

und entwickeln, und nicht dem Lernen, das ihn schwächt und sein Wachsthum hindert." — Es ist wahr, daß das noch im Wachsthum begriffene Gehirn durch Denkübungen an Kraft uud Umfang gewinnt; aber dieser Vortheil wird durch Hirnentzündung und Wassersucht aufgewogen. Wenn Hirnentzündung sie nicht wegrafft, sterben sie an Magenentzündung oder Skropheln. Man sieht sie in der Blüthe des Lebens hinwelken, wenn sie nicht schon die erste heftige Entzündung tödtet, welche sie befällt.

VII.

Schriftsteller über Geisteskrankheiten zeigen in der Erfahrung nach, daß frühe und häufige Versuche, die Geisteskräfte der Kinder zu üben, die Anlage derselben zur Verrücktheit steigern, wo nicht gar hervorbringen. Schrecklicher Gedanke! Durch falsche und frühreife Geistesbildung den Menschen um sein heiligstes Kleinod, den richtigen Gebrauch seiner Vernunft zu bringen. Wie viele Herzkrankheiten, Nervenleiden, die das Gemüth des Menschen bis zur schwärzesten Melancholie herabdrücken, wurzeln in dieser unzeitigen Aufregung des kindlichen Geistes. Wie oft schreitet Wahnsinn in deren Gefolge einher! —

VIII.

Esquirol sagt: „Er könnte die Geschichte der ersten französischen Revolution von der Einnahme der Bastille bis zu ihrem Ende schreiben, wenn er nur die Erzählungen zusammenstellte, welche Verrückte in ihrem Wahnsinne von den Ereignissen gaben, durch welche sich jener Zeitraum charakterisirt." — Alles, was die Gemüther aufregt, legt den Keim zum Wahnsinn. Erschütterungen, die die Geister heftig ergreifen, verursachen nicht nur bei Erwachsenen unmittelbare Seelenstörung, sondern sie geben auch der nächsten Generation eine Anlage zu dieser fürchterlichen Krankheit. Man hat beobachtet, daß manche Frauen, die von den Ereignissen der französischen Umwälzung tief ergriffen waren, Kinder gebaren, welche der geringste Zufall verrückt machte. Was tieferschütternde Begebenheiten bei Erwachsenen bewirken, dasselbe ist von allzufrühen Geistesanstrengungen bei Kindern zu befürchten. Vernachlässigung der physischen Erziehung legt den Grund zu künftigen Geistesstörungen und zu körperlicher Verweichlichung.

IX.

Wundern wir uns nicht, daß in unsern Zeiten Herzkrankheiten so häufig sind, in welchen zu frühe und übelgeleitete Verstandesbildung die edelsten Organe nicht zur Entwicklung kommen lassen. Denn um wie viel früher erwachen dadurch Leidenschaften und Begierden, die dann schon auf das Herz stürmend einwirken, wo sein Bau noch zart und unvollendet ist.

*

Wann war Bleichsucht häufiger als jetzt? Wann war das Bedürfniß, der luxurirenden Gefühlsseite und der Phantasie des Weibes durch körperliche Uebungen entgegenzuarbeiten, fühlbarer als jetzt? Was hat die Menschheit von solchen aufregbaren Müttern zu hoffen? Wer verbürgt der Nachwelt eine gesunde und heitere Existenz, wenn frühzeitige Geistesanstrengung und Romanleserei die künftige Mutter gar nicht zur körperlichen Entwicklung kommen läßt?*) (Wird fortgesetzt.)

Zur Statistik des Selbstmordes.

Von Dr. Schlegel.

In den Städten, vorzüglich in den Haupt- und großen Handelsstädten, vereinigen sich besonders viele Umstände, welche als Hauptursache des Selbstmordes anzusehen sind. Außerdem, daß sich hierher Alles in dem Wahn drängt, Würden und Reichthum zu erwerben, während eben durch die große Concurrenz die Meisten ihr Ziel verfehlen, bildet der Luxus der Großen einen zu grellen Gegensatz mit der Lage eines in seinen Erwartungen Getäuschten, als, daß er nicht hie und da zu einem verzweifelten Ausweg getrieben werden sollte; ja die hier strömenden Reichthümer verbreiten ihren Schein bis zu den niedrigsten Volksclassen, welche den ungeheuren Abstand gegen ihren kärglichen Erwerb um so schmerzlicher empfinden, als ihnen die mit dem Glanze verbundenen Sorgen geheim bleiben, und Viele entsagen einem Leben, das sie an einem andern Orte in häuslichem Glück zugebracht hätten. Wir liefern unsern Lesern eine vergleichende Darstellung über diesen Gegenstand.

Im russischen Reiche sind in zwei Jahren (1819 und 1820) 1873, jährlich 936, und einige Jahre später (1823—1827) 4087, jährlich 1022 Selbstmorde begangen worden; in dieser mit jedem Jahre steigenden Zahl ist St. Petersburg und Moskau nicht einbegriffen. Rechnet man die (der griechischen Kirche angehörige) Bevölkerung für die erste Periode zu 34½ Millionen Seelen, und für die zweite eine halbe Million höher, so kommt für jene ein Selbstmord auf 36,860 Individuen, und für die andere einer auf 34,246 Individuen.

Das numerische Verhältniß der Selbstentleibungen ist übrigens nach den Gouvernements außerordentlich verschieden; in einigen, und darunter befinden sich gerade die bevölkertsten, kommt auf 100,000 Individuen

*) Beherzigenswerth ist in dieser Beziehung, was Hufsian in seinem vortrefflichen Werke: „Der Mensch als Kind," (Wien bei Tendler, 1832), Th. I. S. 13—14 sagt, auf welche Schrift wir überhaupt Aeltern und Erzieher nicht genug aufmerksam machen können. D. Red.

und mehr nur ein Selbstmord, in andern schon auf 8 bis 20,000 Individuen, namentlich in den baltischen und sibirischen, und denen der Steppen.

Wenn die Angabe von St. Petersburg (im Bulletin universel, Sect. 6, Tab. 18) richtig ist, so muß die große Menge von 5263 Selbstmorden in den fünf Jahren 1823—27, also jährlich 1052, Erstaunen erregen; es kommt bei einer Bevölkerung von 438,112 ein Selbstmord auf 416 Personen. Die größtentheils aus Kaufleuten in St. Petersburg bestehende Secte der Selbstverstümmler gehört in vieler Hinsicht auch hierher. Man kennt sie (wie Tietz in seinen Reiseskizzen vom Jahre 1836 bemerkt) in ihren Boutiken an ihrem blassen Gesichte und der demuthsvollen Zerknirschung, die man gewöhnlich bei derlei Schwärmern wahrnimmt. Ihr Körper, auch bei den jugendlichsten Personen, ist schwammig und dick. Die Regierung hat mehrere Male mit Strenge versucht, diesem Unwesen zu steuern, allein umsonst.

Darum läßt man sie jetzt walten, da sie außer der Selbstquälerei, ruhige, sanfte und gewissenhafte Leute sind.

In England hatten sich, öffentlichen Blättern zu Folge, im Jahre 1831 die Selbstmorde auf eine schaudererregende Weise vermehrt; unter mehreren Opfern beiderlei Geschlechts bemerkte man einen Mann, der sich, während eine liebenswürdige Braut in der Kirche seiner wartete, in einen Kanal stürzte, und innerhalb zwei Tagen wurden damals aus dem Bassin im Hyde-Park vierzig weibliche Leichname gezogen. — In London haben in einem Zeitraume von 75 Jahren (1701—1776) 4810, jährlich 64 Individuen freiwillig dem Leben entsagt. Seit dem 19ten Jahrhundert werden daselbst jährlich 35, 50—60 Selbstmorde gezählt, also weit weniger als in älterer Zeit, besonders, wenn man die außerordentliche Vermehrung der Bevölkerung bedenkt, die für die erste Periode zu 676,650 (im Jahre 1750), für die letzte zu 1,225,000 Seelen anzunehmen ist. Allein es scheint nicht glaublich, daß in der neuern Zeit die Selbstmorde in London weniger häufig seyn sollten, als vor fünfzig und hundert Jahren, vielmehr ist alle Wahrscheinlichkeit des Gegentheils vorhanden, und die angebliche Verminderung in dem Umstande zu suchen, daß von der zur Todtenbeschau gesetzlich ernannten Commission, wo es nur irgend die Umstände gestatten, die in Frage gestellte Todesart als Folge von Geisteszerrüttung u. dgl., und nicht als Selbstmord angegeben wird.

Die Totalsumme der Selbstmörder zu Westminster, während dreizehn Jahren, zählt 290, von denen 207 männlichen und 83 weiblichen Geschlechts waren.

Die in den zehn Jahren von 1807—1826 in dem Departement der Seine stattgefundenen 3710, jährlich 371 Selbstworde, sind größtentheils auf Paris zu rechnen; da indeß die Angabe auf das Departement lautet, so hat man dessen Bevölkerung von 821,706 Seelen (im Jahre 1820) zum Grunde gelegt, wornach Ein Selbstmord auf 2215 Individuen kommt. Im Jahre 1827 haben zu Paris 511 Selbstmorde Statt gefunden.

In der interessanten Schrift Franclins: „Le suicide," wird durch Vergleichung mit früheren Zeiten erwiesen, daß die Menge der jetzt in Frankreich stattfindenden Selbstmorde in dem aufgeregten Zustande der Gesellschaft begründet ist. Vereitelte übertriebene Hoffnungen politischer Enthusiasten und Schwärmer, und dann das Börsenspiel bewirken verhältnißmäßig eine nicht unbedeutende Anzahl. Besonders aber in Paris, wo sich alle Leidenschaften begegnen, alle Begierden so leicht Befriedigung finden, das bleiche Elend trostlos wandert, und wo der ausgelassensten Freude eben so wenig Gränzen gesetzt sind, als dem tiefen Schmerze oft jeder Trost und jede Hilfe fehlt; in einer Stadt, wie Paris, muß die Zahl der Selbstmorde schon an sich sehr häufig seyn; aber seit einigen Jahren ist das merkwürdige Phänomen einer wahren Epidemie des Selbstmordes beobachtet worden, deren Wirklichkeit nicht geläugnet werden kann, und deren Erklärung Einige in dem Geist der neuen französischen romantischen Schule, Andere in der Leichtigkeit des Erstickungstodes durch Kohlendampf gesucht haben.

Guerry's statistischer Uebersicht der Verbrechen und des sittlichen Zustandes in Frankreich zufolge, rührte nur $^1/_{33}$ der Selbstmorde der Männer von der Untreue der Ehe-Weiber, $^1/_6$ dagegen von der weiblichen Untreue außer der Ehe her (Revue médicale française et étrangère etc. Paris 1822).

Noch immer vermehrten sich die Selbstmorde in Frankreich, besonders seit December 1835. Häufig sind es junge Leute, die anscheinlich wegen irgend einer Widerwärtigkeit sich sofort den Tod geben.

Schon öfter haben bereits französische Tageblätter die Stimme gegen solche Gewaltthat erhoben, neuerdings der, als theologischer Schriftsteller rühmlich bekannte Goullion in seinen „Entretiens sur le suicide."

In Brüssel nahmen im April 1836 die Selbstmorde so überhand, daß einem einzigen Polizeibeamten in zwei Tagen fünf Selbstmörder angezeigt wurden. Vom Jahre 1819 bis 1827 hatten sich daselbst 43 ersäuft.

In Deutschland zeichnete sich hauptsächlich Sachsen leider dadurch aus. Während in Schweden erst auf 92,375 Einwohner, und in Mailand

auf 72,570, in Preußen auf 14,224 Einwohner nur Ein Selbstmörder kommt, ermordet sich in Sachsen von 8446 Einwohner jährlich Einer.

In Hinsicht des preußischen Staates haben sich nach der Berechnung der Revue de Paris vom Jahre 1825—1831 in Berlin 525 Menschen entleibt; 234 haben sich erhängt, 163 erschossen, 60 ersäuft, 20 erstochen, 19 aus dem Fenster gestürzt, 17 die Gurgel abgeschnitten, 10 vergiftet, 2 die Pulsader geöffnet. Unter ihnen sind 12 Selbstmörder aus Liebe, und 11 aus ehelichem Hasse.

Das Königreich Preußen zählte in fünf Jahren (von 1818—1822) 3862, jährlich 772 Selbstmorde; für jene Periode ist die Durchschnittsbevölkerung 10,981,354 Seelen, es kommt folglich Ein Selbstmord auf 14,224 Individuen.

Aber auch in den einzelnen Provinzen des preußischen Staates ist die Menge der Selbstmorde sehr verschieden, am stärksten im Brandenburgischen, wenn man Berlin hinzurechnet; dann folgen Pommern, Schlesien, die wenigsten finden sich in Westphalen und den Rheingegenden.

(Der Beschluß folgt).

Das Marine-Hospital zu London.

Ein ehemaliges Linienschiff von 104 Kanonen, Dread-nought (fürchte nichts) genannt, das aber jetzt, alt und gebrechlich, friedlich auf der Themse schwimmt, dient den Matrosen als Spital. Seitdem dieses Schiff den activen Dienst verließ, hat es nicht aufgehört, nützlich zu seyn. Es wurde nicht, wie die meisten seines Gleichen, zu einem entehrenden Dienst oder zu vollkommener Unthätigkeit verurtheilt; mitten unter die Schiffe aller Nationen gestellt, von denen die Themse bedeckt ist, ist es stets bereit, alle Matrosen, seien sie aus welchem Lande sie wollen, aufzunehmen, sobald ihre Gesundheit ärztlichen Beistand erfordert. Die ärztliche Praxis in diesem Seespital bietet durch die Persönlichkeit des Kranken eben so viel Interesse als durch die Krankheit selbst. Hier wird die Einförmigkeit der Symptome fast immer von den mannigfaltigen Zuständen und den seltsamen Abenteuern, die der Patient bestand, durchkreuzt. In dem Berichte von den Ursachen, denen die Matrosen ihre Krankheit zuschreiben, hört man nicht jene Gemeinplätze von feuchter Kälte, Regen und nasser Kleidung einmischen, die den Städter mit Furcht erfüllen und ihn in's Spital bringen. Der Matrose läßt sich durch so geringfügige Dinge nicht anfechten; er schiebt seine Krankheit auf die Wogen, die ihn ganz bedeckten; auf die Nachtwachen mitten unter Eisbergen; auf die härtesten Arbeiten und Entbehrungen aller Art, denen er bei Stürmen und Schiffbrüchen ausgesetzt

ist. Selbst am Lande sind die Krankheiten des Matrosen von den furchtbarsten Symptomen begleitet; ein einfaches Gelag vermag nichts über ihn; aber er kommt ganze Wochen nicht aus der Trunkenheit, und wenn er kein Geld mehr hat, um seine Ausschweifungen fortzusetzen, so begibt er sich in einem Zustande furchtbarer Bewußtlosigkeit in's Marine-Spital. Man begreift kaum, wie ein Matrose nach langer Reise die ungeheure Menge geistiger Getränke vertragen kann, mit denen er seinen Magen überfüllt; merkwürdiger aber noch ist die Schnelligkeit, mit der dieses Organ seinen frühern Zustand wieder gewinnt. Die Matrosen haben bekanntlich ihnen ganz eigene Gewohnheiten; auch trägt ihre ganze Physiognomie den besondern Charakter ihrer Beschäftigung. Sind sie krank, so treten diese Besonderheiten minder hervor; während ihrer Genesung aber erscheinen sie mit neuer Kraft, und sind namentlich bei den Engländern merkwürdiger als bei irgend einer andern Nation. Das Marinespital ist, von Seite des moralischen Einflusses betrachtet, allerdings von großem Nutzen; indessen läßt sich nicht läugnen, daß es in gewisser Hinsicht auch große Nachtheile hat, denn es gibt gar viele Krankheiten, auf welche die feuchte Atmosphäre den nachtheiligsten Einfluß hat; mithin läßt sich nicht erwarten, daß auf einem Schiff, wo die feuchte Luft Zutritt hat, jemals ein gutes Marine-Spital hergestellt werden könnte.

Miscelle.

Von den wohlthätigsten Folgen auf die Verbesserung der Gesundheit mancher sumpfigen Gegenden, dürfte die von John Heathcoat Esq. erfundene und verbesserte Methode seyn, Moorland trocken zu legen und urbar zu machen. Diese Erfindung, die den Oekonomen in den Stand setzen soll, Marschländer zu cultiviren, wird einst nicht nur vielen Krankheiten, die das Product des sogenannten Sumpfmiasma sind, die Nahrung entziehen, sondern auch durch Vermehrung des urbaren Bodens den positiven Nutzen einer reichlicheren Erzeugung guter Nahrungsmittel mit sich bringen, und auch auf diese Art zur Verbesserung des Gesundheitszustandes der Bewohner solcher Sumpfgegenden beitragen. (Die nähere Beschreibung der Dampfmaschine, deren sich der englische Erfinder zu diesem Zwecke bedient, findet sich in Dinglers „Polytechnischem Journal," Bd. 52, Heft 5.) —X—

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 11.] Montag den 6. Februar. [1837.]

Inhalt: Licht- und Schattenseite des Carnevals, vom Redacteur. — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei, von Med. Dr. Ehrlich. (Fortsetzung.) — Zur Statistik des Selbstmordes, von Dr. Schlegel. (Beschluß.)

Licht- und Schattenseite des Carnevals.

(Vom Redacteur.)

II.

Life is a jest and all things shew it,
So thought Jonce and now Iknow it.
John Gay's Grabschrift.

In der Westmünster-Halle zu London, wo die irdischen Ueberreste der größten Männer Englands uns an die vergängliche Größe des Menschen erinnern, sieht man das Grabmal des liebenswürdigen Fabeldichters John Gay's, mit der vom Dichter selbst verfaßten und zum Motto dieses Aufsatzes angeführten Inschrift: „Das Leben ist ein Scherz, und alle Dinge beweisen es; so dachte ich einst, und jetzt weiß ich es." — Diese Inschrift stimmt gewiß Jeden, der sie nicht bloß halb versteht, zum Ernst, und darum habe ich sie einem Aufsatze vorangestellt, der dem Leser die Schattenseite des Carnevals darstellen soll. Ist derselbe vom gestrigen Balle noch schläfrig, oder über die Langeweile und Unkosten, die er verursachte, verdrießlich, so bitte ich ihn, dieses Blatt aus der Hand zu legen; denn es könnte ihm die ernste Seite des Lebens zur Unzeit zeigen — und unzeitige Wahrheiten tragen keine guten Früchte. Bist du aber, lieber Leser, von dem nichtigen, vergänglichen, traumhaften und eitlen Wesen des Carnevals innig überzeugt; sagst du mit John Gay: „Daß alle diese Dinge meinem Herzen keine Nahrung geben werden, dachte ich vor fünf Wochen; und jetzt — weiß ich es" — ist deine Seele für ein ernstes Wort offen, so laß mich ein solches mit dir sprechen:

denn Ernst gibt dem Leben Gehalt und Charakter. Ich frage also: Soll das Leben zum bloßen Traume herabsinken, in welchem die Phantasie, mit den lüsternen Sinnen im Bunde, dir unaufhörlich reizende Bilder vorgaukeln? Früher oder später mußt du aus dem süßen Schlafe erwachen, in den die falsche Freude dich einlullt, wenn die schönen Traumgestalten, in ihr Nichts zerrinnend, dem erschöpften Träumer nicht hohnlächelnd zurufen sollen: „Betrogener! Du hast ein Phantom umarmt!" Mißmuthig murrest du vielleicht über die grausame Täuschung und über solch entnervenden Schlaf — aber nur deinen Leichtsinn klage an! Dieser hat deine Freuden getrübt, und aus dem Balsam aller Leiden ein Gift bereitet. —

Die Freuden des Carnevals wirken wie Wein, wie Mohnsaft. In kleinen Gaben erregen sie eine fröhliche, heitere Stimmung, die unserem Herzen wohlthut, und die Härte des Alltagslebens mildert. Steigt man aber ohne Noth mit der Gabe, so verwandelt sich die früher angenehme geistige Aufregung in Schwermuth und Abspannung des Körpers und des Geistes. Die Türken, die sich des Mohnsaftes bedienen, um ihre lahmen Nerven aufzuregen, steigen freilich täglich mit der Gabe; willst du auch die Freude in steigender Gabe nehmen? Die Empfänglichkeit des Menschen für Genuß ist eine beschränkte, und erreicht bald den Punkt der Sättigung. Mäßigung ist die Würze der Freude, und kein Mensch, der seine höhere Bestimmung nicht verkennt, wird seine Kräfte auf Bällen vergeuden. Aber wie Wenige üben diese Selbstherrschaft. Der Eine tanzt wie ein Rasender und reißt in seinem Wahnsinne eine junge zarte Blume mit sich fort in den bezaubernden Kreis — die Blume verwelkt, und alle Freude ihrer Aeltern ist dahin! Der Andere vergißt an das geringe Maß seiner Kräfte, die Musik übt unwiderstehliche Gewalt auf ihn, und bald wird er das Haus der Freude mit dem des Jammers vertauschen. Ein kalter Trunk, genommen, nachdem du deinen Blutstrom in Aufruhr versetzt hast, vergiftet deine Ruhe, deinen Frieden; die Leiden des Körpers wird die markverzehrende Stimme des Gewissens schärfen und Schlaflosigkeit ist die Strafe für die der Freude geweihten Nächte. Der Wein, mit welchem du deine Sinne überschwemmst, verwandelt sich bald, wie ich fürchte, in Wasser, das den entkräfteten Leib schwellt, und der Schweiß, in den die Galope dich jagen, wird, mit Verkühlung sich paarend, Rheuma und Gicht gebären, dich an's Krankenbett fesseln und dir dann keinen Schritt gestatten. Du verläugnest jedes Gesetz der Nüchternheit, kennst kein Maß im Schmeicheln deines Gaumens — vergiß nicht, daß der Magen die Pforte der Ernährung, aber nicht der Uebersättigung seyn soll. Diese erzeugt nebst Leiden des Unterleibs Mißmuth, Verstimmung, und zuletzt vollkommenes Krankseyn des Geistes. Jeder Schritt, den du im Gebiete der Freude zu weit gehst, führt zur

Trauer. Bist du Vater, und hast du die Pflichten, die du deinen Kindern schuldig bist, nicht ganz vergessen, so wirst du es nicht dulden, daß sie, kaum den Kinderschuhen entwachsen, auf öffentlichen Bällen durch Tänze (wo sie mit den Erwachsenen gleichen Schritt halten müssen) die Entwicklung ihrer Brust hemmen, den Dunst von tausend Kerzen einathmen, sich die Nacht hindurch den Schlaf abbrechen, und noch dazu durch manchen Anblick zu früh aufhören, Kind zu seyn. Schwangere Mütter mögen beherzigen, daß sie für ein doppeltes Menschenleben verantwortlich sind, und daß der Ehrgeiz, es jungen Mädchen in der Schnelligkeit des Tanzes zuvorthun zu wollen, sie und ihre zarte Frucht in Gefahr setzen. Bleichsüchtige Mädchen, denen mäßiger Tanz unter bestimmten Verhältnissen sehr wohlthätig werden kann, sollten immer einen Arzt früher berathen und sich nicht von der momentanen Röthe, in die sie ein heftiges Tanzen versetzt, blenden lassen. Personen, deren Augen nicht gesund sind, mögen ja nicht vergessen, daß der plötzliche Uebergang aus der Finsterniß der Nacht in die grelle Beleuchtung der Säle, und aus dieser in die Dunkelheit beim Nachhausegehen für das Auge von höchst nachtheiligen Folgen ist. So Viele wissen, daß jähes Abkühlen nach erhitztem Körper schadet, und hüten sich davor; aber die Wenigsten brauchen die Vorsicht, ihr Auge an dem Lichtreiz nach und nach zu gewöhnen, und demselben sich auch nur stufenweise zu entwöhnen. Ich bin überzeugt, daß der Carneval auf diese Weise eben so viele Augenleiden als Brustleiden erzeugt. Wie viele neue Triebe durch Vereinigung der Musik, des Tanzes, des Weines und des Umganges in dem Herzen manches früher unverdorbenen Geschöpfes erwachen mögen, will ich hier nicht untersuchen; erfahrene Aeltern und Erzieher wissen es nur zu gut, wie oft die Mühen ganzer Jahre durch einen Ball vernichtet werden; ich muß diese Schattenseite der Freude dem Seelenarzt überlassen, und kann also nur auf die körperlichen Nachtheile eines unbesonnenen Hingebens an die Freude eingehen. Dennoch kann ich nicht umhin gehen, zum Schluße eine Stelle aus Plato*), die ganz in mein Thema paßt, hierher zu setzen »O! meine Freunde (läßt er den Socrates sagen), welch ein seltsames Ding scheint das zu seyn, was die Menschen Angenehm nennen! Wie wunderbar! Dem ersten Anblick nach ist es dem Unangenehmen entgegengesetzt, und dennoch kann Niemand eine von diesen Empfindungen durch die Sinne erlangen, ohne unmittelbar darauf die entgegengesetzte zu fühlen, als wenn sie an beiden Enden aneinander befestigt wären. Hätte Aesopus dieses bemerkt, so hätte er vielleicht folgende Fabel erdichtet: Die Götter wollten die streitenden Empfindungen mit einander vereinigen, als aber dieses sich nicht

*) Phädon.

thun ließ, knüpften sie dieselben an beiden Enden zusammen, und seit der Zeit folgen sie sich einander auf dem Fuße nach." — Ich wünsche meinen Lesern, daß ihnen die Freuden dieses Carnevals ohne allen traurigen Nachklang, als süße Erinnerung im Gedächtniß bleiben, und daß ja kein Leiden am Körper oder Geiste, ihnen das traurige Geständniß auspressen möge: „Das Leben war mir ein Scherz, ein Tummelplatz der Freude; so dachte ich Einst, und Jetzt — fühle ich, daß es Ernst ist." —

Curiosa

aus dem Gebiete der theils verschollenen theils noch existirenden Quacksalberei.

(Von Med. Dr. Ehrlich.)

(Fortsetzung von Nr. 5.)

Blutungen.

Bei Hämorrhoidal-Blutungen empfahlen Männer, denen übrigens die Medicin so manches Gute zu verdanken hat, ihrem Zeitgeiste gemäß gleich lächerliche Mittel. So ließ Manardes den Blutstein in der rechten Hand erwärmen, während der Goldfinger der linken Hand denselben Stein im Ringe trug. Houlier ließ ihn an einer Schnur vom Halse herabhängen, und Paracelsus verfuhr eben so mit dem Carniol, dem er, wenn ihn der Kranke auch nur in der Tasche hatte, große Kräfte zuschrieb.

Ja — Bartholin spricht in derselben Beziehung von Smaragden, auf den Nabel gebunden!!

(Nasenbluten.) In dem noch heute hie und da gebräuchlichen Volksmittel: die Hälfte der gespaltenen Zwiebel auf den Nacken zu legen, einen rothen Seidenfaden um den kleinen Finger zu binden, oder aber zwei harte Thaler in beiden geschlossenen Händen, mit dem Bestreben des Zerdrückens zu halten, liegt doch wenigstens so viel Gutes, daß sie — weit entfernt, Schaden zu bringen — in jenen Fällen nützen werden, die an und für sich unbedeutend, die Heilung in sich tragen.

Epilepsie.

In dem beinahe allgemeinen Mangel an richtiger Auffassung der Ursachen, und in dem, durch den Drang des Augenblicks bedingten Ergreifen und Befolgen des nächsten besten Rathes, liegt der erschöpfende Grund zur Entwickelung einer Unzahl lächerlicher und höchst verwerflicher Volksmittel für diese Krankheit. Zu diesem, haben die zahlreichen Vorurtheile der bürgerlichen Gesellschaftsverhältnisse in früheren Zeiten nur zu sehr das Ihrige beigetragen, um die Behafteten zur Anwendung der verzweifeltsten, schwierigsten und lächerlichsten Mittel anzuspornen. So kommt es nun, daß wir

leider eine Reihe von Gebräuchen aufzuzählen im Stande sind, wo man nicht weiß, ob man empört, den himmelschreienden Unsinn verdammen, oder erstaunt, die extravagante Phantasie beklagen soll.

Glückliche Gegenwart! die mit der Fackel der Aufklärung, das Mystische von einem Leiden hinweggebrannt hat, dem sie reichlich rationelle Abhilfe zu verschaffen im Stande ist.

In dem Zeitraume, der einen Theophrastus und Andreas Geßner anstaunte, zerschnitt man in einzelnen Gegenden Deutschlands eine schwarze Taube in zwei Hälften, und legte diese dem Behafteten auf den Kopf. Auf daß aber die Krankheit sicher vertrieben würde, mußte besagte Taube gleich nach dem Gebrauche unter den Augen des Kranken von dem Haushunde gespeis't werden.

Mit mehr Umständen war folgender Unsinn verbunden: Es wurde eine Hollerstaude gesucht, wachsend auf einem Felberstocke; man wartete den 21. Juli ab, um dann an diesem und den beiden nächstfolgenden Tage drei viereckige Stücke aus dem Holze zu schneiden. In Gold gefaßt, und am Halse getragen, hießen sie herrliche Mittel!

Später, und zwar im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, herrschten nicht mindere Thorheiten.

Welche Thorheit, welche unglückliche Sucht, sich selbst zu täuschen oder zu schaden, mußte nicht noch gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts im Volke einzelner Gegenden existirt haben, wenn Akermann in Tissots Nervenkrankheiten (1782), so viele, freilich theils verschollene, theils aber noch herrschende Mißbräuche anführen konnte.

Das Pulver von Regenwürmern, im Brachmonate gesammelt, von einem aus dem Leibe seiner Mutter geschnittenen und getrockneten jungen Hasen, die geraspelten Wirbelknochen eines gewaltsam getödteten Menschen, die kleinen Gehörknochen eines Kalbes, das in einem Ameisenhaufen gefundene angefressene „Rückgrat" einer Eidechse.

Wir finden ferner, daß in der Johannesnacht, unter der Wurzel des Beifußes nach Kohlen gesucht, und die gefundene in Pulverform eingenommen wurde.

Dasselbe geschah mit dem Eisenkraute, gesammelt, wenn die Sonne im Zeichen des Widders stand.

Celsus empfiehlt nichts mehr, als das warme Blut eines getödteten Fechters, in einem Becher aufgefangen, zu trinken; nach ihm benützte man den warmen Dunst, der vom frischen Aderlaßblute aufsteigt.

Aber wie! wenn sogar heute noch Schutzmittel im Gebrauche sind?! — Kindern gibt man gleich nach der Geburt in ihren ersten Brei die Wurzel des Hollunderbaumes.

In der Lausitz trifft man noch in manchem Dorfe die komische Sitte, daß das erste Brot, welches bei einer Hochzeit auf den Tisch kommt, angeschnitten in der Brautkammer bewahrt wird. Dadurch wird die Nachkommenschaft für sicher gehalten. Es bleibt aber immer ein Räthsel, wie sich der Volksglaube erhalten konnte, daß dieses Brot nie schimmelt.

Bei eben so einer Hochzeit bewahrt die Braut ihre Schürze auf, um sie, im Falle Einer im Orte epileptisch würde, demselben gepulvert einzugeben.

Wir schließen nun diese Warnungstafel, mit der Bemerkung, daß wir leider die Ueberzeugung hegen, daß der Kreis von Absurditäten selbst in dieser einzelnen Krankheit noch keineswegs geschlossen sei, — ja, daß in der Mitwelt vielleicht noch eine Menge Aehnliches existirt, während die Vorwelt ziemlich erschöpft seyn dürfte. (Wird fortgesetzt.)

Zur Statistik des Selbstmordes.

Von Dr. Schlegel.

(Beschluß.)

In Berlin haben die Selbstmorde seit dreyßig Jahren außerordentlich zugenommen, in den zehn Jahren, von 1788 — 1797, zählte man nur 62, jährlich sechs, bei einer Bevölkerung von 138,000 Seelen; die folgenden zehn Jahre 1798—1807, hatte sich diese Zahl gerade verdoppelt, sie betrug nämlich 123, während die Bevölkerung ungefähr 155,000 Seelen stark war; in den zehn Jahren von 1813 — 1822 war sie auf 546, jährlich 54, und die Einwohnerzahl auf 178,811 Seelen gestiegen, so, daß in diesen drei Perioden ein Selbstmord auf 23,066—12,917, und zuletzt auf 3312 Individuen kommt*).

Hamburg mit 120,000 Einwohnern, zählte in acht Jahren, von 1817—1824, im Ganzen 198, jährlich 25 Selbstmorde, es kam mithin ein Selbstmord auf 4800 Individuen. Im Jahre 1817 kamen namentlich daselbst achtzehn Selbstmorde vor; im Jahre 1818 siebenzehn, im Jahre 1819 zwölf, im Jahre 1820 zehn, im Jahre 1821 ein und dreyßig, im Jahre 1822 neunzehn.

In Leipzig wurden vom Jahre 1815—1818, in vierzehn Jahren 192, jährlich vierzehn Selbstmorde begangen; die Bevölkerung von 45,000 Seelen damit verglichen, kommt ein Selbstmörder auf 3143 Individuen; die Entleibungen sind also hier noch häufiger als in Berlin.

*) Bei sämmtlichen Truppentheilen der k. preußischen Armee starben in den fünf Jahren von 1820—1824 inner- und außerhalb der Militär-Garnisons-Lazarethe, zusammen 5151 Mann, worunter 207 durch Selbstmord, aber unter den in den sechs Jahren von 1829 bis mit 1834 Verstorbenen befanden sich 428 Selbstmörder.

In München fielen im November 1833 in zwei Tagen sechs Selbstmorde vor. Im December 1834 tödtete sich ein Mädchen im baierischen Dorfe Niederrenten. Gepeinigt von der Idee, sie putze sich zu sehr, ihr prächtiger Kleiderstaat sei eine Sünde, kroch sie in einen geheitzten Backofen und starb darinnen jämmerlich. Einen gleichen qualvollen Feuertod fand bei München im Januar 1836 eine Bauersfrau, welche den Wahn hegte, der Geist ihrer verstorbenen Mutter könne nicht zur Ruhe eingehen, wenn sie sich nicht als Opfer verbrenne. Ueberhaupt scheinen sich die Selbstmorde in Baiern auffallend zu vermehren.

In dem österreichischen Kaiserstaate (mit Ausnahme von Ungarn und seinen Nebenländern), wurden im Militärjahre 1834 814,839 Individuen geboren, wogegen 645,767 starben, und zwar durch Selbstmord 707, von 100,000 verstorbenen Personen also 109 durch Selbstmord (Innsbrucker medicinisch-chirurgische Zeitung v. Jahre 1836, Bd. I., S. 144).

Im Königreiche Böhmen wurden im Militärjahre 1827 geboren: 103,631; es starben: 99,485; Selbstmörder gab es auf dem Lande 119, in der Hauptstadt sechs.

Zürich. Blumenbach fand den Selbstmord im Jahre 1783 in dem Appenzellerlande, im Ementhale, Genf, Basel und Zürich häufig; nach Listen vom Jahre 1818—1833 (Pommers schweizerische Zeitschrift, vom Jahre 1834, Bd. I., Heft I.) kommen jetzt in Zürich auf 100,000 Lebende jährlich sechs Selbstmörder; für Zürich eine große Zahl, da es deutsche Länder gibt, wo auf 100,000 Einwohner kaum Ein Selbstmord jährlich fällt.

In Genf zählte man vom Jahre 1820—1826, in sieben Jahren jährlich vierzehn Selbstmörder.

Ein Bauer im Canton Glarus brachte im Mai 1833 seine Frau und seine drei Kinder um, nachdem er kurz vorher erfahren, es sei ihm eine Erbschaft von mehreren Millionen Franken zugefallen. Er selbst verwundete sich hierauf tödtlich, und in einem von ihm geschriebenen Briefe gibt er als Grund zu dieser grausenvollen That an, er habe seine Familie dem Elende entziehen wollen, welches ein großes Vermögen verursacht.

Ein gefährliches Glück! Dr. Burrows in London machte 1832 die Thatsache bekannt, daß wirkliche Geldverluste nicht so oft Wahnsinn veranlassen, als unerwarteter und großer Gewinn. In den Wintermonaten von 1825 und 1826 sogar, wo die Bankerotte einander jagten, wurden in London weniger verrückt, als zu andern Zeiten. — Der Mensch zeigt überhaupt im Unglück am meisten seine Kraft, im Glück am meisten seine Schwäche!

Im Königreiche Schweden haben sich in fünf Jahren (von 1820—1824) 151 Individuen (jährlich dreißig) entleibt; die Durchschnittsbevölkerung für jene Periode beträgt 2,771,252 Seelen, mithin kommt ein Selbstmord auf 92,375 Individuen, ein sehr geringes Verhältniß gegen Preußen und Sachsen, doch immerhin groß genug, wenn die einfachen Sitten der Schweden, ihre wenigen Städte und ihre zerstreuten Wohnungen, wodurch sie nur in geringer gesellschaftlicher Verbindung stehen, in Betracht gezogen werden.

Die Berechnung für das Gouvernement Mailand ist nach Melchior Gioja, und bezieht sich auf zehn Jahre, von 1817—1826. Die acht Kreise, mit einer Bevölkerung von 2,310,255 Seelen, folgen nach der Menge der Selbstmörder in nachstehender Ordnung:

		Indiv. der Bevölk.
1. Kreis Lodi	jährlich 1 auf	19,410
2. — Mailand ohne die Stadt	— 1 —	35,217
3. — Cremona	— 1 —	72,747
4. — Mantua	— 1 —	79,082
5. — Bergamo	— 1 —	82,012
6. — Pavia	— 1 —	91,084
7. — Brescia	— 1 —	100,256
8. — Como	— 1 —	100,749

Die zwei ersten Kreise ausgenommen, ist die Zahl der Selbstmorde äußerst gering, und wie man sieht, im Durchschnitte kaum größer, als in Schweden; woher aber das große Mißverhältniß von Lodi (für Mailand läßt es sich wegen der Nähe des Stadt gleichen Namems erklären) im Vergleich zu den andern Kreisen entstehe, darüber wären einige Nachweisungen, wünschenswerth gewesen.

Eine merkwürdige Erscheinung, welche die Ureinwohner von Amerika darbieten, ist folgende: Ist ein Mensch des Lebens überdrüssig, so legt er sich auf eine Matte und stirbt; der Tod ist ihm ein freiwilliger Lebensact, wie die übrigen Functionen des Körpers. Keine äußere Verletzung, nicht Gift oder Mangel an Lebensmitteln ist die Ursache seines Todes, er stirbt in der Blüthe der Kraft des Lebens. — Welcher Physiolog wird diese Erscheinung erklären, die durch viele Thatsachen außer Zweifel gesetzt ist?

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 12.] Donnerstag den 9. Februar. [1837.]

Inhalt: Gymnastik: Das Reiten. — Aerztliche Praxis in Constantinopel. — Das Würth'sche Nährpulver. — Miscelle.

Gymnastik.

I.

Das Reiten.

Zuweilen ist es der Fall, daß Aerzte das Reiten Erwachsenen beiderlei Geschlechts gerne verordnen möchten, ihnen jedoch theils Mangel an Uebung und Vorurtheile, theils die Kostspieligkeit dieses diätetischen Mittels Hindernisse in den Weg legen. Selbst Diejenigen, die in der Lage und aufgeklärt genug sind, den Rath des Arztes in dieser Hinsicht befolgen zu können und zu wollen, pflegen selten hinreichend in der Gangart des Pferdes unterrichtet zu seyn, die ihnen vorzugsweise nützlich ist. Aber gerade diese oberflächliche Kenntniß hinsichtlich der Art des Reitens ist Schuld daran, daß dieses herrliche diätetische Mittel entweder zur bloßen Modesache herabsinkt, und für körperliche und geistige Entwicklung nicht das leistet, was es leisten könnte; oder, daß es verkehrt angewendet wird, und statt Nutzen nur Schaden bringt. Diese ungünstigen Resultate sind auch Ursache, daß man das Reiten seltener verordnet; daß es für bedenklich gehalten, oder wenigstens ohne rechten Eifer betrieben wird. Geschieht es z. B., daß irgend ein Reconvalescent, dem das Reiten empfohlen wurde, nach dessen Anwendung neuerdings erkrankte, so ist man ungerecht genug, die Krankheit dieser Uebung zuzuschreiben, beschuldigt den Arzt, der es angerathen, ohne zu bedenken, daß es nicht obenhin darauf ankam, zu reiten, sondern auch das rechte Pferd zu wählen, das unserem individuellen Temperamente zusagt, und sich gerade jener Gangart zu bedienen, die unseren Leiden angemessen war. Es verlieren dadurch Viele

ihr Zutrauen zu den wohlthätigen Wirkungen des Reitens. Daher wollen wir einige Bemerkungen hierüber unsern geehrten Lesern mittheilen:

Fitz-Patrick theilt die verschiedenen Gangarten des Pferdes in sechsfache ein, deren drei dem Pferde natürlich, drei aber Caprice, und durch die Mode beigebracht sind. Die ersteren sind: der Schritt, Trab und Galop; die letztern: der kurze Galop, Carriere und Paß. Personen, welche sich des Reitens als diätetischen Mittels bedienen wollen, müssen auf diese Verschiedenheit die genaueste Rücksicht nehmen. Die Alten haben nur die drei natürlichen Gangarten gekannt, die übrigen sind neuern Ursprungs, indem der kurze oder Jagdgalop und der Carriere (gestreckte Galop) aus England stammen, während der Paß französischen Ursprungs ist. Diese letztere Gangart erscheint, vom diätetischen Standpuncte aus, als die brauchbarste, da sie bei großer Schnelligkeit fast gar nicht ermüdet.

Der Schritt muß bei Personen gewählt werden, denen eine sanfte, nicht anstrengende, und nie mit Stößen verbundene Gangart Noth thut. Die englischen, hannöverischen und irländischen Pferde verdienen in dieser Beziehung den Vorzug, da sie einen sehr guten, weiten und angenehmen Schritt gehen, während Araber, Limousins, Andalusier und Navaresen wegen ihres hohen Schrittes nicht passen, wo die Gesundheitsumstände den Schritt für zuträglich halten. Auch Pferde, die gewöhnlich eingespannt sind, passen nicht zu dieser Uebung, weil sie dadurch, daß sie sich besonders der Schultern beim Gehen bedienen, einen stoßenden, ermüdenden und daher schädlichen Gang haben.

Der Trab (Trott) ist der schädlichste Gang, weil er am meisten ermüdet, obwohl er am meisten im Gebrauch ist. Wegen dieser schädlichen Einwirkung bedienen sich die Engländer, deren Pferde außerordentlich traben, eines eigenthümlichen Trabs (à l'anglaise), indem sie sich, um jeden Stoß zu brechen, abwechselnd heben und niedersetzen. Reitet man aber auf deutsche oder französische Weise, wodurch das Stoßen nicht vermindert wird, so gibt man zur Entstehung von Brustaffectionen, Brüchen, Blutflüssen u. dgl., besonders bei hierzu bestehender Anlage, leicht Veranlassung, und der aufmerksame Beobachter wird Gelegenheit finden, sich zu überzeugen, daß Viele dieser Krankheitsformen durch das Reiten im Trab entstehen. Die englischen und normanischen Pferde haben den angreifendsten Trab; Araber, Limousins und Andalusier dagegen traben sanft und sind den übrigen vorzuziehen.

Der gewöhnliche Galop ist unter den drei natürlichen Gangarten des Pferdes die bewegteste und schnellste. Er erschwert das Athemholen, und kann dadurch für die Gesundheit solcher Personen, die zu

Brustleiden geneigt sind, schädlich werden; er wird übrigens wenig als diätetisches Mittel angewendet, weil er eine schwache Gesundheit selten verbessern kann.

Für Damenpferde könnte der kurze Galop (Jagdgalop) als Gangart genannt werden, da sie die angenehmste und am meisten fashionable ist. In den meisten Fällen verdient diese Gangart den Vorzug. Will man aber von seiner Gebrauchsweise den gehörigen Nutzen ziehen, so muß man bei der Wahl des Pferdes vorsichtig seyn. Englische Pferde sind zu unruhig, und daher besonders für Damen von sensiblem Temperamente und einer Hinneigung zu Nervenleiden nicht empfehlenswerth. Arabische Pferde und Limousins verdienen daher wegen der Grazie und Weichheit ihrer Bewegungen vor allen übrigen den Vorzug. Nicht minder Rücksicht muß man auf das Alter des Pferdes nehmen. Ist es zu jung, so ist es zu kräftig, meistens unbändig, erfordert eine kräftige und geschickte Hand, einen schädlichen Kraftaufwand. Ist es zu alt, so knicken die Vorderbeine leicht ein, und es ist nicht sicher genug; ein Umstand, der nervenschwache Personen in eine unangenehme Gemüthsverfassung setzt und der Erholung Abbruch thut.

Was die Carriere (ventre a terre) betrifft, so ist diese Gangart als diätetisches Mittel noch weniger als der gewöhnliche Galop zu empfehlen. Sie ist für Reiter und Pferd gleich ermüdend, und für Personen, die zur Befestigung ihrer Gesundheit reiten, sogar gefährlich.

Der Paß oder der diesem sehr ähnliche und jetzt gewöhnlichere Halbpaß ist eine künstliche Gangart, welche in frühern Jahrhunderten namentlich die Damenpferde hatten, und welche öfter angewendet zu werden verdient, als es wirklich der Fall ist. Dieser Gang ist zwar nicht schön aber angenehm, und bei Brustleiden, in welchen der Arzt das Reiten empfiehlt, am zuträglichsten, indem er bei aller Schnelligkeit sanft und ohne Stöße ist. Hätten alle Pferde diesen Gang, so würde man nicht so viele Blutaderngeschwülste, Brüche u. s. w. bei Reiter finden.

Der Einfluß des Reitens ist bei verschiedenen Temperamenten verschieden. Vollblütigen Personen mit breiter Brust, bei denen der Blutumlauf gut von statten geht, gewährt es Vergnügen und Nutzen, besonders, wenn ihr Beruf eine sitzende Lebensart mit sich bringt. Sie brauchen es mit der Wahl der Gangart des Pferdes, und der Zeit zum Reiten nicht so genau zu nehmen. Temperamente, welche gegen äußere Reize sehr empfindlich sind, und zu reizbarer Gemüthsverstimmung hinneigen, dürfte diese Uebung, wenn sonst kein Umstand sie verbietet, großen Vortheil gewähren. Phlegmatische Personen und Solche, welche eine Anlage zur englischen Krankheit haben, müssen bei der Wahl der Gangart vorsichtig seyn

*

und sie vom Arzte bestimmen lassen, indem es Fälle gibt, wo selbst eine stoßende rasche Gangart, obgleich in der Regel schädlich, solchen Temperamenten nützlich seyn kann. Schritt und kurzer Trab passen für Personen von einem gallichten Temperamente, und daher wird auch in England, wo ein solches vorherrscht, das Reiten von den Aerzten als eines der kräftigsten Mittel betrachtet, ein Umstand, aus welchem sich vielleicht die Vorliebe der Engländer dafür erklären ließe.

Wir können unsere Leser auf die gehörige Würdigung des Reitens in diätetischer Beziehung nicht genug aufmerksam machen, und müssen sie dringend bitten, es ja nicht ohne ärztliches Einrathen anzuwenden. Denn wird es zur unrechten Zeit oder in unpassender Gangart gewählt, so kann es Krankheiten herbeiführen, während dasselbe bei gehöriger Auswahl eines der trefflichsten diätetischen Mittel für Körper und Geist werden kann. Auch wird kein erfahrener Arzt dem Reiten einen wohlthätigen Einfluß auf das sittliche und geistige Leben des Menschen absprechen, besonders wenn man die Beobachtungen nach einem großen Maßstabe anstellt. Fitz-Patrick will beobachtet haben, daß die Leute eines Cavallerie-Regiments weit sorgloser, heiterer und jovialer sind, als die Infanteristen, die auch daher ein größeres Bedürfniß zu Zerstreuungen haben. Der Grund davon liegt nicht nur darin, daß die Uebungen zu Pferde vielen Unterleibsleiden und den damit verknüpften Gemüthsverstimmungen vorbeugen, und daß der leicht zu bewerkstelligende Genuß der freien Luft selbst im schlechten Wetter den Geist erheitert, sondern auch in dem Einflusse, den das Pferd auf den Charakter seines Reiters ausübt. Das Pferd hebt den Muth und Unternehmungsgeist seines Reiters, welcher keine Gefahren des Terrains, selbst nicht die Unsicherheit der Nacht scheut, wenn er sich seinem erprobten Pferde anvertrauen kann. Selbst in der Schlacht haben manche Reiter nur ein Auge für die Gefahren, die ihrem Pferde drohen. Dieß ist indeß nicht bei allen Pferden der Fall. Es gibt welche, die durch ihre Fehler den Reiter furchtsam und durch ihren schlechten Gang verdrießlich machen, während Andere durch ihr Leben und ihre Grazie den erfreuen, der sie besteigt. Daher die bekannte Erfahrung, daß Pferdeliebhaber durch die Schönheit und den ausgezeichneten Gang ihrer Pferde stolz werden können. Man will sogar bemerkt haben, daß Menschen, die täglich reiten, klarere Ideen haben, und ihre Gedanken leichter mittheilen, und es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Uebung die Entwicklung des Geistes fördert. Da wir nicht für Aerzte schreiben, so können wir uns auch nicht auf die Krankheiten einlassen, in denen das Reiten als Heilmittel benützt werden kann. Nur so viel bemerken wir, daß Personen, denen wegen langwieriger Leiden des Unterleibs das Reiten vom Arzte angerathen wird, gut thun würden,

arabische Pferde und Limousins zu wählen, wenn sie den Trab vorziehen; sollten sie sich aber auf den Schritt beschränken, so dürfte ein Morgenritt auf einem englischen oder hannöverischen Pferde vortheilhafter seyn. Gichtkranke und an Rheuma Leidende sollten an kalten und neblichten Tagen nicht ausreiten. Hysterischen Damen sind arabische Pferde zu empfehlen, und vor gewissen Perioden wird der Arzt zuweilen einen kurzen Galop als vortreffliches Beförderungsmittel natürlicher Ausscheidungen anrathen. Dasselbe wird bei bleichsüchtigen, bei scrophulösen Personen zuweilen der Fall seyn. Junge Mädchen, die in ihrer Entwicklung stehen bleiben; junge Leute mit enger Brust, die schwach, kränklich und zu Brustaffectionen hinneigen, können von dem Reiten höchst nachtheilige Folgen erfahren, und sollten es ohne frühern ärztlichen Rath nie anwenden. Nicht selten werden Geisteskrankheiten durch das Reiten verhütet, und zwar sind bei niederdrückenden Gemüthsleiden spanische Pferde, die lebhaft und feurig sind, zu empfehlen, indem sie den melancholischen Reiter zwingen, sich dem tiefsinnigen Brüten über gewisse düstere Ideen zu entreißen und seine Aufmerksamkeit auf das Pferd zu richten. Deßwegen haben englische Pferde, die sich durch einen gleichmäßigen Gang auszeichnen, bei Heimweh, Spleen, Hypochondrie und andern herabstimmenden Geistesleiden keinen Nutzen. — Wir schließen diesen Aufsatz mit dem zweifachen Wunsche: Erstens, daß dieses diätetische Mittel bei den Frauen unter den gebildeten Ständen mehr in Schwung und Ansehen kommen möchte. Zweitens: daß Liebhaber des Reitens sich nicht zu weit von dieser Leidenschaft hinreißen lassen mögen, indem durch Mißbrauch desselben so mancher Schaden für ihre Gesundheit entspringen kann, und es sogar körperliche Zustände und Verhältnisse gibt, denen diese Uebung durchaus untersagt werden muß; Verhältnisse, deren nähere Auseinandersetzung wir den Aerzten überlassen, an welche wir jeden Verehrer des Reitens bei etwa vorkommendem Zweifel gewissenhaft hinweisen müssen.

Aerztliche Praxis in Constantinopel.

(Nach Brayer: Neufanneés a Constantinople.*)

Das Betragen der Türken und Rayas gegen ihre Aerzte ist im höchsten Grade ungerecht, aber die Art der Ungerechtigkeit ist eine andere, sie fließt aus einer andern Quelle. Sie halten es für drückend, die Visite eines fränkischen Arztes theuer bezahlen zu müssen, der beim Weggehen nur ein Stück beschriebenes Papier zurückläßt, so, daß sie dem Apotheker die Arzneien besonders zahlen müssen. Sie rufen den fränkischen Arzt daher nur, wenn

*) Als Seitenstück zur „ärztl. Praxis in Paris" in Nr. 7.

ihre gewöhnlichen Medikaster all ihr Wissen erschöpft haben, und die Krankheit bedenklich geworden ist. Sie pflegen dann diese erste Visite sogleich und sehr generös zu bezahlen, damit der Arzt eine besondere Sorgfalt auf den Kranken wende. Befindet dieser sich nun nach der ersten, zweiten, höchstens dritten Visite nicht besser, so schließt er, daß der neue Doctor auch von oben nicht erleuchtet worden sei, um ihn zu heilen, oder, daß er überhaupt nichts wisse, und ruft einen andern. Finden sich umgekehrt die Kranken nach dem ersten Besuche etwas wohler, so bezahlen sie den zweiten weniger gut als den ersten, den dritten schlechter als den zweiten, der vierte Besuch wird gar nicht bezahlt, oder um dem Arzt ganz auszuweichen, lassen sie sagen, der Kranke sei auf's Land gegangen. Die Summe, die der Arzt erhält, steht also im umgekehrten Verhältnisse zu der eintretenden Besserung, eine Art Lockspeise für den Arzt, die Krankheit in die Länge zu ziehen. Auch gibt es in der Türkei Aerzte genug, die gerade nicht darum besorgt, ihren Kranken rasch zu heilen, Bösartigkeit der Krankheit vorschützen, und ihre Freunde, von denen sie Aehnliches erwarten und schon erfahren haben, zur Consultation rufen, um gemeinschaftlich mit ihnen den Kranken zu untersuchen. Aber dieser oder seine Familie, der diese Art Spekulationen nicht fremd sind, verlangen oft nun einen bestimmten Preis (bir bazar, ein Handel) für die Heilung der Krankheit, Arzeneien mit eingeschlossen, zu wissen. In solchen Fällen fordert der Eine, so viel er glaubt, bekommen zu können, und der Andere sucht den Handel so billig als möglich abzuschließen. Ist man preiseinig geworden, so pflegt der Arzt die eine Hälfte sogleich ausgezahlt zu erhalten, die andere aber erst nach völliger Genesung des Kranken. Die bessern fränkischen Aerzte gehen dergleichen Contracte nicht ein; sie geben fortwährend Veranlassung zu allerlei Mühseligkeiten. Der Kranke erklärt, es liege jetzt im Interesse des Arztes, ihn rasch zu heilen, er beobachtet darum keine Diät mehr, und zum großen Verdruße beider Parteien dauert die Krankheit fort; ist er wirklich geheilt, so gesteht er es nicht ein, aus Furcht, die andere Hälfte bezahlen zu müssen. Der Arzt aber versichert, wenn er die Krankheit sich verschlimmern sieht, der Patient müsse zur völligen Genesung ein Paar Monate auf dem Lande zubringen, er besteht auf seiner schleunigen Abreise, und er sieht nun den Kranken nicht wieder, der bald darauf gestorben. Dieß ist die gewöhnliche Praxis in Constantinopel, man kennt daselbst keine ärztlichen Jahrgehalte wie im übrigen Europa.

Die fränkischen Aerzte, die in Egypten und Kleinasien practicirt, fahren auch in Constantinopel fort, diese Art von Contracten einzugehen, und wissen ihren Vortheil daraus zu ziehen, wie folgende Erzählung eines Arztes beweiset:

„Ein Araber, der im Gewürz-Bazar eine Bude hatte, erkrankt;

anstatt mich rufen zu lassen, wartet er, bis ich zufällig an seiner Boutike vorüber komme; er ruft mich heran, erzählt mir sein Leiden und will einen Handel mit mir machen. Ich erkannte ein ziemlich intensives biliöses Fieber. Nach langem Hin- und Herreden werden wir endlich einig, daß ich ihn für 100 Piaster, die Arzeneien mit eingeschlossen, heilen solle. Ich fordere die Hälfte voraus. Der Araber will die 100 Piaster erst nach der Heilung bezahlen; aber ich, so viel Araber als er, bestehe darauf, und erhalte meine 50 Piaster. Ich schicke ihm meine Arzenei in einer großen Flasche, und lasse sie fünf Tage hindurch erneuern und empfehle strenge Diät. Den fünften Tag war er fast geheilt, ich lasse dieselbe Tisane noch fünf Tage fort gebrauchen, verändere aber durch Zuthun eines andern Syrups die Farbe. Am zehnten Tage befand er sich sehr wohl. Ich fordere die andere Hälfte des Geldes. Der Araber entschuldigt sich, bittet mich, zu warten, endlich weigert er sich, zu zahlen, unter dem Vorwande, noch nicht völlig genesen zu seyn, er habe keinen Appetit, könne nicht schlafen u. s. w. Ich fühle ihm den Puls, besehe die Zunge, er war so gesund als ich selbst. Ich gebe aber zu, daß der Puls voll, hart, die Zunge belegt ist, daß er noch kränker werden könne als zuvor, vermuthlich, weil er Unverdauliches gegessen habe. »Ich habe versprochen, Dich zu heilen und ich will es halten.« Ich schicke ihm neue Pillen. Kaum hat er ein halbes Dutzend genommen, so fühlt er heftige Schmerzen im Unterleibe, er verbringt eine schreckliche Nacht und läßt mich vor Sonnenaufgang rufen. Ich komme an, der Kranke beklagt sich bitterlich. »Was willst Du, sage ich, die Arzeneien haben immer eine umgekehrte Wirkung, wenn der Kranke ungerecht ist gegen seinen Arzt.« »Aman, Aman, um Gottes willen, befreie mich von dieser Folter!«—»Zahle mir, was Du mir schuldig bist und ich will Dich wieder heilen, wo nicht, mußt Du wie ein Hund krepiren.« — Der Araber zahlt seine fünfzig Piaster. Jetzt werden die Arzeneien ihre Wirkung nicht verfehlen. Er bekam eine beruhigende Emulsion, nach drei Tagen saß er wieder in seiner Boutike im Bazar. Seit der Zeit sind wir die besten Freunde, ich kann an seinem Laden nicht vorbeigehen, ohne eine Tasse Kaffeh bei ihm trinken zu müssen, und er hat mir eine Menge Kranke aus seiner Bekanntschaft zugewiesen.«

Das Würth'sche Nährpulver.

In neuerer Zeit hat man sich eines feinen westindischen Satzmehls, des sogenannten Arrow-Root, als Nährpulver bedient, welches von einer Art Pfeilwurz kommt und dem Kartoffelmehle sehr ähnlich ist. Als nährendes und schleimiges Mittel, vereinigte es Wohlgeschmack mit leichter Verdaulichkeit, und wurde daher Kindern sowohl, als überhaupt Personen em-

pfohlen, deren Verdauung nur die mildesten Nahrungsstoffe vertrug, oder deren Schwäche-Zustand bei leicht aufregbarem Gefäßsysteme, reizlose und doch ausgiebige Nahrung erforderte. Man gab es mit Wasser, Milch, Fleischbrühe, Chocolade u. s. w., zu einem dünnen Brei gekocht, als mildes leichtes Nahrungsmittel. So empfehlenswerth dieses Nährpulver ist, hat es dennoch den Fehler, daß es, aus einem andern Weltheile zu uns gebracht, theuer ist, und daher in Fällen, wo es in größerer Menge gebraucht werden soll, große Unkosten verursacht. Ein, der Wirkung nach, dem Arrow-Root gleichkommendes, wohlfeiles und zugleich inländisches Nährpulver war daher schon längst gefühltes Bedürfniß. Diesem dürfte, nach der Erfahrung höchst achtbarer, glaubwürdiger und in einem größern Kreise ihre Kunst ausübender Aerzte der Hauptstadt, das sogenannte Würth'sche Nährpulver vollkommen abhelfen. Herr Apotheker von Würth in Wien hat nämlich ein weißes, trockenes, aus reiner versüßter Pflanzen-Gallerte bestehendes Pulver zusammengesetzt, welches dieselben Eigenschaften wie das Arrow-Root besitzt. Es eignet sich dasselbe mit Milch, zu einem zarten, leicht verdaulichen Brei gekocht, für Kinder, denen die Mutter- oder Ammenbrust versagt ist, oder welche Anlage zur Scrophelkrankheit oder zu andern in einer geschwächten Ernährungsthätigkeit begründeten Uebeln haben. Auch Erwachsene, bei denen überstandene Krankheiten oder andere Ursachen, eine leichtverdauliche, reizlose und dennoch restaurirende Nahrung zum Bedürfniß machen, bedienten sich des genannten Pulvers mit vielem Nutzen, wie uns redliche und erfahrene Aerzte, die diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit schenkten, versicherten.

Miscelle.

Was ist Seelenkrankheit?

Ein englischer Arzt, W. Neville, nimmt die Aerzte gegen die Anklage der Rechtsgelehrten in Schutz, daß ihre Begriffe von Seelenkrankheit so schwankend seien. Der Grund liege daran, daß man etwas mit Bestimmtheit definirt haben wolle, was nicht definirt werden könne. Richtig sei es indessen, daß manche Definitionen so enge seien, daß man darnach die Hälfte der Kranken in Bethlehem oder Bicêtre in Freiheit setzen möchte, andere dagegen so weit, daß man der halben Welt Zwangsärmel anlegen sollte. —X—

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 13.] Montag den 13. Februar. [1837.]

Inhalt: Die Declamation. — Die Apotheker in England. — Warnendes Bulletin. — Hufeland's Lebensregeln in Merkversen.

Gymnastik.

II. Die Declamation.

Von Dr. Fr. J...

Nicht immer ist der Mensch für solche gymnastische Uebungen gestimmt, die, ein Ausdruck der Freude, seine Sinne aufregen, und seinen Geist mehr erheitern als erheben. Die ernste Seite des Lebens stellt zu einer Zeit, wo Tanz und Musik in Hintergrund treten, an die Gymnastik die Forderung, eine körperliche Uebung in Vorschlag zu bringen, die der Stille des häuslichen Lebens zusage und gleichzeitig dem gebildeten, zur ruhigen Betrachtung hinneigenden Geiste Nahrung gewähre. Die Declamation (worunter wir jedes laute Sprechen durch Unterhaltung mit Andern, freien Vortrag, Selbstgespräch, lautes Lesen, Recitation des Auswendiggelernten und endlich den Gesang verstehen) gehört unter die Classe diätetischer Mittel, welche die eben verlangten Rücksichten vereinigen; sie stärkt den Körper und erhebt den Geist. Einige Bemerkungen über diese gymnastische Uebung dürften daher jetzt für unsere geehrten Leser nicht ohne Interesse seyn.

Es geht der Declamation, wie der Musik und Poesie; der Mensch muß von Natur und durch frühe Bildung für sie empfänglich seyn, um sie lieben zu können, und in ihr für Körper und Geist Erholung zu finden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß junge Leute, welche sich darin frühzeitig geübt haben, dadurch vor manchem Uebel geschützt werden. In unsern Zeiten, wo so Manche, am Schreibtische gekettet, kaum so viele Zeit erübrigen, um täglich nur spazieren gehen zu können, scheint das laute Lesen dringendes Bedürfniß zu seyn, um wenigstens einigermaßen die Nachtheile des stummen und unbeweglichen Lebens, an das uns Convenienz oder

der Spieltisch fesseln, zu mildern. Die Beobachtung aller Aerzte spricht sich täglich dafür aus, daß das laute Reden nicht nur zu den heilsamsten Leibesbewegungen, sondern auch durch die Unterhaltung, die es gewährt, zu den kräftigsten Gegengiften der Hypochondrie gehört. Die Declamation hat auf Jeden den wohlthätigsten diätetischen Einfluß, der sie richtig anwendet, und zwar: Durch Bewegung und Erschütterung des Körpers, durch Veredlung der Sprachorgane, durch den lebhaften Eindruck unserer Rede auf's Gemüth, und das dadurch entstehende wohlthuende Gefühl der Sympathie, endlich durch die Cultur des Geistes, die sie weckt. Daher legten Griechenland und Rom einen großen Werth auf declamatorisch-gymnastische Uebungen, und sie hielten das Lautlesen zur tiefern Einweihung in die höhern Studien, und zu den Geschäften des künftigen praktischen Lebens für nothwendig. Die sogenannten Phonasker spielten bei den Alten eine wichtige Rolle. Sie schlossen sich an Aerzte und Tonkünstler an, und ihr Geschäft war, die Sprachorgane in der gehörigen Stärke der Töne zu üben und hierzu auch diätetischen Rath zu geben. Unter den neueren Nationen kann sich nur England in Rücksicht auf Declamation mit den Alten messen. Wahrheit, Einfachheit und tiefe Empfindung, gibt dieser Uebung des Engländers einen edlen Anstrich, und zwar nicht etwa bloß deßwegen, weil hierin der Nation große Redner als Muster vorleuchten, sondern auch, weil man in diesem Lande für jede körperliche Ausbildung, für jede gymnastische Uebung eine ausgezeichnete Vorliebe hat. Daher ist es daselbst allgemeine Gewohnheit, classische Schriftsteller laut zu lesen, und die schönsten Stellen in denselben auswendig zu lernen. Leider scheint die ehemalige Behauptung Guthsmuth's*), daß in Deutschland eine gute Declamation und Recitation zu den Seltenheiten gehören, noch jetzt wahr zu seyn. Und doch ist nicht zu läugnen, daß eine gute Declamation als Mittel zur Stärkung des Körpers, zur Erholung des Geistes und zur Bildung eines vortheilhaften Aeußern, bei einer guten Erziehung eben so beherzigenswerth ist, als Zeichnen, Tanz und Musik. Frühe Uebung im mündlichen Vortrage weckt bei Kindern den Beobachtungsgeist, bildet ihre Sprachorgane und Lungen vollkommen aus, stärkt ihr Gedächtniß, gewöhnt sie einen Gegenstand ohne Zerstreuung fest zu halten, macht sie weniger menschenscheu und verhütet manche Sünde der Einsamkeit. Eine geläufige schöne wohlklingende Sprache, und das Eindringende eines gut gebildeten Ausdrucks, erhöhen auch die Freuden der Geselligkeit, und dienen oft mehr zur Empfehlung als Kleidung, Schönheit und andere körperliche Gewandtheit. Sind diese Kinder Männer geworden, wie höchst wün-

*) Gymnastik.

schenswerth wird ihnen eine geläufige und energische Sprache, um ihre Ueberzeugungen gegen die falsche, verführerische, betäubende Beredsamkeit der Intrigue geltend machen zu können!

Wir wollen aber das Lautreden vor Allem als Gesundheitsmittel besprechen. Mehrere der besten Köpfe benutzten diese Geistes- und Körperdiät zur Erheiterung und Stärkung bei der ihnen aufliegenden Bürde von Geschäften. Der große und erfahrene Michaelis, dictirte meistens seine Meditation in die Feder, wobei er im Zimmer auf- und abging, bei schlechtem Wetter eröffnete er alle Thüren seines Stockwerks, um sich einen guten Spaziergang zu verschaffen. Wieland dringt auf das Lautlesen jedes Schriftstellers von Talent und Geschmack. Fr. Hofmann empfiehlt es als Mittel einer guten Verdauung Das laute Lesen ist ein erwecken des und reizendes Mittel. Nach jeder nicht zu lange fortgesetzten und ohne Feuereifer unternommenen Rede, wird man sich munterer und zu geistigen Anstrengungen aufgelegter fühlen. Daher ist diese Uebung, wie jede andere Leibesbewegung, denen, die sich daran gewöhnt haben, ein Bedürfniß, aus dessen Nichtbefriedigung eine Unbehaglichkeit hervorgeht, wie sie Redner, Lehrer und Schulmänner während der Ferien am stärksten fühlen. Staatsmänner haben oft den Drang, der zum Theil im Körper liegt, sich durch ein lautes Gespräch der erdrückenden Einsamkeit des Cabinets und ihren stillen Meditationen zu entziehen. Noch klarer spricht sich das Bedürfniß des lauten Gespräches für die Gesundheit des Frauenzimmers aus. Man ist in dieser Beziehung oft ungerecht, indem man vergißt, daß die weise Natur dieses Geschlecht absichtlich mehr zum Reden geneigt gemacht hat, damit die physische Wirkung des Gespräches das reizbare Nervensystem des Weibes für so manche andere Bewegungen, die es entbehren muß, z. B. Fechten, Reiten, Jagen, freieres Spazierengehen, zwangloseres Benehmen in der Gesellschaft, einigermaßen entschädigen könne. Vorurtheil und Convenienz legen dem schönen Geschlechte so grausame Fesseln an, daß eine tägliche Uebung im lauten Lesen und eine mehr in Anspruch genommene Thätigkeit der Sprachorgane ihm Noth thun. Nichts kann für ein lebhaftes Temperament erweckender und wohlthätiger seyn, als das in scherzhafter Absicht unternommene und auch so durchgeführte polemische Besprechen eines Gegenstandes in kleinen freundschaftlichen Cirkeln. Die zwangvolle Unterhaltung und ein stets gespannter Zustand in der Gesellschaft, sind gewiß für die Gesundheit nachtheilig, während ein gutmüthiger Humor, der seiner Zunge keine Fesseln anlegt, und sich ohne Steifheit, frei in seinem Kreise gemüthlich ergießen kann, auf so manche Nervenübel des Städters wohlthätig einwirkt, die von einer zwangvollen Verschlossenheit herrühren. Für die belebende Kraft der lauten Rede spricht auch der Umstand, daß sie

auf sehr reizbare Personen, vorzüglich nach einiger Dauer, wie Wein wirkt, besonders bei Solchen, die sich gern selbst sprechen hören. Ihre Ausdrücke werden im Laufe der Rede poetisch, oder überschreiten sogar die Gränzen des Schicklichen. Auch die sogenannten Improvisatoren heben langsam und ruhig an, bald aber ergießt sich ihre Rede wie ein stets anschwellender Strom dahin. Ballhorn glaubt, daß, so wie Krankheiten durch schnelle Erschütterung des Körpers sich heilen lassen, auch die Aufregungen eines Improviso dieß bei einem Improvisator leisten könnten. Wie innig die Sprachorgane mit dem Zustande der Nerven zusammen hängen, geht daraus hervor, daß, je energischer das Nervensystem, desto reiner und eindringender gewöhnlich die Stimme ist. Ein die Nerven erschütternder Schrecken, ein Aerger bringen eine schwache und feine Stimme hervor, und wie oft ist die Sprache und der Ton ein treuer Spiegel des Innern. Auch ist die vollkommene Entwicklung der Sprachorgane bei dem reifwerdenden Manne eine bekannte Thatsache.

Diese genaue Verbindung zwischen Sprache und Nervensystem deutet unfehlbar auf die Möglichkeit hin, durch stete Uebung und Stärkung der Sprachorgane den Nerven ihre zu große Beweglichkeit und Reizbarkeit nehmen zu können und sie zu stärken, und man kann von der Declamation im Allgemeinen mit Recht behaupten, daß sie ein Reiz- und Erweckungsmittel ist, welches den Umlauf des Blutes befördert, Brust und Unterleib stärkt, und für das Gemüth erhebend und aufheiternd wirkt.

Gehen wir auf die Wirkungen der Declamation etwas näher ein, so ergibt sich, daß sie auf den Körper — durch allgemeine Erschütterung, durch ihre Wirkung auf Brust- und Sprachorgane und durch Reizung des Gehörs — auf den Geist durch lebhafteres Eindringen in die Ideen des Declamirten, durch Erheiterung und Erweckung des Mitgefühls wohlthätig wirkt. Doch wollen wir das Besondere dieser diätetischen Verhältnisse in einem der nächsten Aufsätze mittheilen.

Die Apotheker in England.

Wenn man von Deutschland nach England kommt, und nach gewohnter Weise die im Vaterlande gebräuchlichen Verhältnisse mit denen, die dort einen gleichen Namen führen, vergleichen will, so geräth man in eine Art von Verwirrung, wenn man das Verhältniß der deutschen Apotheker mit dem der englischen vergleicht. Beide, die deutschen und die englischen Apotheker, haben fast nichts miteinander gemein als den Namen; sie sind sonst in fast jeder Hinsicht ganz von einander verschieden. Das, was den deutschen Apothekern in England entspricht, sind die Chemists and Druggists, welche Apotheken nach unserer Einrichtung besitzen. Diese machen

die von den Aerzten verschriebenen Recepte, welche, wie bei uns, in lateinischer Sprache geschrieben sind. Aber außerdem verkaufen sie in ihren Läden noch Droguen, Farbemateralien, Parfümerien und andere Gegenstände. Hinsichtlich der Bildung stehen sie weit unter den deutschen Apothekern, und ungefähr auf der Stufe, wie unsere Materialienhändler und Krämer. Sie haben durchaus keine wissenschaftliche Ausbildung, und besitzen namentlich nicht, wie die deutschen Apotheker, chemische oder andere naturwissenschaftliche Kenntnisse. Sie stehen unter keiner Controlle von Seiten der Regierung, ihre Medicamente und Droguen werden von keiner Behörde geprüft, und sie werden nicht examinirt; auch haben sie keine gesetzliche Taxe für den Verkauf ihrer Medicamente.

Die englischen Apotheker (Apothecaries) entsprechen unsern Wundärzten, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbst dispensiren und die Medicamente in einem eigenen Privat Laboratorium bereiten können. Die Apothecaries besitzen keine Läden; denn sie bereiten und verkaufen nur Medicamente für den Bedarf ihrer eigenen Patienten; doch einige von ihnen, vorzüglich aber in London, sind zugleich, außer Apotheker, auch Chemists und Druggists, und dann natürlich haben sie Läden, und bereiten Medicamente nach den Recepten anderer Aerzte.

Die Apotheker können Lehrlinge haben, so viel sie wollen, welche sie gewöhnlich zur Bereitung der Medicamente gebrauchen und zu ihren Kunden schicken, wenn zur Ader gelassen oder ein Klystier gesetzt werden soll.

Die Apotheker in England haben schon seit den ältesten Zeiten das Recht, als Aerzte zu practiciren.

Sie machen ihre Studien bei dem Mangel an medicinischen Schulen, in den öffentlichen Krankenhäusern in London, die in England gleichsam die medicinischen Facultäten vertreten.

Die Apotheker dürfen (wenn sie nicht zugleich Wundärzte sind) keine Recepte verschreiben, und kein Honorar von ihrem Kranken als Arzt annehmen. Nur für die Medicin, welche sie dem Kranken liefern und selbst bereiten, werden sie bezahlt; sie können aber auch die Rechnung dafür so hoch stellen als sie wollen; doch schützt gegen zu hohe Preise das Publikum die große Concurrenz.

Die Apotheker in London haben durch Subscriptionen eine Anstalt, die Apotheker-Halle, errichtet, in welcher die chemischen und pharmaceutischen Präparate im Großen bereitet und für Rechnung der Actionäre verkauft werden. Diese Anstalt ist sehr großartig, wie deren so viele in England sind. Wenn man nicht längere Zeit in England gewesen wäre, würde man sich wundern, daß eine Dampfmaschine fast bloß zur Bereitung der Pulver und zum Reiben von Salben in dem Laboratorium der Apotheker-Halle ange-

bracht ist; doch wer mehrere Fabriken in England gesehen hat, wird wissen, daß die Engländer überall, schon wegen der Wohlfeilheit der Steinkohlen, Dampfmaschinen anbringen, wo in anderen Ländern Wasser- und Pferdekraft dieselben Dienste leisten. — x —

Warnendes Bulletin *).

I.

Tabaksvergiftung durch Kaffeh.

An einem Sommertage Abends vier Uhr wird ein Arzt nach dem Hause der Witwe J. gerufen, mit der Bemerkung, daß dort eine Vergiftung mehrerer Personen vorgefallen sei. Sie hatte nicht mit ihrer Familie zu Mittag gegessen, sondern statt der Mittagsmahlzeit von etwa einem Loth frisch gebrannter Kaffehbohnen einen Topf voll Kaffeh gekocht, der ungefähr sechzehn Tassen fasste. Von dieser Quantität hatte die Frau selbst, hauptsächlich um viel Milch für ihr Kind darnach zu bekommen, beinahe die Hälfte getrunken, eine 12jährige Tochter kaum zwei Tassen, eine 18jährige Tochter und eine mit dieser gleich-alte Nähterin, Anna G., jede drei bis vier Tassen. Alle tranken den Kaffeh mit Milch vermischt, und aßen Butterbrot dazu, ohne daß ihnen am Geschmack dieser Mahlzeit etwas aufgefallen wäre. Alle hatten sich vor derselben vollkommen wohl befunden. Kaum war der Kaffeh ausgeleert, als die Nähterin plötzlich über Schwindel klagte, in demselben Augenblicke besinnungslos vom Stuhle fiel und Convulsionen bekam.

In derselben Minute ward die 18jährige Tochter ebenfalls von Schwindel, Uebelkeit, Zittern der Glieder und Unvermögen, sich aufrecht zu erhalten, ergriffen, verlor aber nicht völlig die Besinnung. Gleichzeitig ward auch der 12jährigen Tochter schwindelig, übel, und sie erbrach das so eben Genossene wieder, wornach sie sich zwar matt und hinfällig fühlte, und ein bleiches, gelbgraues Aussehen bekam, übrigens aber wohl war. Die Frau allein hatte, die Wirkungen des Schreckens über das Vorgefallene abgerechnet, gar kein Uebelseyn empfunden. — Ueber die Veranlassung dieser Zufälle wußte Niemand Aufschluß zu geben.

Am wahrscheinlichsten blieb es immer, daß hier ein betäubendes Gift eingewirkt habe, was den Arzt zunächst auf den so eben von den Kranken getrunkenen Kaffeh führen mußte.

*) Unter dieser Rubrik werden wir von Zeit zu Zeit Thatsachen warnenden Inhalts, die Bezug auf körperliche und geistige Gesundheit des Menschen haben, mittheilen.

D. Red.

Als er indeß einige Kaffehbohnen zerbiß und langsam kauete, ward ihm besonders in dem lockeren, leicht sich zerbröckelnden Kaffeh, ein fremdartiger, sehr scharfer kratzender Geschmack, der noch einige Zeit nach Entfernung der Kaffehbohnen aus dem Munde anhielt, sehr auffallend. Auf die nun angestellte Untersuchung ergab sich das, was man aus falschem Ehrgeize ihm Anfangs zu verheimlichen sich bemüht hatte, nämlich, daß jene Kaffehbohnen nicht von einem Krämer gekauft, sondern, daß dieselben Vormittags aus dem Kehricht eines Packhauses aufgelesen waren, der fast nur aus abgekrümelten Tabaksblättern, unter welchen die Bohnen gemengt gewesen waren, bestand, und bei anhaltendem warmen Regenwetter seit ein Paar Tagen und Nächten auf der Straße gelegen hatte. Der Arzt überzeugte sich gleich darauf an Ort und Stelle, daß die Tabaksüberbleibsel durch die warmen Regengüsse eingeweicht und ausgesogen waren, und unstreitig auf diese Weise den unter sie gemengten und gleichfalls aufgeweichten Kaffehbohnen ihren betäubenden Stoff mitgetheilt hatten.

Noch drei Jahre nach dem obenerwähnten Vorfalle besaßen die in Papier und in einem trockenen Orte aufbewahrten Kaffehbohnen den eigenthümlichen scharfen Tabaksgeschmack, welcher sich kaum in einer halben Stunde nach dem Zerkauen einer solchen Bohne verlor. — y —

II.

Tod eines Kindes durch das Einathmen von heißer Torfasche.

Hierüber hat Herr Bury in der London medical Gazette folgende Nachricht mitgetheilt. »Am 12. December 1835 wurde ich zu einem, einige Stunden entfernt wohnenden Kinde zu Plittenham gerufen, wovon man meldete, daß es sich bedeutend verbrannt habe. Als ich Mittags ein Uhr hinkam, erfuhr ich, daß das Kind fast seit einer Stunde todt, und der Tod unter folgenden traurigen Umständen erfolgt sei:

Um eilf Uhr desselben Morgens hatte die Mutter ihr Kind nicht länger als etwa drei Minuten in der Wohnstube allein gelassen, um in einer anstoßenden Kammer einige Kartoffeln abzuwaschen. Es war ein schöner Knabe, sechzehn Monate alt, der noch nicht gehen, sich aber an Stühlen und andern Meubles in der Stube aufrecht halten und forthelfen konnte. Unglücklicher Weise war er, als die Mutter die Stube verließ, in der Nähe des Kamins, und als sie wieder hereinkam, fand sie das Kind bewegungslos liegen, mit dem Antlitz auf dem Aschenherd.

Die Bauern in dieser Gegend, wo es so viele Haiden gibt, gebrauchen zur Feuerung vorzüglich Torfstücke, welche auf den Haiden gesammelt wer-

den, deren Asche sehr fein ist und das Feuer länger hält, als die Asche von Kohlen oder Holz. Ihre Feuerplätze sind groß und nehmen den ganzen Raum des Bodens ihrer ungeheuren Kamine ein und sind nur wenige Zoll über die Flucht des Zimmerbodens erhoben. So sammelt sich bei der starken Consumtion dieses Torfes, welcher schnell brennt, oft eine ungeheure Masse Asche auf dem Herd, und in dem gegenwärtigen Falle war deren nicht weniger als zwei Bushel (Scheffelmaß) vorhanden. Das Kind fiel jedoch nicht in die Mitte der Asche, sondern sein Antlitz fand sich auf einem Theil derselben, welcher eine so dünne Schichte bildete, daß der Eindruck auf derselben kaum zu unterscheiden war.

Das Kind wurde augenblicklich von seiner Mutter aufgenommen, welche die Nachbarn zu Hilfe rief. Es konnte nicht schreien, ja, es war kaum fähig zu athmen, und es hatte den Anschein, als wenn in der Kehle etwas vorhanden wäre, was hinderte, daß es weder hörbar athmen, noch schreien konnte..

Etwas nach zwölf Uhr hörte das Leben auf, ohne Todeskampf und ohne die geringste Bewegung des Körpers.

Lebensregeln.

Eine Macrobiotik in Merkversen, vom Hufeland.

(Beschluß.)

Liebe, reine Herzensliebe
Führe Dich der Ehe zu;
Denn sie heiligt Deine Triebe,
Gibt dem Leben Dauer und Ruh.

Bewege täglich Deinen Leib,
Sei's Arbeit oder Zeitvertreib;
Zu viele Ruh macht Dich zum Sumpf,
Sowohl an Leib und Seele stumpf.

Willst sterben ruhig ohne Scheu,
So lebe Deiner Pflicht getreu,
Betracht' den Tod als einen Freund,
Der Dich erlöst und Gott vereint.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 14.] Donnerstag den 16. Februar. [1837.]

Inhalt: Ueber die Einrichtung des Instituts der grauen Schwestern und der ihnen anvertrauten Krankenpflege. — Die Nachtblindheit, von Dr. P—e. — Nachricht von acht Leuten, die 136 Stunden lang in einer Steinkohlengrube abgesperrt waren, von Dr. Joseph Soviche.

Ueber die Einrichtung des Instituts der grauen Schwestern und der ihnen anvertrauten Krankenpflege.

Da der Ursprung und die innere Verfassung des Instituts der barmherzigen Jungfrauen, filles de charité, oder sogenannten grauen Schwestern, soeurs grises, welche sich um die Armen-Krankenpflege schon seit 200 Jahren so verdient gemacht haben, nicht allgemein bekannt sind, so dürften nachstehende, aus zuverlässigen Quellen geschöpfte Nachrichten darüber, einiges Interesse gewähren.

Auf Veranlassung und unter der Leitung des heiligen Vincentius a Paula und der Witwe Ludovica de Marillac le Gras, bildete sich in Frankreich gegen das Jahr 1633 ein Verein, namentlich aus verheiratheten Frauen, welcher bei der damals, besonders auf dem Lande und in kleinen Städten so vernachläßigten Krankenpflege (wo nicht selten ein gänzliches Verlassen der armen Kranken statt fand), es sich zur Aufgabe machte, die Leidenden in ihren Behausungen zu besuchen, und ihnen sowohl in Hinsicht des Leibes als der Seele Beistand und Hülfe zu gewähren.

Als jedoch dieses wohlthätige Einwirken mit der Zeit als nicht mehr ausreichend sich ergab, sannen Vincent und die le Gras auf die Errichtung von Häusern, in welchen kranke Arme unentgeldlich aufgenommen und verpflegt werden könnten.

Zu diesem Behufe versicherten sie sich vorerst einer Anzahl Jungfrauen, welche, durchdrungen von der Würde des Berufes, der leidenden Mensch-

heit Hülfe zu leisten, bereit waren, sich der Krankenpflege ausschließlich und mit Aufopferung aller irdischen Vortheile zu widmen. Vincentius ertheilte diesem Vereine bestimmte, dem menschenfreundlichen Berufe desselben angemessene Vorschriften, und die Witwe le Gras übernahm es, die Oberaufsicht über die Schwestern zu führen. Denselben wurde nun unter der Vermittelung des heiligen Vincentius, zuerst die Aufsicht über das Hôtel-Dieu in Paris anvertraut.

Als bald darauf die Zahl der eintretenden Jungfrauen, welchen man den Namen „Filles de Charité" beilegte, fast mit jedem Tage wuchs, und die Vortheile, welche dieser Verein der leidenden Menschheit gewährte, immer lauter anerkannt wurden, so gaben zuerst der Erzbischof von Paris, dann der Legat des Papstes Clemens des II. in Frankreich, und endlich der König selbst, der Congregation ihr Wohlgefallen zu erkennen, Letzterer bestätigte auch dieselbe, stellte außer dem Hôtel-Dieu verschiedene andere Hospitäler unter ihre Aufsicht, und veranlaßte die Errichtung mehrerer anderer neuen Krankenanstalten, welche gleichfalls der Leitung der Schwestern anvertraut wurden.

Kurze Zeit vor der französischen Revolution zählte die Congregation 300 unter ihrer Aufsicht stehende Hospitäler in Frankreich, und im Jahre 1819 bestand dieselbe noch aus mehr als 3000 Mitgliedern.

Die Mitglieder des Instituts der barmherzigen Jungfrauen thun keinen Profeß und bedürfen keiner Mitgift. Eine mit Einwilligung ihrer Aeltern oder Vormünder eintretende Jungfrau geht sogleich an die Geschäfte, welche den wirklichen Schwestern obliegen, und erhält dazu von Letzteren die nöthige Anleitung. Die ersten fünf Jahre umfassen das Noviziat und sind zur Prüfung bestimmt; erst nach Ablauf dieses Zeitraumes verpflichtet sich die Aufgenommene mittelst eines zeitlichen Gelübdes, die Kranken beiderlei Geschlechts von allen christlichen Confessionen ohne Unterschied zu pflegen, der hülflosen Greise, so wie der verwaisten Kinder mit Menschenliebe und möglichstem Beistande sich anzunehmen, und älternlose Mädchen in der Religion, im Lesen, Schreiben und weiblichen Handarbeiten zu unterrichten.

Eben so gelobt sie Hinsichts ihrer geistlichen Obliegenheit, täglich der Messe beizuwohnen, Früh und Abends ein kurzes Gebet zu verrichten, alljährlich 7tägige Recollectionen (Geistessammlungen) zu halten, in Armuth und Keuschheit zu leben, ihren Vorgesetzten, zunächst aber ihrer Oberin strengen Gehorsam zu leisten und die vorgeschriebene Ordenskleidung ausschließlich zu tragen. —

Nicht nur einer jeden Novize während der fünf Prüfungsjahre, sondern auch jeder Schwester steht es später völlig frei, ihren Stand zu verändern

und aus der Congregation zu treten, ohne daß sie durch Kirchengesetze zum Verbleiben angehalten, oder daß ihr von der Oberin dießfalls Hindernisse in den Weg gelegt werden könnten. Es geschieht indeß nur sehr selten, daß eine wirkliche Schwester von dieser Freiheit Gebrauch machen, und von ihrem, dem Wohle der Menschheit geweihten Berufe abgehen sollte.

Außer dem Dienste in den Krankenhäusern, liegt den Schwestern zugleich ob, auf Befehl der Oberin bei ausbrechenden Epidemien u. s. w. sich auf das Land zu begeben, in den Dörfern und kleinen Städten die Kranken zu besuchen und zu pflegen, und denselben die nöthigen Arzneimittel in dringenden Fällen, wo es an ärztlicher Hülfe fehlen sollte, zu verordnen und zu verabreichen. Zu diesem Behufe enthält die Instruction in einem besonderen Capitel, neben den die Diät der Kranken betreffenden Anleitungen und Vorschriften, die nöthigen medicinischen Belehrungen über die am häufigsten auf dem Lande vorkommenden, namentlich fieberhaften Krankheiten, wobei die Schwestern jedoch immer auf den erforderlichen ärztlichen Beistand hingewiesen werden. Zugleich sollen die ambulanten Schwestern die Töchter armer Landleute unterrichten, so wie überhaupt die Unwissenden belehren und sie für die Tugend erwärmen. Die Aufsicht über die in Dörfer gesandten Pflegerinnen führt eine Oberin, unter dem Namen: „Dienstthuende Schwester, soeur servante," und es ist übrigens den Schwestern strenge zur Pflicht gemacht, sich bei ihren Reisen über Land mit hinlänglichen Lebensmitteln zu versehen, wenn diese verzehrt sind, ihre Bedürfnisse für bares Geld anzuschaffen und Niemanden beschwerlich zu fallen.

Sämmtliche Schwestern stehen unter einer General-Oberin, welche ihren Sitz in der Hauptanstalt der Congregation hat, und den Titel „Visitatorin" führt, weil ihr die Verpflichtung obliegt, die einzelnen unter ihr stehenden Krankenhäuser zuweilen zu revidiren, und von dem innern Zustande derselben sich zu überzeugen.

Jedes Land, in welchem sich eine General-Oberin mit einer Mutteranstalt und einem Noviziate befindet, bildet in sich eine sogenannte Provinz, welche selbstständig, und von keiner andern abhängig ist. In jedem einzelnen Hospitale führt eine von der Visitatorin bestimmte Oberin die Aufsicht, sowohl über die Verwaltung der Anstalt überhaupt, als über das Verhalten der betreffenden Schwestern insbesondere.

Dieselbe hat, wegen des Besuchs von Fremden, eine separate Wohnung, wogegen von den Schwestern immer mehrere in ihrer Nähe in einer Stube beisammen wohnen und schlafen. Unter der Controlle dieser Oberin, versieht eine Schwester die Küche und Speisekammer, eine Zweite steht der Wäsche vor, und eine Dritte, welche der Pharmacie kundig ist, verwaltet die Haus-

apotheke, sofern die Anstalt eine solche besitzt, und die Arzneien nicht außerhalb in einer beliebigen Officin bereitet werden. Die übrigen Schwestern besorgen die Krankenpflege, wozu auch die kleinen chirurgischen Handleistungen, wie Aderlassen, Schröpfen, Blutegel und Klystiere setzen, einfache Verbände u. s. w. gehören. Gewöhnlich wird auf einen Saal, von fünfzehn bis zwanzig Kranken, eine Pflegerin gerechnet.

Die medicinische und chirurgische Behandlung der Kranken in den Hospitälern der grauen Schwestern, besorgen eigens dazu angestellte und besoldete Aerzte und Wundärzte, welche täglich die Anstalt zu besuchen, die nöthigen Verordnungen in heilärztlicher und diätetischer Hinsicht für jeden einzelnen Patienten anzugeben, die vorfallenden chirurgischen Operationen zu verrichten, und die schwierigen Verbände anzulegen haben.

Die Sorge für alte, kranke und verkrüppelte Schwestern, fällt der Congregation anheim, und bestehen zu diesem Behufe besondere Verpflegungsanstalten.

Dieß sind im Allgemeinen die Institutionen der ursprünglichen Congregation der barmherzigen Jungfrauen, worüber das Werk: „La vie de la vénérable Louise de Marillac, veuve de Mr. le Gras, fondatrice et première supérieure de la congrégation des filles de charité, servantes des pauvres malades, par Mr. Gobillon. Paris 1769," gute Belehrung gewährt.

Die Nachtblindheit.

Von Dr. P_e.

Es gibt Menschen, deren Auge seine Dienste vollkommen leistet, so lange die Sonne den Ort, wo sie sich befinden, beleuchtet; die aber sehr wenig oder gar nichts sehen, sobald die Sonne untergegangen ist; der Ort ihres Aufenthaltes mag durch Mond- oder künstliches Licht noch so sehr erhellt seyn. Solche Gesichtskranke sind nicht im Stande, Gegenstände während der Dämmerung zu unterscheiden; die Klarheit des Mondes, das stärkste künstliche Licht macht keinen Eindruck auf das Auge; obwohl sie den Tag darauf ihr Gesicht mit dem Aufgang der Sonne erhalten. Solche Menschen nennt man Nachtblinde; sie unterscheiden den Moment, wo die Sonne aufgeht, so wie den, wo sie verschwindet, auch bei neblichtem Wetter, wo dieser Uebergang für die übrigen Menschen nicht wahrnehmbar ist. Bei solchen Personen findet das Eigenthümliche Statt, daß sie eben so gut, wie jede andere Person sehen, wenn dicke Wolken die Sonne verschleiern und den Tag dunkel machen; daß sie aber aufhören, die Gegenstände zu unterscheiden, wenn dieses Gestirn vom Horizonte verschwindet, obschon diese Gegenstände durch die zurückgeworfenen Strahlen des in der Atmosphäre

verbreiteten Lichtes noch sehr beleuchtet sind. — Dieses Uebel ist in Ost- und Westindien und überhaupt in den Tropenländern am häufigsten beobachtet worden, und die Bewohner kalter Zonen und der Polargegenden sind diesem Uebel in ihrer Heimat weniger unterworfen, als wenn sie jene südlichen Länder besuchen. Aber auch in Polen und einigen Provinzen Rußlands ist diese Augenkrankheit einheimisch, ja sie tritt daselbst periodisch als Endemie auf, die fast durchgängig nur die Bewohner des platten Landes befällt. Dr. Gutrie in Petersburg berichtet, es habe im finnländischen Kriege ein russisches Detachement in einer hellen Frühlingsnacht auf ein anderes russisches Corps eingehauen, in der Meinung, es seien Schweden, bloß, weil einige Hundert in Ersterem an der Nachtblindheit litten. In neueren Zeiten hat der General-Arzt Dr. Rothe über eine ähnliche Epidemie unter den Militärsträflingen zu Torgau ausführlich berichtet. Soldaten, die an diesem Uebel leiden, verlieren zur Nachtszeit ihren Posten, stoßen gegen Häuser, Bäume u. dgl. an. Dr. Lerche in Petersburg behandelte daselbst die meisten Fälle zur Zeit der großen Fasten, also zwischen Weihnachten und Ostern. In Polen kommt die Krankheit gegen das Ende des Winters, besonders, wenn vorher lange Schnee gelegen hat, am häufigsten; aber auch im hohen Sommer, besonders zur Zeit der Ernte vor. Es scheint, als wenn der Glanz des Schnees, oder die Einförmigkeit eines schimmernden Kornfeldes, unter der Mitwirkung eines intensiven Sonnenlichtes, durch heftigen anhaltenden Lichteindruck das Auge in einen Zustand von Ueberreizung versetzte, und daß das verwöhnte Auge eines hellern Lichtes bedarf, um seine Function zu verrichten; eben so, wie dem durch Branntwein anhaltend überreizten Magen ein Schluck Branntwein zum wirklichen Bedürfniß wird. Dieses Nervenleiden des Auges hat auffallende Aehnlichkeit mit jener wunderlichen Schwerhörigkeit, wo die Kranken nur dann leisere Töne vernehmen, wenn zugleich ein lautes Geräusch um sie her stattfindet, z. B. die Worte eines Sprechenden nur dann, wenn zugleich im Zimmer getrommelt wird. — Vollblütige, zu Wallungen nach dem Kopfe geneigte Menschen und solche, die bei gebücktem Körper arbeiten, wie auch Verehrer des Branntweins, scheinen der Nachtblindheit vorzugsweise unterworfen zu seyn; ferner Ackersleute, Schnitter, Matrosen und Soldaten. Bei den Letztern mag das Manövriren auf sandigen Ebenen, unter Einwirkung blitzender Waffen und des blendenden Sonnenlichts, bei den Matrosen das Einförmige des längern Anblicks der offenen See und der Mangel an Abwechslung von Gegenständen mit zu berücksichtigen seyn. — Zur Erzeugung dieses Uebels scheint auch eine klimatische Anlage erforderlich zu seyn, wie sie z. B. den Polen eigen ist. Wenn daher die Araber, Beduinen, Neger und andere Horden,

die die glühenden Sandwüsten Afrikas durchstreichen, nicht an der Nachtblindheit leiden, so ist zu erwägen, daß die eigenthümliche Bildung ihrer Augen grellere Lichteindrücke ertragen, ja sogar begierig aufsuchen; ein Lichthunger, der bei dem Nordländer nicht stattfindet. Man schreibt dieses Uebel auch dem Einflusse der Kälte und der Feuchtigkeit zu. Soldaten, die an niedrigen und feuchten Orten Schildwache standen, wurden häufig davon ergriffen, während es an trockenen und hochgelegenen Gegenden ausgestellter Schildwachen verschonte. Die Nachtblindheit hat sich in einer Pariser Pensionsanstalt gezeigt, die südwestlich lag und sumpfigen Dünsten ausgesetzt war. Das Uebel ist auch in China häufig, wo der Reisbau bedeutende Bewässerungen nöthig macht und eine beständige Feuchtigkeit unterhält. — Daß grobe Kost und übermäßige Anstrengung des Körpers auf die Entstehung des Uebels bei disponirten Personen von großem Einflusse seyn mögen, ist wahrscheinlich; ja englische Aerzte leiten dieses Uebel bei den Seesoldaten aus eben den Ursachen her, aus denen der Scharbock entsteht. — In Polen wird unter den armen Bauern mancherlei Quakfalberei getrieben, theils abergläubischer, theils lächerlicher Art. —

Nachricht von acht Leuten, die 136 Stunden lang in einer Steinkohlengrube abgesperrt waren.

Von Dr. Joseph Soviche *).

Am 2. Februar v. J. brach das Wasser in das Kohlenwerk von Monzil ein, während die Leute sich an der Arbeit befanden. Diejenigen, welche die Mündung des Schachts erreichen konnten, kamen mit dem Leben davon, alle übrigen ertranken, mit Ausnahme von acht Männern, die sich in einen Stollen retteten, in den das Wasser nicht eindrang, und in welchem sie fast sechs Tage eingesperrt blieben. Sie wurden erst nach 136 Stunden befreit, waren jedoch zu dieser Zeit dem Erstickungstode nahe. Die einathembare Luft war vollkommen erschöpft, und die letzten Stunden vor dem Eintreffen der Hülfe war das Athemholen schmerzhaft und röchelnd, und sie konnten nicht ein Wort reden. Kopfschmerz, außerordentliche Gliederschwäche, Betäubung, waren die Symptome, welche sich bei ihnen kundgaben, und aus diesen läßt sich schließen, was für ein schreckliches Ende ihnen ganz nahe bevorstand. Man hielt allgemein dafür, daß diese acht Leute, welche bis zur Zeit ihrer Befreiung (über fünf Tage) nichts genossen hatten, sehr von Hunger gequält worden seien.

Allein, dieß scheint nicht der Fall gewesen zu seyn; keiner derselben fühlte Schmerzen oder Krämpfe im Magen. Einer der Bergleute hatte

*) Siehe Nro. 9, pag. 80 unseres Blattes.

jedoch ein Stück von seinem Hemde gegessen, ein Anderer seinen ledernen Hosenträger benagt, und ein Dritter den Docht seiner Lampe verschlungen. Als man sie über diesen Punkt befragte, gaben sie an, sie hätten dieß aus Vorsicht gethan, um sich bei Kräften zu erhalten.

Am ersten Tage theilten sie gewissenhaft mit einander ein halbes Pfund Brot, ein Stück Käse und zwei Gläser Wein, welche Antoine Dumas bei sich hatte, und großmüthiger Weise nicht für sich behielt. Zwei Andere von der Gesellschaft, Claude Ferreol und Pierre Beraud, welche, ehe sie in das Bergwerk gegangen, gefrühstückt hatten, waren nicht dazu zu bewegen, etwas anzunehmen, und wollten nicht später sterben, als ihre Kameraden.

Was den Durst betrifft, der bekanntlich noch unerträglicher ist, als der Hunger, so hatten sie in dieser Beziehung nicht viel zu leiden. Sie konnten sich reines Wasser verschaffen, so viel sie wollten; allein, merkwürdiger Weise stellte sich der Durst erst am vierten Tage ihrer Gefangenschaft ein. Dumas empfand gar keinen.

Ihre Leiden rührten vorzüglich von der Kälte und dem Mangel an Licht her. Sie sagten, es lasse sich gar nicht beschreiben, wie ihnen das lange Verweilen in dem stockfinstern Gange drückend gewesen sei; sie meinten, daß, wenn ihre Lampen nur gebrannt hätten, sie sich mit ihren Instrumenten einen Weg bis zu dem Orte, wo sie ihre Befreier arbeiten hörten, hätten durcharbeiten können. Als der Bohrer in den Stollen eindrang, wo sie eingesperrt waren, verlangten sie vor Allem nach Licht und Feuer. Das Wasser sickerte von allen Seiten herein, und ihre Kleider waren durch und durch naß.

Unter diesen traurigen Umständen konnten sie sich nur dadurch eine Erleichterung verschaffen, daß sie sich abwechselnd übereinander legten. Claude Ferreol, ohne Zweifel der Stärkste und Entschlossenste von Allen, war einmal von der Kälte so gepeinigt, daß er seinen Unglücksgefährten zurief, sie möchten sich auf ihn legen, sonst müsse er sterben. Dumas, der seine Kost schon mit seinen Kameraden getheilt hatte, war nun auch so großmüthig, daß er einem seiner Gefährten, der fast nackt war, und folglich ganz vorzüglich viel von der Kälte zu leiden hatte, seine Weste gab.

Von Zeit zu Zeit verfielen sie in Schlaf, allein dieser stärkte sie nicht; er war kurz und durch die schrecklichsten Träume unterbrochen.

Aus ihrem Munde verbreitete sich ein fürchterlicher Geruch, welcher mit dem von Aas Aehnlichkeit hatte, und sie sahen sich zuletzt aus diesem Grunde genöthiget, sich von einander entfernt zu halten.

Ihre geistige Kraft trug aber viel zu ihrer Aufrechthaltung bei. Sie klagten nicht, und kämpften gegen die Verzweiflung an. Ferreol glaubte erst, er könne sich retten, indem er in die mit Wasser gefüllten Stollen tauchte; allein seine Gefährten verhinderten ihn daran, und stellten ihm vor, er thäte besser daran, das Schlimmste in dem Stollen, wo sie sich befanden, abzuwarten, als sich einem sichern Tode im Wasser zu weihen. Er gab nach und beschloß, sich in sein Schicksal zu fügen. Sie beteten in ihrem Elend zu Gott, und baten den Aeltesten unter ihnen, laut zu beten. Mitten im Gebete gingen plötzlich ihre drei Lampen aus. „Ach," sagten sie, „so wird auch unser Leben bald erlöschen."

Sie thaten von Zeit zu Zeit Schläge mit ihren Hämmern, um wo möglich ihre außerhalb befindlichen Kameraden von ihrem Aufenthaltsorte in Kenntniß zu setzen. In den ersten beiden Stunden herrschte eine Todtenstille; alsdann hörten sie aber deutlich das Klopfen der in einem benachbarten Stollen eingesperrten Bergleute, die später umkamen.

Vier und dreißig Stunden lang konnten sie nicht auf Rettung hoffen. Sagnol, welcher den Auftrag hatte, zu beobachten, ob das Wasser wohl fallen werde, suchte seine Kameraden über diesen Punkt zu täuschen; allein sie begaben sich selbst an Ort und Stelle, und fanden, daß das Wasser noch denselben Stand hatte, und sie hielten sich nun für verloren.

Allein auf einmal hörten sie von Außen pochen und schöpften nun neuen Muth. Es war das Signal derjenigen, welche zu ihrer Erlösung arbeiteten. Der Ton ging jedoch von einem sehr entfernten Orte aus, denn sie befanden sich volle 50 Meter unter der Oberfläche des Bodens. Dreimal schlug die Hülfsmannschaft eine falsche Richtung ein; allein der vierte Versuch zu ihrer Rettung gelang, und man kann sich leicht denken, welche Freude dieses bei den Gefangenen erregte. Sie sind des Nachts aus den Stollen gezogen worden, und als sie um 6 Uhr Morgens erwachten, verursachte ihnen der Anblick des Tageslichtes unaussprechliches Entzücken. Kurz darauf wurden sie in das Spital gebracht, wo sie bis zu ihrer Herstellung verweilten. Viele dieser armen Leute haben den Bergbau verlassen und weniger gefährliche Beschäftigung gefunden; die Andern aber, worunter Dumas und Ferreol, sind ihrem Berufe treu geblieben, und arbeiten noch wie vor in dem Steinkohlenbergwerke von Monzil.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nr. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 15.] Montag den 20. Februar. [1837.]

Inhalt: Einige Worte über orthopädische Anstalten, von Med. und Chir. Dr. Wolfstein. — Der Orang zu Paris. — Eine sehr merkwürdige Beobachtung über den Einfluß des Hirns auf den Geist des Menschen. — Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Einige Worte über orthopädische Anstalten,

mit näherer Beziehung auf die in Pesth bestehende orthopädische Anstalt des Dr. Schöpf.

(Von Med. und Chir. Dr. Wolfstein.)

Zu den wissenschaftlichen Schöpfungen der neueren Zeit gehören auch die orthopädischen Anstalten, d. i. Institute, in welchen Personen, die zu körperlichen Verunstaltungen, vorzüglich aber zu Verkrümmungen des Rückgrats Anlage haben oder schon daran leiden, durch eine eigene Kunst davor bewahrt oder wirklich geheilt werden, die zuerst Andry mit dem Namen Orthopädie*) benannt hat. Diese Kunst haben zwar einige Aerzte bloß auf Gymnastik zurückführen wollen und sich gegen das Bedürfniß solcher Anstalten ausgesprochen; allein den Anforderungen, welche seit den letzten zwanzig Jahren an die Orthopädie gestellt worden sind, kann nur in einer eigends hierzu bestehenden öffentlichen Anstalt vollkommen Genüge geleistet werden. Denn, theils sind die Mittel zur Verhütung und Heilung der Verkrümmungen zu kostspielig, als daß sie der Privatmann jedesmal bestreiten könnte; theils werden Studium und Uebung in diesem Fache erfordert, die nur von Vorstehern solcher Anstalten zu erwarten sind; theils endlich ist eine solche Pünctlichkeit, Strenge und Ordnung bei der Ausführung der zur Heilung nöthigen Vor-

*) Vom griechischen Worte ορθος (orthos) aufrecht, gerade und παις (päs) Kind, und so viel heißt als: die Kunst, die das Aufrechtgehen der Kinder zum nächsten Ziele hat.

schriften nothwendig, wie man sie nur in Instituten erwarten kann. Diese Mittel sind nicht bloß, wie man fälschlich glaubt, eigene Betten, Sessel, sondern auch Gymnastik, eine im strengen Sinne durchgeführte Diät, Bäder und Douchen, gewisse methodische Handgriffe und eine, die Grundursache des Uebels genau berücksichtigende innere ärztliche Behandlung. Leider hat sich in unseren Tagen das Bedürfniß solcher Anstalten klar ausgesprochen. Viele Schriftsteller über physische Erziehung der Kinder klagen über die Häufigkeit der Rückgratsverkrümmungen. Die englische Krankheit, Skropheln, Gicht, veraltete Rheumatismen, unrichtige Behandlung von Hautausschlägen, ungleiche Haltung des Körpers, einseitige Uebung und Anstrengung gewisser Körpertheile bei bestimmten Geschäften, Verwöhnung, gezwungene Körperhaltung bei gewissen Handwerkern, beim Nähen, Sticken, beim anhaltenden Tragen der Kinder auf demselben Arme, oder wenn sie unzweckmäßig in dicke und nachgiebige Betten und so gelagert werden, daß sie, um das Licht zu sehen, sich fortwährend nach einer Seite wenden müssen, Schnürbrüste, festes Einwickeln und so viele andere Umstände von Seite der Aeltern oder Kinder, tragen zur häufigen Entstehung solcher Verunstaltungen bei, deren nachtheiliger Einfluß sich nicht bloß auf die Entstellung des Körpers, sondern auch auf die Zerrüttung aller übrigen körperlichen und geistigen Verrichtungen erstrecken kann. Auch müssen derlei Uebel im ersten Keime erkannt, mit Ausdauer und Beharrlichkeit behandelt und vom Arzte mit Verzichtleistung auf glänzend schnellen Erfolg der endliche Zweck unverrückt im Auge behalten werden. Nirgend ist es dringender nothwendig, frühzeitig den im Verborgenen thätigen Feind zu erkennen und ihm zu begegnen, als bei diesen Verkrümmungen, und geachtete Schriftsteller über Diätetik widmen mit Recht eigene Abschnitte den Regeln zur Verhütung dieser Gebrechen; Regeln, die sie aus einer vernünftigen Erziehung entnehmen. Leider aber bleiben gerade in dieser wichtigen Periode derlei Uebel häufig dem Arzte entrückt und unbeachtet, bis die Entstellung augenfällig geworden und dann um so schwerer zu heilen ist. Umsichtige Beobachtung und genaue Untersuchung sind daher strenge Pflicht, um nicht durch ein vorschnelles Urtheil sich so lange zu beruhigen, bis das Uebel einen unheilbaren Grad erreicht hat, oder um nicht ohne Noth die oft kostspieligen und lästigen Hülfsmittel gegen Verkrümmungen in Anwendung zu bringen. Diese Hülfsmittel erheischen in der Regel so verschiedene Vorrichtungen, eine so genaue umständliche und stete Aufsicht und Sorgfalt, daß bisher gewöhnlich nur von guten orthopädischen Anstalten ein genügender Erfolg zu erwarten ist. In den Privatverhältnissen der Kranken aber stellen sich dem redlichen Heilbestreben des Arztes häufig unüberwindliche Hindernisse entgegen, die seine wohlthätige Wirksamkeit hemmen. So wenig man aber in Privathäu-

fern bei bedeutenden Verkrümmungen ausreicht, so sehr werden die wohlthätigen Resultate wohleingerichteter orthopädischer Anstalten immer häufiger, hervorstechender und bekannter werden.

Es liegt daher im Interesse der Menschheit, auf die orthopädische Anstalt, welche von Dr. Schöpf (außerord. Professor der Geschichte der Medicin und Chirurgie, Mitglied der medicinischen Facultät und der gelehrten ungarischen Akademie in Pesth) im verflossenen Frühjahr nach geläuterten und umfassenden Heilgrundsätzen errichtet wurde, um so mehr die Aufmerksamkeit hinzuleiten, da sie in den österreichischen Staaten die erste ist.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Pesth, von wo ich vor mehreren Wochen zurückkehrte, diese Anstalt (die übrigens auch schon ein anderer ausgezeichneter Arzt der Kaiserstadt im verflossenen Sommer besucht und ihr das größte Lob ertheilt hat) genau kennen gelernt. Das Gedeihen der bereits zahlreichen Pfleglinge (vom dritten bis in's achtzehnte Jahr) ist auffallend, und schon in so kurzer Zeit sind entschiedene Erfolge aufzuweisen. Nicht beengendes Maschinenwesen, wohl aber Gymnastik, geistreich ersonnen und angewendet, wodurch zugleich der allgemeine Körperzustand auf einen erfreulichen Punct des Wohlseyns und der Kraft erhoben wird — heißen hier die Haupt-Heilmittel, während dem eine leicht gestreckte Rückenlage nur zur Zeit der Ruhe oder des Unterrichtes, und bequeme sinnreiche Stützmieder zur Zeit des Essens oder im Theater u. dgl. angewendet werden. Sehr verkrümmte Füße werden hier durch leicht tragbare Apparate rasch der Heilung entgegengeführt.

Wer die Zeiteintheilung, das Ineinandergreifen, die unausgesetzte und doch nie belästigende Behandlung dieser Anstalt kennt, der wird sich über die Erfolge nicht wundern.

Es wäre schwer, den interessanten Anblick der gymnastischen Gerüste im geräumigen Garten und in dem neu erbauten Winter-Salon, noch schwerer die orthopädisch-gymnastischen Uebungen selbst durch Worte zu vergegenwärtigen. Es herrscht da Zweckmäßigkeit, Ordnung und Heiterkeit. — Die Kraft, die sich in einigen Mädchen von zarter scrophulöser Constitution binnen sechs Wochen entwickelte, die Uebungen, die ich von diesen mit aller Leichtigkeit vollführen sah, versetzen Jedermann in freudiges Erstaunen. —

Beruhigt kann jede Mutter ihr theuerstes Kind dieser Anstalt anvertrauen, wo im Kreise einer achtbaren Familie, nicht bloß der Körper, sondern auch Herz und Geist gepflegen werden, wo den Ansprüchen der höchsten Classen Genüge geleistet werden kann.

Näheres enthält der Programm: „Populäre Andeutungen über Scropheln, Verkrümmungen u.s.w., von Dr. Schöpf in Pesth." Auf diese kleine Schrift müssen wir besonders Jene, die von der Anstalt Gebrauch machen wollen, hinweisen.

Der Orang zu Paris.

Der im Jardin des Plantes zu Paris befindliche Orang, dessen Geistesfähigkeiten sich in einem merkwürdigen Grade entwickeln und der täglich Beweise eines trefflichen Naturells liefert, wird von den Parisern im gemeinen Leben „Jaques de Sumatra" genannt. Er gibt gegen Keinen, der ihn besucht, Zorn oder üble Laune zu erkennen, liebkost Alle, die ihn besuchen, und zeigt gegen das Kind seines Wärters eine große Geduld. Er scheint Alles zu verstehen, was die Leute, unter denen er lebt, ihm befehlen und gehorcht ihnen mit einer gewissen Schalkhaftigkeit, indem er gleich darauf etwas thut, was ihm auf seine Weise Spaß macht.

Vor einiger Zeit führte er in Gegenwart des Professors Geoffroy Saint-Hilaire und eines ihn begleitenden Fremden Folgendes aus: Er genießt gewöhnlich um fünf Uhr seine Hauptmahlzeit, dieß weiß er ganz genau, und so wie es fünf geschlagen hat, klammert er sich an das von der Decke seines Zimmers herabhängende Seil, setzt es in schaukelnde Bewegung und schwingt sich so bis an das Schloß der Thür, welche in das Speisezimmer führt.

Er rüttelt an der Thür, bis man sie ihm öffnet, und wenn es eine halbe Stunde dauern sollte. An dem Tage, wo die beiden erwähnten Herren sich dort befanden, hatte der Wärter drei Knoten in das Seil gemacht, um es zu verkürzen, daß der Orang beim Schaukeln das Schloß der Thür nicht erreichen könne. Das Thier wußte sich sehr leicht zu helfen. Da er fand, daß das Seil verkürzt war und er sich nicht bis an den erzielten Punct schwingen konnte, so löste er einen der Knoten und versuchte, ob nun das Seil lang genug sey; da dieß nicht der Fall war, so löste er den zweiten Knoten und erneuerte den Versuch; allein auch dießmal mißlang er ihm. Der dritte Knoten befand sich fast am obern Ende des Seils. Der Orang kletterte hinauf und versuchte nicht etwa den Knoten zu lösen, indem er sich darunter festhielt—denn auf diese Weise würde er ihn durch seine Anstrengungen nur fester gezogen haben, sondern er klammerte sich über denselben an und knüpfte ihn mit derselben Leichtigkeit wie die übrigen auf. Alsdann schaukelte er sich von Neuem, erreichte das Schloß, ließ sich die Thür öffnen und ging zu Tische. In dieser Handlung liegt mehr als

bloße Geschicklichkeit, sie beweiset Beobachtungsgabe und Schlußvermögen. — Der psychologische Zustand dieses jungen Orang's ist für den Naturforscher höchst beachtungswerth.

Da es so schwer hält, sich alte Orang's zu verschaffen und sie am Leben zu erhalten, so ist zu hoffen, daß auf die Pflege dieses Exemplares alle mögliche Sorgfalt verwandt werde.

Eine sehr merkwürdige Beobachtung über den Einfluß des Hirns auf den Geist des Menschen.

Hierüber ist in dem Bulletin de la Société de Médecine de Gand von dem Dr. Burggraave, unter dem Titel: „Observations de suicide," Folgendes mitgetheilt:

Ein junger Mensch von 16 Jahren, gewöhnlich düster gestimmt, wenig sich mittheilend und von schwerfälligem Verstande, hielt — mit Unrecht oder Recht — sich von dem Mädchen betrogen, welches er liebte, und von welchem er sich wieder geliebt glaubte. Von Natur furchtsam und außer Stande, sich zu rächen, entschloß er sich, sein Leben durch Selbstmord zu endigen. Er wählte dazu die Pistole. Zwei Kugeln drangen durch dieselbe Oeffnung in das Hirn und richteten eine solche Zerstörung an, daß eine, zwei gewöhnliche Tassen betragende Quantität Hirnsubstanz aus dem Schädel drang, und daß eine Sonde von Gummi Elasticum 4 Zoll tief in das Hirn eingeführt werden konnte. Der Kranke, welcher im Augenblicke der That völlig das Bewußtseyn verloren, erlangte es nach 24 Stunden wieder und zeigte außer dem Verluste des Sehvermögens keine anderen Symptome eines Gehirnleidens. Das Außerordentlichste bei dieser Beobachtung war die Veränderung, welche in dem Charakter des jungen Menschen vorgegangen war. Er wurde heiter und gesprächig, schien an sein Unglück gar nicht zu denken, und machte mit seinen Führern zuweilen neckende Scherze. Er fragte mit Theilnahme nach der Manufactur, welche er verlassen hatte, und beschäftigte sich so damit, daß er einigemal Vorschläge zu Verbesserungen derselben machte. Aber über die Ursachen, welche zu seinem Entleibungsversuche geführt hatten, wollte er niemals sprechen. Sein Geruchsinn hatte nichts an Schärfe verloren, aber sein Sehvermögen erhielt er nicht wieder. Er kehrte zu seinen Aeltern zurück; aber fünf Monate nach dem unglücklichen Ereignisse wurde er von Convulsionen befallen, und ist nach etwa zwei Jahren gestorben.

Warnendes Bulletin.

III.

Der Gebrauch von kupfernen Gefäßen bei Speck- und Wursthändlern ist neuerdings in Paris durch einen Polizeibefehl verboten worden. Die dahin einschlagenden Bestimmungen sind folgende:

1. Von Bekanntmachung dieses Befehls an, darf ein solches Geschäft in der Stadt Paris erst dann unternommen werden, wenn durch die zu dem Behuf beauftragten Personen erwiesen ist, daß die dazu bestimmten Localitäten allen Bedingungen in Beziehung auf die öffentliche Sicherheit und Gesundheit vollkommen entsprechen.

2. Es wird verboten, sich bei diesem Geschäft der Pökelfässer, Einsatzkübel und anderer Gefäße und Geräthe zu bedienen, welche mit Blei oder irgend einem andern Metall ausgelegt sind. Diese Gefäße müssen von Stein, Holz oder Steingut verfertigt seyn.

3. Der Gebrauch von kupfernen Gefäßen und Geräthen, selbst, wenn sie verzinnt sind, ist in allen dergleichen Anstalten ausdrücklich verboten. Diese Gefäße und Geräthe sind durch Gefäße von Gußeisen oder Eisenblech zu ersetzen.

4. Es ist den Speckhändlern verboten, glasirte irdene Gefäße zu gebrauchen. Statt deren sind Gefäße zu benützen, von Steingut oder sonst einem irdenen, nicht mit metallischen Substanzen überzogenen Stoffe.

5. Es ist den Speckhändlern verboten, zum Einsalzen und Einpökeln des Fleisches ꝛc. grobes Seesalz, Natron und Salpeter zu nehmen.

6. Dieselben dürfen das Abspülwasser nicht in den Schwenkkesseln, in welche das Fleisch gethan werden soll, stehen lassen. Diese Kessel müssen täglich ausgeleert und abgewaschen werden.

7. Mit dem Abspülwasser, welches in die nächste Gasse geschüttet werden muß, dürfen nicht auch die Ueberbleibsel von Fleisch oder irgend einer Art hingeworfen werden. Diese Ueberbleibsel müssen zusammengethan und jeden Tag auf die zum Wegschaffen des Straßenunraths bestimmten Karren, in dem Augenblicke, wo diese vorbeifahren, geworfen werden.

IV.

Auf die mit dem beständigen Gebrauch bleierner Gefäße verbundene Gefahr wird im Journ. de chém. med., Mars 1836, neuerdings aufmerksam gemacht. „Da ungeachtet dieser Gefahr auf Handelsschiffen zur Vertheilung des Weins noch immer bleierne Gefäße in Gebrauch sind, so möchte es wohl heilsam seyn, die folgende Thatsache aufzuführen. Neulich wurden drei Matrosen von einem und demselben Schif-

se in eines der Hospitäler unserer Colonien geschafft; alle Drei waren von derselben Krankheit befallen, und diese wurde als Bleikolik erkannt. In Folge der über die Ursache dieser Fälle geschehenen Nachforschungen erfuhr man, daß am Bord des Schiffes die Maße zur Austheilung des Weins von Blei seien, und bei der Untersuchung dieser Maße fand man, daß dieselben durch die lange Berührung, in welcher sie mit der Luft und dem Weine gestanden, eine Veränderung erlitten hatten. Es ist also der Gebrauch solcher Gefäße zum Austheilen des Weins durchaus zu vermeiden."

Miscellen.

Blödsinnige empfangen zuweilen kurz vor ihrem Tode ihren Verstand zurück. Van der Kolk erwähnt eines verständigen, wissenschaftlich-gebildeten Mannes, der in einer Zeit von 7 bis 8 Jahren in einen Zustand von vollkommenem Blödsinne durch Gehirnwassersucht verfallen war. Dieser Leidende ward zuletzt gänzlich entkräftet; aber in demselben Maße, wie seine Kräfte sanken, nahm die Klarheit seines Geistes zu, so daß er, sich selbst zurückgegeben, seinen Zustand vollkommen fühlte, und mit Freude und Hingebung sein Ende herannahen sah. Zimmermann kannte eine Frau, deren letzte Krankheit Wahnsinn war, deren Verstand jedoch einige Stunden vor ihrem Tode vollkommen zurückkehrte. Herder sagt: „Krankheiten haben uns bisweilen Wunderdinge von den verborgenen Schätzen entdeckt, die in der menschlichen Seele ruhen," und eben dieser vortreffliche und tiefdenkende Mann betrauerte einige Augenblicke vor seinem Tode, daß er nicht mehr mittheilen könnte, wie ihm nun erst Alles klar werde (Burdach Physiologie Bd. 3, pag. 614). Diese Klarheit und Deutlichkeit in den letzten Lebensaugenblicken kommt vorzüglich in Brustkrankheiten vor. Ja, diese Klarheit steigert sich nicht selten zu einem höhern Vorgefühle von dem herannahenden Tode, das auch zuweilen, wie Burdach (l. c.) von einem seiner Feunde erzählt, unter der Form eines ungewöhnlichen, nicht zu beschreibenden angenehmen und erhabenen Gefühls erscheint, das die Seele durchdringt. Herder vergleicht den Tod mit dem Schlafe der Raupe als Puppe für ihre höhere Gestaltung zum Schmetterlinge. — „Es gibt eine wichtige Weltgeschichte," sagt Jean Paul, „die der Sterbenden; aber hier auf der Erde werden uns ihre Blätter nicht aufgeschlagen."

Geisteskranke fühlen zuweilen selbst den Widerspruch, in welchen sie durch Mangel an Bedachtsamkeit verfallen. Einen Geisteskranken, der sich für den Messias ausgab, und vor seinem Arzte behauptete, daß er schon vor Adam gelebt habe, fragte der Arzt nach seinem Stande, worauf Jener

antwortete, er sei Kutscher gewesen, zu Utrecht geboren und 52 Jahre alt. Als aber der Arzt fragte, wie er denn vor Adam hätte leben können, fühlte der Narr augenblicklich diesen Widerspruch und suchte sich so viel als möglich auszureden. — Eben derselbe Arzt erzählt: „Ein Geisteskranker, der sich für den Messias hielt und an den ich bereits viele Mittel versucht hatte, drang sehr stark bei mir darauf, ihm seine Freiheit zu geben, worauf ich ihn in einem sehr bestimmten Tone zu erkennen gab, daß ich ihn nimmer frei lassen würde, so lange er sich für den Messias hielte, da er ja als solcher sich selbst befreien könne. Diese Rede machte auf ihn Eindruck und er bekannte ganz unerschrocken, daß er einsehe, wie er nichts mehr als ein anderer Mensch sei und von diesem Augenblicke an war er genesen."

Der große Burke sagt: Neigung zum Erhalten und Geschicklichkeit zum Verbessern sind die beiden Elemente, deren Vereinigung den großen Staatsmann bilden. — Wir fügen hinzu: Die Menschheit in ihrer Urkraft ungeschwächt erhalten und die Geschicklichkeit, sie, wenn sie vom Pfad der Natur abweicht und erkrankt, zu verbessern, sind die beiden Aufgaben, deren Lösung die größten Aerzte stets vor Augen hatten und haben werden.

— x —

Der als Seelenarzt sehr bekannte und geschätzte Dr. Falret fand nach seinen statistischen Untersuchungen im Seine-Departement über die Zahl der Irren durch 27 Jahre, daß die weiblichen Irren die der männlichen um ein Drittel übertreffen, die meisten Individuen unverheirathet sind, die Männer zwischen 30 — 39, die Frauen zwischen 40 — 49 Jahren. Vorherrschend ist bei Frauen der Trübsinn, bei Männern der Selbstmord. Bei Letztern fallen die meisten Selbstmorde im April, bei Erstern im August. Unglückliche Ehen durch Untreue bringen fast dreimal so viele Frauen als Männer zum Selbstmord. Ursachen sind bei Erstern: Unglückliche Liebe und Eifersucht, bei Letztern: Ehrgeiz.

Auffallend und unstreitbar ist es, daß das Irreseyn ein Gefährte der Civilisation und der intellectuellen Bildung ist. Unter Wilden ist es fast unbekannt. Von Humboldt fand nur wenige Fälle unter den amerikanischen Wilden; Aehnliches gilt von China und der Türkei. Im Hospital von Groß-Cairo, einer Stadt von 300.000 Einwohnern, traf Desenettes nur 14 mit nervösen Krankheiten an. — 10 —

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 16.] Donnerstag den 23. Februar [1837.]

Inhalt: Einige warnende Worte bei Gelegenheit der jetzt herrschenden Grippe, von Sincerus. — Ideen aus dem Gebiete der Diätetik, von Dr. Rud. M. — Kuhpockenimpfung. — Selbstmord des Caleb Colton.

Einige warnende Worte bei Gelegenheit der jetzt herrschenden sogenannten Grippe (epidem. Katarrhfiebers).

(Von Sincerus.)

Jedes Fieber, wobei die sogenannte Schleimhaut der Nase, des Schlundes, des Kehlkopfes, der Luftröhre und der Luftröhrenäste ergriffen ist, wird in der Sprache der Aerzte ein katarrhalisches Fieber genannt, und kommt dieses Fieber bei vielen Personen gleichzeitig (oder epidemisch) vor, so heißt es die Grippe oder die Influenza. Dieses epidemische Uebel herrscht gegenwärtig an verschiedenen Orten Europas, und es ist für jeden Nichtarzt wichtig, nicht nur zu wissen, an welchen Symptomen dasselbe erkannt werde, sondern auch, welche Vorsichten man zu beobachten habe, um nicht durch vernachläßigte oder unzweckmäßige Hülfe ein an sich nicht gefährliches Uebel in ein gefährliches zu verwandeln.

Die Erscheinungen, wodurch sich die Grippe äußert, sind folgende*): Ohne bekannte Ursache oder nach einer Verkühlung klagen die Kranken über Abgeschlagenheit und Mattigkeit des ganzen Körpers, namentlich der Füße, und können sich nicht mehr außer dem Bette erhalten; über leichte unangenehme Schauer, die mit fliegender Hitze abwechseln; es treten drückendes Kopfweh, besonders an der Stirngegend, Schwindel, Schlaflosigkeit, bei Einigen unwiderstehliche Schläfrigkeit ein. Das Gesicht ist bei den Meisten roth, die Augen empfindlich, leicht geröthet, in Thränen schwimmend, glänzend; Einige haben Ohrensausen; die Nase ist, wie bei gewöhnlichem Schnupfen, verstopft,

*) Es versteht sich von selbst, daß hier nur das Gesammtbild des Uebels entworfen wird, und daß nicht in jedem Kranken alle angeführten Zufälle vorkommen.

trocken, ohne Geruch, oder das Bedürfniß, die Nase vom zufließenden scharfen Schleim zu reinigen, wird immer größer; zuweilen niesen die Kranken häufig und bluten aus der Nase; diese schwillt von Außen an, so wie die Oberlippe. Gleichzeitig stellt sich erhöhter Durst, Appetitlosigkeit, ein fader zuweilen ekelerregender Geschmack ein, der Hals ist leicht geröthet, das Schlucken frei, die Stimme heiser, ein Brennen oder Kitzel in der Luftröhre reizt zum Husten; am meisten jedoch quält den Kranken ein bald trockener, bald mit Schleim und etwas Blutauswurf verbundener Husten, Gefühl von Schwere, Brennen und Druck auf der Brust, leichte Stiche in derselben bei tieferem Einathmen, Gefühl von Angst und Beklemmung in der Herzgrube. Einige Kranke haben die Empfindung, als wären sie in der Gegend des Zwerchfelles mit einem Reife umgürtet. Bei Einigen kommen Ueblichkeiten oder gar Erbrechen und Krämpfe der Hände und Füße hinzu, selten Abweichen. Das Gemüth des Kranken ist oft sehr reizbar oder niedergeschlagen. Nachdem diese Symptome des Morgens nachlassen, verschlimmern sie sich in den Abendstunden wieder.

Nach dem Grade der Heftigkeit tritt nach 24- bis 48stündigen reichlichen Schweißen ziemliche Erleichterung aller genannten Erscheinungen ein. Die Schmerzen lassen nach, der Kopf wird freier, der Husten milder, die Brust leichter, das Ziehen und Reißen in den Gliedmaßen hört auf, nur bleibt noch eine bedeutende Mattigkeit zurück, von der sich die Kranken in der Wiedergenesung nicht so leicht erholen können. Nach einigen Tagen ist die Krankheit gehoben, nur Kraftlosigkeit, Schwindel und Husten bleiben besonders bei jenen Personen zurück, die zu Katarrhen geneigt sind, und welche, ohne die Schweiße gehörig lang im Bette abzuwarten, zu früh das Bett verlassen haben.

Uebersieht man die Symptome der Influenza, die sich freilich nicht bei Jedem in gleich hohem Grade äußern, so dringt sich Einem unwillkürlich die Idee auf, daß dieses Uebel kein gleichgültiges seyn kann. Indessen äußert sich dasselbe bei Einigen so milde, daß sie es gar nicht achten und dabei herumgehen, ja sogar sich den schädlichen Einflüssen eines Temperaturwechsels dabei aussetzen. Wir warnen ernstlich vor solchem Leichtsinn. Denn, obwohl bei gehöriger Pflege und richtiger ärztlicher Behandlung die Grippe kein gefährliches Uebel genannt werden kann, besonders, wenn sie einen sonst gesunden Menschen befällt, so kann man doch nicht umhin, die traurige Behauptung aufzustellen, daß sie, wenn sie vernachläßigt oder verkehrt behandelt wird, viele Opfer, obwohl oft erst nach Jahren hinrafft Denn nur zu häufig sind die Kranken, die täglich mit schweren Brustleiden in den Spitälern und in der Privatpraxis vorkommen, deren Ursprung sich leicht auf die Zeit zurückführen läßt, wo solche Kranken die Grippe, nach ihrer Meinung wohl leicht, überstanden haben, weil sie dabei nicht einmal das Bett hüteten,

aber eben deßwegen den Grund zu ihrem künftigen Brustübel legten. Wir wollen unsere Leser keinesfalls ängstlich machen, und die Grippe als solche als etwas Gefahrdrohendes hinstellen; sondern wir wollen nur vor Leichtsinn warnen; besonders solche Personen, die zu Brustleiden hinneigen, beschwören wir ernstlich, ja nicht dieses Uebel mit gleichgültigen Augen anzusehen. Es ist durchaus nicht nothwendig, daß sie zu einer Menge Arzneien ihre Zuflucht nehmen; oft reicht eine strenge Diät, ruhiges, mäßigwarmes Verhalten im Bett, eine Tasse Thee hin, um Alles dann der Natur überlassen zu können; ja schweißtreibende Mittel oder geistige Getränke, z. B. Punsch u. s. w. ohne vernünftigen Arzt angewendet, können von den traurigsten Folgen seyn; aber eben die Wege, die die Natur zur Heilung der Grippe einschlägt, dürfen nicht durch Leichtsinn verschlossen werden. Ein zu frühes Aufstehen, eine neue Erkühlung kann zur Zeit der Wiedergenesung höchst schädlich werden. Wir können uns hier nicht auf die in der Grippe anzuwendenden Mittel einlassen; der Arzt und Selbstkenntniß müssen einem Jeden rathen, was seiner individuellen Natur am besten zusagt. Nur so viel können wir mit Bestimmtheit Jedem, der den Eintritt des Uebels verspürt, anrathen, zu Hause in einem gleichmäßig erwärmten Zimmer zwischen 12 — 14° R. zu bleiben, und falls er ins Bett geht, sich nicht zu stark zuzudecken, seine Diät zu beschränken, und sich vor allen geistigen und erhitzenden Getränken, die das Blut in Aufruhr setzen, streng zu hüten; sich weder durch Reden, noch durch irgend eine andere Art die Brust anzustrengen, öfter etwas Schleimig-warmes zum Anfeuchten zu nehmen und den Verlauf des Uebels ruhig abzuwarten, das in wenigen Tagen gewöhnlich gut ist.

Eben so dringend müssen wir Mütter auf die Grippe bei Kindern aufmerksam machen. Ein Husten, der den Kleinen den Schlaf raubt, und wobei dieselben leicht fiebern, ohne gerade immer ihre gewohnte Heiterkeit zu verlieren, kündet die Krankheit an. Am zweiten oder dritten Tage kommen brennende Fieberhitze, heftiger Husten, Niesen, verstopfte Nase, die das Athemholen erschwert, rothe thränende Augen, heißer Mund, Verweigern der Mutterbrust, klägliches Weinen, von Husten unterbrochen, keichendes Athmen hinzu. Bei stärkerem Husten tritt zuweilen Erbrechen, und zwar meistens mit Erleichterung ein; zuweilen wird der Bauch stark aufgetrieben, und es treten flüssige, grünlich-gelbe Stühle hinzu. Manche Kinder liegen schlafsüchtig da, oder verfallen in Fraisen. Leider dringt die uns unbekannte Ursache der Grippe auch in die wohlverwahrten Kinderstuben; ja es gibt Beispiele von Grippe-Epidemien, wo diese Krankheit zuerst bei Kindern, und dann erst bei Erwachsenen eintrat. Leichte Bekleidung, kalte Nachtluft, feuchte Zimmer, ungleichmäßiges Heitzen der Kinderstuben, unvorsichtiges Tragen derselben aus einem zu warmen Zimmer

*

in ein anderes kühleres, ja sogar die Grippe der Amme oder der Mutter können auch zu diesem Uebel der Kinder Anlaß geben. Wenn die Kinder nun auch Zähne bekommen, oder sonst zart gebaut sind, so erfordern sie um so größere Vorsicht. Die Behandlung dieses Uebels bei Kindern muß um so eher einem Arzte überlassen werden, als hierbei Täuschungen mit andern beginnenden Krankheiten, namentlich mit Masern, Keichhusten, schwerem Zahnen leicht möglich sind, und zu den traurigsten Mißgriffen führen. Wird die Grippe bei Kindern vernünftig behandelt, so ist sie eben so selten wie bei Erwachsenen gefährlich; Vernachlässigung derselben ist aber bei dem zarten Bau der Kinder um so leichter von den unwiderruflichsten Folgen.

Ideen aus dem Gebiete der Diätetik *).

(Von Dr. Rud. M. . . .).

I.

Bei den mannigfaltigen Verhältnissen, in denen der Mensch zu seiner Umgebung lebt, sind allgemeine Vorschriften über eine gewisse Lebensordnung kaum ausführbar. Selbst der Reiche ist nicht immer in der Lage, derlei Vorschriften befolgen zu können, indem Convenienz, Visiten, Mode und Vorurtheile, seiner Lebensart eben so viele Fesseln, wie sie Noth und Drang der Umstände der ärmern Classe anlegen. Der Wohlhabende sieht sich auch gar oft erst dann um eine Diätetik um, wenn seine frühere Lebensart ihn erschöpft, und seine grauen Haare ihn ernstlich mahnen, doch ein wenig ordentlicher zu leben. Der Gewerbsmann und der Dürftige sind zu sehr von den Sorgen des Tages in Anspruch genommen, als daß sie in der Wahl der Nahrungsmittel streng seyn könnten. Man sieht, wie kleinwinzig eine Diätetik ausfallen müßte, die allgemeingültige Vorschriften enthalten wollte

II.

Fragt man: Wie viel soll ich täglich essen? so müßten wir eine bestimmte Antwort hierauf schuldig bleiben. Denn nicht nur ist der Gehalt der Speisen und Getränke an nahrhaften Stoffen höchst verschieden, sondern er muß sich auch nach der Natur und der Beschäftigung jedes einzelnen Menschen richten. Auch würde eine in dieser Hinsicht beobachtete zu strenge und ängstliche Ordnung sogar der Gesundheit nachtheilig seyn. Das Bedürfniß der Nahrungsmittel richtet sich nach dem Alter, dem Geschlecht, der Lebensart, dem Klima und den Jahreszeiten.

III.

Es ist eine bekannte Sache, daß bei jungen Leuten, die im Wachsen begriffen sind, besonders gegen die Zeit der Reife, die Eßlust sich bedeu-

*) Diese Ideen werden in fortgesetzten Mittheilungen ein vollständiges Ganzes bilden.
D. Red.

tend steigere. Der Mann bedarf wegen seines größern Kraftaufwandes mehr Speisen als das weibliche Geschlecht; obwohl bei diesen während der Schwangerschaft und der Stillung eines Kindes das Bedürfniß nach Nahrung wieder zunimmt. Personen, die eine sitzende Lebensart führen, bedürfen weit weniger Nahrungsmittel als Bauern, Taglöhner, Jäger, Krieger und Seeleute, die bei schweren Arbeiten nur bei reichlichem Genuße von Lebensmitteln ihre Kräfte erhalten.

IV.

Im kalten Norden steigert sich das Bedürfniß nach Nahrungsmitteln, während der Bewohner eines wärmern Klima's sich mit Wenigem begnügen kann. Der Norwege, Schwede, Russe, Pole übertrifft in dieser Hinsicht den Deutschen, Franzosen, so wie wieder in Bezug auf Mäßigkeit diese Völker dem Spanier, Portugiesen und Italiener nachstehen. Selbst in einem und demselben Klima zeigt sich die Eßlust während des Frühlings und Winters größer als während des Sommers und Herbstes.

V.

Personen, die durch lange Entbehrungen sehr entkräftet sind, fühlen wohl das Bedürfniß nach Nahrung in einem hohen Grade; es darf aber dieser gesteigerten Eßlust nur mit Vorsicht nachgegeben werden, wenn nicht Druck und Krampf des Magens, Uebelkeit und Erbrechen, ja sogar schwere Krankheiten hierauf folgen sollen.

VI.

Fragt man nun: Welches ist der Maßstab für die Menge der Speisen, so antworten wir: Die Eßlust. Es wird jedoch hierbei die etwas harte Bedingung gesetzt, daß die Köche nicht unseren Gaumen so überreizen, oder uns mit dem Duft der Speisen so verführen, daß wir das noch für natürliche Eßlust halten, was schon gesteigerte Lüsternheit ist. Bei einer kräftigen Verdauung, bei geringer Geistesanstrengung, bei heiterer Laune können freilich gesunde Menschen bei reichbesetzten Tafeln lange aushalten; aber diese Sünden an der Natur werden früher oder später bestraft, und dieses um so härter, als Gewohnheit und Bedürfniß aus frühern Jahren es selbst dem festesten Willen im Alter schwer machen, solchen Schmausereien gänzlich zu entsagen.

VII.

Wie viel man trinken soll, hängt gleichfalls vom naturgemäßen Durst, von Alter, Körperbeschaffenheit, Jahreszeit, Lebensart, und von dem, was man ißt, ab. Bei vielen Menschen entspringt jedoch die Neigung, viel zu trinken, aus der Gewohnheit, und der Durst ist oft bei Säufern nur eingebildet.

(Die Fortsetzung folgt).

Kuhpockenimpfung.

Aus der neuen „Vorschrift über die Kuhpockenimpfung in den k. k. österr. Staaten vom 9. Juli 1836," heben wir für die Leser unseres Blattes folgende sehr beherzigenswerthe Wahrheiten heraus. Sollte die Kuhpocke (heißt es darin) das leisten, was durch selbe für die Menschheit bewirkt werden kann, d. i. größtmöglichste Verminderung und endlich gänzliche Ausrottung der Kinderblattern, so muß selbe allgemein verbreitet werden. Dieß kann nur geschehen, wenn:

Erstens das Volk in Hinsicht derselben richtige Begriffe erlangt, und die Vortheile davon kennt. Zweitens müssen für das bereitwillige Volk auch allenthalben Impfärzte in zureichender Zahl vorhanden seyn, durch welche es dieser Wohlthat unentgeltlich theilhaftig werden kann. — Ersteres kann vorzüglich bewirkt werden: 1. Durch Seelsorger, Volks- und Schullehrer. Diese können diese Angelegenheit nicht sorgfältig genug dem Volke ans Herz legen, und sie sollten jede sich darbietende Gelegenheit benützen, um die gegen Kuhpockenimpfung noch hie und da bestehenden Vorurtheile u zerstören. 2. Durch das Beispiel der Gutsbesitzer, der höhern Classen in der bürgerl. Gesellschaft und der Beamten; besonders, wenn diese es so einzuleiten wissen, daß die untere Volksclasse Gelegenheit findet, an deren Kindern den Verlauf der Kuhpocken zu beobachten. 3. Durch Volksschriften, die unentgeltlich zu vertheilen sind, und so viele Kenntniß über diesen Gegenstand gewähren sollen, daß der Unterrichtete dadurch im Stande sei, seine Ueberzeugung auch auf Andere zu übertragen. Zu diesem Zwecke empfiehlt obige Instruction die vom Grafen Hugo v. Salm verfaßte Volksschrift: „Was sind die Kuhpocken und wozu nützen sie? Von einem Freunde der Menschheit und theilnehmenden Mitbürger. 2te Auflage, Brünn bei Gastl." Hierher gehört eine Schrift, welche die Jenner'sche Gesellschaft in London herausgab und Graf Harrach ins Deutsche übersetzte, und welche eine „vergleichende Uebersicht der natürlichen, der geimpften und der Kuh- oder Schutzblattern in Rücksicht ihrer Wirkungen auf einzelne Personen und auf die ganze menschliche Gesellschaft" enthält. —x—

Warnendes Bulletin.

V. Selbstmord des Caleb Colton.

(Von Dr. Schlegel.)

Ein literarischer Cyniker hielt eine seltsame Soirée in einem Salon, der nichts besseres war, als eine der schmutzigsten, armseligsten Kneipen von Fontainebleau; der Herr vom Hause liegt in abgerissenen Lumpen auf

einem nicht eben sehr reinlichen Bette; er ist jünger, als sein verwittertes Gesicht anzudeuten scheint, aber in den Zügen desselben nisten Herzensangst, rastlose Unruhe, und alle Spuren eines allzurasch durchjagten Lebens; seine Stirn ist wie ein Leichenstein, auf welchem Leidenschaften und Ausschweifungen seine eigene Grabschrift eingruben. Rings um ihn stehen mehrere seiner Landsleute, Engländer, Männer von feinen Sitten und Kleidern, Freunde der Kunst und Wissenschaft, welche den Verwitterten mit Aufmerksamkeit, ja mit Achtung behandeln. Der Mann in den Lumpen führt die Conversation mit Ruhe; er spricht über literarische Angelegenheiten mit großer Sachkenntniß und Gewandtheit, man sieht aus diesen Trümmern den ehemaligen stolzen Bau. Es war ein Mann von Geist und Welt, das bemerkt man noch jetzt, trotz seiner Lumpen, trotz der armseligen Kneipe, welche er im December 1834 bewohnte. Es ist Caleb Colton, der Verfasser des Lacon, jenes geistreichen philosophischen Buches, welches in einzelnen Stellen mit den Werken der genialsten englischen Schriftsteller wetteifert; des Gedichtes: Napoleon, des Brandes von Moskau, der Bemerkungen über Byron. Die Engländer empfehlen sich mit der Ueberzeugung, daß die Krankheit des athletischen Mannes nicht lange anhalten könne. Als er allein ist, schließt er sich ungefähr um 9 Uhr ein und schreibt noch eine Zeit lang. Um 4 Uhr Morgens hört man einen Pistolenschuß, man sprengt die Thüre, man dringt in die ärmliche Kammer, man findet Colton's Leiche im Blute, einige Spiele Karten, ein Buch auf dem Nachttische und ein Blatt mit Versen, welche er wenige Minuten vor seinem Tode gedichtet hatte. — Es verlohnt sich der Mühe, einige Blicke auf das Leben dieses seltsamen Menschen zu werfen, der zum Besten befähigt und berufen war, und im tiefsten moralischen und physischen Schlamm endigte.

Colton war 1780 geboren, erhielt seine Erziehung auf dem Collegium zu Eton, dann einen Platz auf der Universität von Cambridge, und endlich eine geistliche Anstellung. Als Vikar mystificirte er seine Gemeinde durch eine Geistererscheinung, welche unter dem Namen des Gespenst's von Teverton in ganz England bedeutendes Aufsehen erregte; er ließ auf einem gothischen Fenster einen Todtenschädel erscheinen, und benutzte die Wirkung desselben auf die Leichtgläubigkeit seiner Pfarrkinder, bei der Predigt, die er Tags darauf hielt; einige Monate später machte er jedoch selbst diese Mystification bekannt. Nicht bloß hierdurch, sondern vorzüglich durch seinen fleißigen Besuch von Kneipen, Spielhäusern und andern Orten zerstörte er sein Ansehen, so wie die Anhänglichkeit und Zahl seiner Freunde. Dessen ungeachtet fühlte er den Drang nach etwas Besserem, raffte sich auf, und schrieb auf dem Speicher eines armen Krämers von Petersham seinen

Lacon, ein philosophisches Werk voll Schärfe, Beweiskraft, in einem plastisch-reinen Styl, welches zu seiner Zeit in der literarischen Welt eine eben so große Sensation hervorbrachte, als die schönsten Werke Walter Scott's und Coleridge's. Von buchhändlerischer Seite hatte diese Schrift ihm einen bedeutenden Gewinn verschafft; seine Verhältnisse waren nahe daran, sich zu ordnen, als der Dämon des Cynismus und seine gränzenlose Unruhe ihn aufs Neue überwältigen. Er ging nach Amerika. Die drückende Lage, in welche er in dem Lande der Arbeit gar bald gerieth, verleiteten ihn daselbst zu den schmutzigsten Gaunereien, um deren Willen er den freien Westen wieder verlassen mußte. In Paris, diesem Eldorado aller Glücksritter, übte rouge et noire eine solche Zauberkraft auf sein ganzes Wesen, daß er in kurzer Zeit, zum Abenteurer von Profession umgewandelt, es sich zur größten Ehre anrechnete, allgemein als der wüthendste Spieler von ganz Paris genannt zu werden. Heute sah man diesen langen magern Engländer mit Löchern an den Ellenbogen und einem Hut ohne Boden, unter den Arkaden der Rue Rivoli, oder unter den schattigen Bäumen der Tuilerien — er hatte verloren; — Morgen mit 96,000 Francs in der Tasche im Tilbury vom Revolutionsplatz zur Porte Maillot jagen, oder im Café de Paris seinen Gewinnst, den er als die Frucht seiner Geschicklichkeit betrachtete, auf den Tisch hinwerfen; wobei er nie verfehlte, Jedem, welcher Lust hatte, ihn anzuhören, das chimärische Berechnungssystem zu entwickeln, auf welches er seine Hoffnungen gründete. Sein Erscheinen machte im Spielhause jedesmal Aufsehen. Hatte ihn das wechselnde Glück wieder einmal auf's Aeußerste gebracht, so entblödete er sich nicht, den letzten Schimmer seines literarischen Ruhms als Aushängeschild der Bettelei zu mißbrauchen. Ein gewisser Hamilton, ein geborner Schotte, diente ihm bei solchen Gelegenheiten als Begleiter und Helfer.

Auf diese Art brachte der ehrwürdige Caleb Colton eine jährliche Rente von zwei- bis dreihundert Pfund Sterling zusammen. — Bis zu einer solchen Tiefe von Gemeinheit konnte ein Mann herabsinken, welcher durch seinen Geist berufen war, neben den Sternen erster Größe an England's literarischem Himmel zu glänzen. Gewiß ein merkwürdiges Original in seiner Zeit, wenn auch kein erfreuliches, — ein warnendes Memento für Jeden.

(Aus Hufeland's Journal.)

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 17.] Montag den 27. Februar. [1837.]

Inhalt: Die Gefahren bei der Wahl des Berufes, vom Redacteur. — Dr. Joseph Roques über den Kaffeh. — Miscelle.

Die Gefahren bei der Wahl des Berufes.

(Vom Redacteur.)

Nur dann lebt der Mensch, wenn er durch Berufstreue seine Schuld an die ihn umgebende Gesellschaft abträgt. Reichthum und Ansehen gibt ihm erst dann seine wahre Menschenwürde, wenn er einem Wirkungskreise vorsteht, wo er Redlichkeit und uneigennütziges Walten in der Sphäre des Lebens bewähren kann. Aber wie schwer ist es, mit ruhigem Gewissen die Pflichten des Berufes zu erfüllen, und sich dabei zugleich gesund zu erhalten. Der Arzt sieht täglich, daß aus eben der Quelle, aus welcher so viele nützliche und geistreiche Erfindungen hervorgehen, auch Schmerz und Krankheit entspringen. Tausende von Menschen sterben als Opfer ihrer Beschäftigungen oder ihrer Lebensart. Die Kenntniß der Krankheiten, denen gewisse Stände, Gelehrte, Künstler und Handwerker ausgesetzt sind, ist bei der Wahl des Standes von der größten Wichtigkeit. Soll aber diese Kenntniß von Nutzen seyn, so muß eine strenge redliche Selbstprüfung jeder Berufswahl vorausgehen. Ein Jeder muß sich alsdann fragen: Habe ich Anlage zu dieser und jener Krankheit, für die mein künftiger Beruf mich noch empfänglicher machen wird? Welche Organe werde ich in meinem künftigen Stand anzustrengen haben und wie sind sie jetzt, bevor ich mich diesem Stande widme, beschaffen? Jeder Entschluß, den der Mensch faßt, und sei er scheinbar noch so unbedeutend, kann für alle Zukunft entscheidend seyn; der Moment jedoch, in welchem Jünglinge den Gedanken ihres künftigen Berufes zur That gestalten; der Augenblick, in dem sich

ihr ganzes künftiges Seyn und Wirken in einen einzigen geistigen Punct concentrirt, — ist der heiligste, der wichtigste für ihr Leben, ihre Ruhe, ja für die ganze Menschheit. Hast du einmal den Entschluß gefaßt, dich diesem oder jenem Berufe zu widmen; hast du einmal öffentlich deine Neigung für einen bestimmten Wirkungskreis ausgesprochen — ein Rückschritt ist dann schwer, ja oft unmöglich, und du fühlst es erst zu spät, daß du einen Fehlgriff gethan. —

Aber nicht Jeder ist geeignet, seine Anlage zu dieser oder jener Krankheit zu erkennen; nicht Jeder ist redlich genug, seine Schwäche sich selbst zu gestehen. Nicht jeder Vater ist gebildet genug, um die Einwendungen, die ihm Freunde, Erzieher oder Aerzte gegen eine gewisse Bestimmung seines Sohnes machen, ruhig und ohne Vorurtheil aufzunehmen und zu würdigen. Das Vertrauen zum Arzte ist hier von größter Wichtigkeit. Nur bei vollkommener Aufrichtigkeit des zu Untersuchenden kann der Arzt mit unbefangenem Blick die körperliche Beschaffenheit des Jünglings prüfen; die Krankheiten, zu denen er Anlage hat, unverholen den Aeltern gestehen und sie auf die Leichtigkeit oder Schwierigkeit aufmerksam machen, mit welcher der zu wählende Beruf erfüllt werden kann. — Es liegt freilich oft im Menschen eine geheime, unwiderstehliche Neigung, ein innerer Ruf, dem er folgen muß, und vor dessen geistiger Gewalt alle Rücksichten auf körperliche Gesundheit in Nichts zerrinnen. Im Reiche des geistigen Strebens vergißt man nur zu leicht an alle kleinlichen „Wenn" und „Aber," und wer vom Drange, Großes in einem Fache zu leisten, erfüllt ist, hört und sieht nur das edle Ziel und kennt die Gefahren der Mittel nicht. — Auch wird kein wahrer Arzt so engherzig seyn, um solche geniale Köpfe, die für einen bestimmten Beruf gleichsam von der Natur auserwählt sind, durch ängstliche Vorstellungen zurückschrecken zu wollen. Ihm ist die Stimme der Natur heilig, und der laute Ruf, der in dem Herzen solcher Jünglinge ertönt, ein Gesetz; der gebildete Arzt wird das Große einer Idee, wie sie sich dem Geiste des werdenden Mannes in Momenten der stillen Begeisterung offenbart, gewiß nicht verkennen; ja lieben wird er und pflegen die nach Licht aufstrebende junge Pflanze und bei dem Gedeihen ihres höhern Lebens sie nicht zu ängstlich vor dem Verlust irdischer Güter warnen. — Aber eben so heilige Pflicht wird es ihm seyn, da, wo der Flug des jugendlichen Genies nicht für alle Warnung taub ist — mit Ernst und Nachdruck auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die mit diesem und jenem Beruf verbunden ist. Genies sind Ausnahmen von der Regel, und für diese läßt sich der gewöhnliche Maßstab des Lebens nicht anlegen; sie gehen ihren eigenen Gang; und während der Arzt über Gefahren spricht, lebt der scheinbar Zuhörende, den die Warnung angeht, in einer Welt

von Ideen, die ihn über die vorgepredigten Rücksichten erheben. Nur für das Schöne, Erhabene, Große und Heilige des gewählten Berufes öffnet er seinen innern Sinn. Für ihn ist die Rede des Arztes nur eine neue Anregung, die vorgehaltenen Beschwerden zu überwinden, und sich über kleinliche Engherzigkeit hinaus zu setzen. — Aber ich spreche hier nur von dem größern Theil junger Leute, deren Berufswahl nicht Resultat des innersten Dranges, der unwiderstehlichen Manifestation einer Idee, sondern die Folge eines ruhigen klaren Ueberlegens ihrer Verhältnisse, combinirt mit den Ansichten ihrer Aeltern, Freunde, und ihrer eigenen stillen Neigung ist. Diese sollten auf den Kraftaufwand, den ihre künftige Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft von ihnen fordern wird, gewissenhaft bedacht seyn; und sich ernstlich Rechenschaft geben, ob sie ihren Gesundheitszustand solchen Berufsanstrengungen gewachsen fühlen; sie sollten bei der Berufswahl nicht bloß die äußern Umstände, sondern auch einen Arzt, der sie näher kennt, zu Rathe ziehen. Bei dieser pflichtmäßigen Vorsicht würden sie nicht Gefahr laufen, sich selbst und den Staat, dem sie ihre Kräfte widmen wollen, zu täuschen. Sie täuschen sich selbst, eine Last im Leben übernehmen zu wollen, die früher oder später ihr Kräftemaß übersteigt, und sie selbst aufreibt; den Staat täuschen sie, indem sie durch zu frühe Untauglichkeit demselben zur Last fallen und von der Gesellschaft Entschädigung für die geopferten Berufsjahre verlangen, die sie bei einer vorsichtigen Wahl zum bessern Gedeihen der Menschheit hätten anwenden können. Darum ist es reine Formalität, die dem Uebel nicht vom Grunde aus abhilft, wenn junge Leute, die in Institute treten, um daselbst einem bestimmten Beruf sich zu widmen, ärztliche Zeugnisse über ihren Gesundheitszustand vorweisen. Nur eine redliche unbefangene Rücksprache mit ihrem Arzte, und das offene Bekenntniß aller frühern Lebenszustände kann diesen in die Lage setzen, ein Gesundheitszeugniß zu geben, welches nicht nur momentan zum Behuf der Aufnahme in dieses oder jenes Institut, sondern für die mögliche Erfüllung des Berufes geltend seyn soll. Ist man aber gegen den untersuchenden Arzt immer aufrichtig? Ist man es immer gegen sich selbst? Wie Viele haben nur den Moment, den Drang der Umstände, das Bedürfniß, gewissen andern Verhältnissen zu entgehen, oder ihre momentane Neigung vor Augen, ohne Rücksicht auf den Staat, auf die Gesellschaft, auf ihre eigene Kraft, auf die Beschwerden des Berufs, auf die Gefahren endlich, die ihrer Gesundheit drohen, wenn sie ihn gewissenhaft erfüllen sollten. In ihrem Innern muß das Zeugniß geschrieben seyn, ob sie die ganze Heiligkeit, Würde, Beschwerde und Erfordernisse eines Berufes rein und unverfälscht aufgefaßt haben; in ihrem Auge muß Gesundheit, Leben, Kraft, Muth und Ausdauer für die künftigen Anstrengungen bezeugt

seyn; ihr Wille muß sie vor den Täuschungen schützen, denen der zeugnißgebende Arzt ausgesetzt ist, wenn er nicht alle Momente ihres frühern Lebens, ihre Krankheiten, ihre Lebensart, ihre Neigungen und Bedürfnisse kennt und beurtheilen kann.

Es ist nichts leichter, als von einem Arzte, und sei er der Redlichste, ein Zeugniß über den guten Zustand seiner Gesundheit zu erhalten. Man braucht ihm nur irgend einen Mittelring aus der Kette des zurückgelegten Lebens zu verheimlichen — er darf nur irgend einen Körpertheil aus zarter Rücksicht für den zu Untersuchenden minder streng untersuchen, weil er Redlichkeit in den Aussagen voraussetzt — und die Täuschung ist mit allen ihren traurigen Folgen da! Grausame Täuschung, die manche Blume zu früh verwelken ließ, weil die Kraft der Ausführung dem reinen Streben des Willens nicht gleichkommen konnte. — Aeltern und Erzieher! Möchte doch Euer Herz nie Reue über das fühlen, was Ihr bei der Berufswahl Eurer Kinder dem Arzte verschwiegen habt! Wie manche Thräne sah man Väter über das Hinwelken ihrer Söhne weinen, weil sie sich bei ruhiger Ueberlegung sagen mußten: „Ich hätte besser meinen Sohn einem andern, minder anstrengenden Berufe gewidmet. Ich hätte nicht Eitelkeit, Eigensinn, äußere Anlockung, Nebenumstände, sondern die Kräfte und Anlagen meines Kindes berücksichtigen sollen!“ — Möchten diese Worte, die der Erfahrung entnommen sind, hie und da ein Vaterherz bewegen, die Zukunft seines Sohnes ja nicht in einem Momente rascher Aufwallung zu bestimmen; und ja nicht dem Arzte Haß und übles Gerede nachzutragen, wenn er ihm ein Zeugniß guter Gesundheit für seinen Sohn versagt, wo es nicht mit seiner Ueberzeugung und Gewissenspflicht gegen Staat und Menschheit vereinbar ist. Möchten doch Aeltern redlich und offen bei solchen Untersuchungen zu Werke gehen; wie manche Thräne bliebe ungeweint, wie viele Seufzer würden ihren Kindern, die erst später die Augen öffnen, erspart. Glücklich Jene, die kräftig und blühend, bei Antritt ihrer neuen Bestimmung, für dieselbe sich mit Muth und Ausdauer vorbereiten können; mögen sich aber Jene, deren Aeltern einen Mißgriff bei ihrer Bestimmung gethan, doch mit dem Gedanken trösten, das die Kraft des Willens und Schonung viel zu ihrer Erhaltung vermögen, ja daß die treue Erfüllung ihres Berufes um so höhern Lohn bei dem, der ihr Herz und ihre Leiden kennt, verdient, je größer der Kampf zwischen ihrer zu leistenden Berufstreue und ihren schwachen körperlichen Kräften ist. Si desunt vires, tamen est laudanda voluntas!

Dr. Joseph Roques über den Kaffeh *).

Glücklich das Klima, welches den Kaffeh wachsen und blühen sieht! Glücklich auch die Völker, die die Körner einer Pflanze genießen, deren unvergleichlicher Duft den Geist schärft, das Genie belebt. Welche Gedanken liegen in einer Tasse Kaffeh, vom leichten Gesang bis zum heroischen Gedicht, vom Drama bis zum Befehl einer Schlacht! Nach einer Tasse Kaffeh traf Napoleon seine Anordnungen zum Angriff. Er redet seine Soldaten an, seine Stimme wiederhallt, wie die des Achilles, und verbreitet Schrecken in die feindlichen Reihen. In seiner Verbannung, seinem Unglücke, tröstete der Kaffeh, wie Nektar, seine Seele; und erleichterte die grausamen Schmerzen, die sonst nur die Philosophie ertragen hilft. Nach dem Genuße dieses Getränkes waren seine Ideen weniger düster und weniger durchdrungen von jener verzehrenden Melancholie einer unbefriedigten thatendürstigen Seele. Während dieser kurzen Momente der Ruhe führte ihn der Gedanke in jenes schöne Frankreich, das er nie zu lieben aufhörte, in jenes Frankreich, wo er so viele glorreiche Erinnerungen zurück ließ. —

Doch wir wollen ja vom Kaffeh sprechen, der uns tröstet, der den Reiz, die Grazie, das Leben der Gesellschaft ausmacht. Sobald er sein Aroma über uns ausduftet; sobald eine zweite Hebe mit lieblicher Gestalt und süßem Lächeln, ihn mit lilienweißem Arme einschenkt — da ergießt sich sogleich Frohsinn über alle Gesichter; Witz und sanfte Empfindungen fließen zwanglos dahin. Die Spröde ist minder verlegen, der Andächtige ist heiterer, der Geizige freigebiger, dee Gelehrte bescheidener, der Diplomat offenherziger. O! wunderbarer Zaubertrank, der so leicht die Welt umstaltet und uns einen Blick durch den Schleier der Täuschungen werfen läßt.

Der Baum, der den Kaffeh hervorbringt, wächst natürlich in Arabien und in Anthiopien; derjenige, den man in Gemen, in Ouden anbaut, trägt eine gelbliche Frucht, hat einen angenehmen Geruch, und wird Mocca-Kaffeh genannt; er ist der beste; übrigens findet man zu Mocca gar keinen Kaffehbaum, die Küste dieses ganzen Theiles von Arabien ist nur eine trockene und sandige Ebene; aber das Innere des Landes ist gebirgig, von schönen und fruchtbaren Thälern durchschnitten, wo Kaffeh, Datteln, Weizen, Myrrhe, und eine Menge aromatischer Pflanzen in Ueberfluß wachsen.

Der Kaffeh wurde von Mocca nach Batavia übersetzt, von da nach Amsterdam, und aus dieser Stadt in den botanischen Garten von Paris.

*) Aus dessen Werke: Phytographie medicale où histoire des substances chimiques et des poisons tirés du régime végétal. 3 vol.

Die unermeßlichen Kaffehplantagen, welche die französischen Colonien bereichern, stammen Alle von zwei Bäumen her, die man in dem königlichen Treibhause zu Paris erzog. Delieux, ein Seeoffizier, erhielt den Auftrag, diesen Schatz nach den Antillen zu bringen. Die Reise war lang und gefährlich, das Wasser ward immer seltener auf dem Schiffe, und doch theilte er jeden Tag mit seinen geliebten Bäumen die schwache Wasserportion, die er erhielt. Man baut den Kaffeh auf Batavia, auf der Isle de France und Isle de Bourbon, auf der französischen und holländischen Guyana so wie auf allen Antillen.

In den ersten Jahren bringt der Kaffehbaum nur ein Pfund Körner hervor; dieses Erträgniß wird immer ergiebiger und dauert 25, 30, ja zuweilen 40 Jahre. Die Ernte findet zu der Zeit Statt, wo die Beeren eine dunkle und fast schwarze Farbe angenommen haben. Man trocknet sodann die reifen Beeren in freier Luft an der Sonne, oder im Ofen; sobald das Mark durch die vollkommene Austrockung verschwunden ist, zerstößt man die Schalen, um die Körner daraus zu erhalten.

In Arabien ist die vorzüglichste Ernte im Monat Mai. Es herrscht alsdann eine unglaubliche Thätigkeit im ganzen Lande, Tausende von Gebirgsbewohnern mit weißen Turbans, weiten, weiß- und blaugestreiften Hemden; Weiber in quadrillirten Kleidern, vertheilen sich in die lieblichen Gebüsche, welche die Abhänge der Hügel bedecken, breiten Leinwandstücke unter den Bäumen aus, die sie leicht schütteln, sammeln die abfallenden Früchte, und lassen sie lange an der Sonne trocknen, bis sich die Bohne aus der Schale trennen läßt; man trocknet dann die Bohne noch einmal, und alsdann werden sie in Schwingen gewürfelt.

Die verschiedenen Kaffehgattungen (Mocca, Martinique, Isle de France, Guiana, Java u. s. w.) unterscheiden sich durch Gestalt, Farbe, und das Aroma der Körner. Der Mocca-Kaffeh ist klein, gelblich, sehr aromatisch. Der von der Isle de Bourbon ist länglich, weißlich, und von einem delikaten Geruch; der von Martinique ist grünlich und von einem etwas krautartigen Geschmack. Sonnini versichert, daß der arabische Kaffeh selten rein im Handel vorkommt; denn sobald er in Cairo ankommt, mischen ihn die Kaufleute mit dem amerikanischen Kaffeh. In Alexandrien erleidet er durch jene Geschäftsführer, die ihn nach Marseille besorgen, eine neue Vermischung, in welcher letztern Stadt er noch nicht ohne alle Verfälschung bleibt; so daß der sogenannte Mocca-Kaffeh oft nur der Amerikanische ist, der mit ein Drittel, selten mit der Hälfte des wirklichen Mocca Kaffeh gemischt wurde. Gegen jede Kaffehgattung, deren Farbe braun oder schwärzlich ist, muß man mißtrauisch seyn, weil dieß schon ein Zeichen von beginnender Zersetzung ist.

Die Orientalen haben uns den Gebrauch des Kaffehs gelehrt. Der Vorsteher eines Klosters in Arabien soll sich desselben bedient haben, um des Nachts die Mönche wach zu erhalten. Einige sagen, es sei ein Mollah der Erste gewesen, der sich dieses Getränkes bedient habe, um sich einer Schläfrigkeit zu entreißen, die ihn in seiner Andacht hinderlich war; seine Derwische ahmten ihn nach und ihr Beispiel wurde dann vom Volke nachgeahmt. Die süße Aufregung im Blute, die wohlthätige Wirkung auf den Magen, die Heiterkeit des Geistes, die man nach seinem Genuß verspürte, waren nach und nach Anlaß, daß sich sein Gebrauch von den Küsten des rothen Meeres nach Medina, Mocca, und durch die Pilger, in alle mahometanischen Länder verbreitete.

Im Jahre 1554, unter der Regierung Soliman des Großen, fing man in Konstantinopel an, Kaffeh zu trinken, und ungefähr 100 Jahre hernach war sein Gebrauch schon in Paris und London eingeführt. Jetzt ist er überall im Gebrauche, und nichts spricht mehr zu seinen Gunsten als die Mühe, die man sich gab, ihn während der letzten Seekriege Frankreichs durch inländische Producte zu ersetzen; Versuche, deren Mißlingen nur neuerdings das unnachahmliche Aroma dieser Körner bewiesen haben.

In Frankreich ist der Kaffeh erst seit der ersten Revolution populär geworden. Er wurde früher nur von den höhern Klassen der Gesellschaft getrunken. Fontenelle's Beispiel verbreitete den Gebrauch dieses sogenannten langsamen Giftes; denn man weiß, daß er bei dem Gebrauch dieses Giftes beinahe 100 Jahre gelebt hat.

Der Kaffeh fand in Frankreich an der geistreichen Madame de Sevigné eine starke Widersacherin; aber die entzückende Poesie Racine's siegte bei Hof, und mit ihr der Kaffeh. O! herrliches Getränk, das den Geist aufweckt, das Herz tröstet, den Gedanken elektrisirt, den Redner begeistert, und unter der Feder des Dichters Blumen aufsprießen läßt. Delille *) spricht mit wahrer Begeisterung von dem Kaffeh:

Viens donc, divin nectar, viens donc, inspire moi;
Je ne veux qu'un désert, mon Antigone, et toi.
A peine j'ai senti ta vapeur odorante,
Soudain de ton climat la chaleur pénétrante.
Reveille tous mes sens; sans trouble, sans chaos,
Mes pensers plus nombreux accourent à grands flots.
Mon idée était triste, aride, dépouillée _
Elle rit, elle sort richement habillée,
Et je crois, du génie éprouvant le reveil,
Boire dans chaque goutte un rayon du soleil.

*) Les trois regnes.

Franklin sagte, er kenne nur zwei Dinge, die der geistigen Thätigkeit die größte Energie geben, die elektrische Erschütterung und den Kaffeh.

Aber wie selten ist der gute Kaffeh! Man servirt ihn in großen Häusern mit einem Pompe, mit einem Luxus, der das Auge blendet und den Geschmack der Gäste besticht. Die Eleganz der Schalen, die reiche und neue Form der Tassen, wo das Gold funkelt, droht den Kaffeh vergessen zu machen. Aber der wahre Kenner läßt sich nicht irre machen und richtet streng, wenn der Kaffeh mißrathen ist.

Der Secretär der königl. medizinischen Gesellschaft zu Paris, der berühmte Pariset ist begeistert für einen guten Kaffeh. Man muß ihn sehen, wenn er ihn trinkt. Seine Stellung, seine Mimik sind zum Verwundern. Ruhig und unbeweglich sitzend schlürft er den Nektar hinunter, und bei jedem Zuge hebt er sein blitzendes Auge gen Himmel. Der sonst so beredsame Arzt spricht jetzt keine Sylbe, er denkt und genießt, und möchte während dieses Genußes sterben. Nun hat er ausgetrunken, welche Beredsamkeit! Welche Funken sprüht nun sein Geist; er erzählt, wird wortreich; bald ist er in Paris, bald zu Barcelona, zu Cairo. Man sieht ihn sogar unter den arabischen Zelten, unter den Ruinen Thebens. Alles hört ihm begierig zu, sein Witz, seine Einfälle entzücken Alle, die um ihn sind.

Neulich war Dr. Broussais bei einer großen Tafel geladen; er eifert gegen andere medizinische Systeme, schimpft auf Brown; man servirt den Kaffeh, man füllt seine Tasse, er leert sie. O Wunder! Alle seine Züge erheitern sich; er spricht sich mit herzlichem Wohlwollen über seine Nebenbuhler und Collegen aus; seinen früher von sardonischem Lachen verzogenen Mund umschwebt nun ein sanftes Zufriedenseyn. In dieser gemüthlichen Stimmung hätte er Hahnemann und Brown an sein Herz gedrückt, und allen systematischen Unmuth vergessen.

Miscelle.

Der Eisenfresser.

Dr. Harrison fand in der Leiche eines Irren große Stücke dünnes Eisen, eine abgenutzte Messerklinge, eine große eiserne Schnalle und ein eisernes Gehänge eines Kastens. Er erwähnt eines ähnlichen von Marcet erzählten Falles, nämlich den des Messerschlingers Cumming, so wie Fälle der Art auch von andern Aerzten beobachtet wurden. Zuletzt stellt Harrison die Frage auf: ob diese eigenthümlichen Gelüste bloß als Aeußerungen des Wahnsinnes oder als ein Versuch zur Selbsttödtung betrachtet werden müssen, oder ob sie auf Rechnung eines krankhaften Zustandes des Magens zu bringen seien?

—x—.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 18.] Donnerstag den 2. März. [1837.]

Inhalt: Geschichte der Grippe, ihre Richtung und ihr Vorkommen in Wien (Beschluß in der Beilage). — Curiosa aus dem Gebiete der Quacksalberei, von Dr. Ehrlich. — Literatur: Geschichte des Blinden-Unterrichts ꝛc. ꝛc. von J. W. Klein, kais. kön. Rath und Director des kais. kön. Blinden-Instituts zu Wien.

Geschichte der Grippe mit näherer Rücksicht auf ihre geographische Richtung und ihr Vorkommen in Wien.

Verschieden ist die Richtung der Grippe, indem sie bald in dieser, bald in jener Weltgegend ihren Ursprung nimmt und in ihrem Gange weder die Seefahrer noch die Bewohner des festen Landes verschont. Fast immer jedoch behält sie eine gewisse Hauptrichtung nach bestimmten Gegenden, wobei sich ergibt, daß sie meistens im Norden ihren Ursprung hat und dann ihren Gang nach Südwest nimmt; seltner geht sie von Süden nach Norden oder von Nordost nach Südwest. Es gibt jedoch einige Grippe-Epidemien, deren Richtung keinem bestimmten Gesetze folgt. — Sobald die Influenza*) ausbricht, sehen wir wichtige Naturerscheinungen derselben vorangehen, sie begleiten, ihr nachfolgen. Nordlichter, Kometen, Feuerkugeln, eigenthümliche Nebel, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, Ueberschwemmungen, merkwürdige Veränderungen in der Witterung; kurz, eine allgemeine Störung des gewöhnlichen Verhaltens der Natur sind ihre Begleiter.

Die Influenza verschont Niemand; denn gewiß fühlt Jeder wenigstens die Spur eines Ergriffenseyns von derselben; es entgeht ihr kein Alter, kein Stand, unter jedem Klima, bei jeder Art von Witterung; keine andere Krankheit schützt vor ihrem Anfalle; doch werden verhältnißmäßig weniger Kinder von ihr befallen. Einige Aerzte wollen beobachtet haben, daß, je weiter verbreitet eine Grippe-Epidemie ist, desto weniger heftig ergreife sie den Einzelnen, und je weniger Personen an ihr erkranken, desto stärker trifft sie dieselben.

*) Wie man die Grippe gewöhnlich nennt.

Es sei uns erlaubt, aus der frühern Geschichte dieser Epidemie einige wichtige Momente herauszuheben; jedoch wollen wir vorerst einen Rückblick auf die jüngste Influenz-Epidemie der Jahre 1830 bis 1834 werfen.

Die epidemische Brechruhr hatte Europa schon eine Zeitlang mit ihrer Geißel heimgesucht, als im Jahre 1831 wieder eine Influenza erschien, die hartnäckig ihren Weg verfolgte. Sie schritt von Stadt zu Stadt immer vorwärts, und breitete sich so allgemein aus, daß Schulen und Theater, so wie sonstige Oerter öffentlicher Zusammenkünfte auffallend leerer wurden. Zweimal durchwanderte sie Europa. Einige Aerzte hielten die Cholera für eine Vorbothin der Grippe; allein wahrscheinlicher ist es, daß beide Krankheiten zwar so ziemlich ähnliche Richtungen hatten und sich daher wechselseitig einander vorangingen oder folgten; daß jedoch die Influenza als selbstständiges Uebel ihren Gang ganz unabhängig von der Cholera genommen habe. Denn die Geschichte lehrt, daß sehr oft Influenza-Epidemien Statt fanden, ohne daß irgend eine andere Epidemie ihr voranging oder folgte. Die Influenza vom Jahre 1830 bis 1832 zog zweimal über den Erdboden und jedesmal in derselben Richtung. Im Oriente Europas zuerst wahrgenommen, nahm sie ihren Gang nach Südwest, überall seitwärts Aeste abgebend. Zwar war sie schon früher in Australien; aber daß sie von dort aus zu uns gekommen sei, ist nicht wahrscheinlich, indem sie sonst in einer andern Richtung sich hätte nähern müssen. Es ist wohl möglich, daß diese Epidemie auf der südlichen Halbkugel eben so wie auf der nördlichen für sich selbst entsprungen, und daß alsdann jede für sich ihre eigene Wanderung begonnen hat. Die Lösung des Zweifels hierüber ist nur von Seefahrern zu erwarten, indem bis jetzt nur wenig historische Thatsachen für diesen Doppelgang sprechen. —

Ob der Gang der Epidemie von 1832 so gewesen sei, daß dieselbe immer nach Westen wandernd, nach Amerika gegangen und sofort die Erdkugel umringt habe, und dann bei ihrem zweiten Auftreten abermals in Rußland zuerst erschien, ist wohl nicht gewiß auszumitteln; aber so viel ersehen wir, daß sie neuerdings wieder von Nordost hergekommen und dann Europa durchwandert habe. Zu Anfange des Jahres 1833 erschien sie in Petersburg, Moskau und Kasan; im Februar war sie schon gleichzeitig in Odessa, Warschau, Danzig, Königsberg, Berlin und Paris. Anfangs April war sie zu London und Kopenhagen; in der Mitte desselben Monats zu Dresden und Wien, wo sie bis zu Ende Mai verweilte. Anfangs Mai erschien sie in Stuttgart, Grätz, Laibach, Stockholm; im Juni besuchte sie Bonn, Ancona, Upsala, und in der Mitte des Juli war sie sehr stark in den Mainkreisen Baierns. —

Gehen wir zur geschichtlichen Darstellung früherer Influenz-Epidemien, so muß man zwar zugeben, daß einige Aerzte, wie Ozanam, Schnurrer u. a. schon von derlei Epidemien Nachricht geben, die im 13ten, 14ten und 15ten Jahrhunderte geherrscht haben sollen; allein, ausführliche Nachrichten besitzen wir erst von der Influenza im 16ten Jahrhundert, als die Künste und Wissenschaften, und mit ihnen auch die Heilkunde zu blühen anfingen.

Wir beginnen die Geschichte der Influenz-Epidemien mit der des Jahres 1387. Diese Epidemie scheint von Westen nach Norden gegangen zu seyn, da sie im Jänner schon Frankreich und Italien besuchte; zur Fastenzeit aber erst in Nord-Deutschland auftrat. In verschiedenen Orten Deutschlands wurde sie auch „Burzeln" oder „gune Burzeln," „Ganser," „Burzel," „flosse Kelen" (fließende Kehlen) genannt. Sie war nicht so allgemein verbreitet, wie die jüngsten Epidemien, da sie ungefähr von zehn Menschen nur einen ergriff. Sie war mit Phantasiren verbunden, und alten schwächlichen Personen gefährlich. — Im Jahre 1510 herrschte diese Krankheit in Spanien, Italien und Frankreich. Sie kam aus dem Oriente nach diesen Ländern, wo sie Anfangs durch unschickliche Behandlung sehr tödtlich wurde. Anna, Gemahlin des Königs Philipp von Spanien, starb an derselben und der Papst Gregor XIII. lag gefährlich krank daran. Nach Souvages waren bei dieser Epidemie Symptome vorhanden, die auf tiefes Gehirnleiden hindeuteten, wodurch sie sich von der jetzt herrschenden unterscheidet. Im Jahre 1557 herrschten zu Anfange des Frühlings unter den jüngern Bewohnern von Padua die Masern und Pocken, und im Mai folgte diesen ein Nervenfieber; während dieses noch allgemeine Verheerungen anrichtete, erschien plötzlich im Anfange des darauf folgenden Septembers ein epidemischer Husten, den das Volk Coqueluche (eine Benennung, die später der Keichhusten erhielt) nannte. Nach Mercatus soll diese Epidemie über den ganzen Erdboden verbreitet gewesen seyn. Da uns nur zwei deutsche Aerzte der dermaligen Zeit *) Nachrichten von ihr geben, so war sie vermuthlich in Deutschland gelinde, und unseren jetzigen Epidemien ähnlich. In Frankreich jedoch waren Schlaflosigkeit und Erstickungszufälle damit verbunden; in Holland, besonders zu Alcmar war sie sehr heftig. Bei dieser Epidemie war vorherrschend ein Leiden der Brustorgane. —

Die Epidemie des Jahres 1580, von dem Volke damals Hühnerweh, Schafkrankheit, Hühnerziep genannt, war mehr ein epidemischer Katarrh mit gleichzeitiger Neigung zum Faulfieber. Der Gang derselben war von

*) Schenk und Marcellus.

Süden nach Nordwest, wobei sie, wie zu allen Zeiten, viele Zweige von sich gab. Sie nahm ihren Ursprung von Afrika, ging von dort aus nach Malta und dann nach Sicilien, kam im Sommer nach Spanien und Italien, verbreitete sich nach Ungarn, Dalmatien, Franken, Thüringen, Hamburg, Belgien, England; im Winter war sie in Sachsen, von wo aus sie sich über ganz Deutschland bis zum baltischen Meere fortwälzte, an dessen Ufern sie grausam wüthete. Auch war sie in Frankreich und fast in ganz Europa *). —

Im Jahre 1658 zeigte sich in einem kleinen Theile Englands die Influenza, die Willis zu Oxford beobachtete und genau beschrieb. Unter ganz verschiedenen Witterungs-Verhältnissen erschien in Deutschland und der Schweiz eine Influenza, welche im September 1675 in Frankreich und Ungarn sich zeigte. Ihr Gang war daher von Nordost nach Nordwest, und er muß sehr langsam gewesen seyn, da sie erst dreiviertel Jahre nach ihrem Auftreten in Deutschland und Frankreich, in England erschien. Sie war damals auch in Wien, wo sie nach Sorbait, der sie beschreibt, im Jahre 1674 und 1675 war. In Frankreich wurden die Schwangern häufig davon ergriffen. —

C. F. Loew beschreibt eine Influenza, die in ganz Europa, besonders in Wien, im Jahre 1729 bis 1730 herrschte. Es scheint, daß sie sich ein ganzes Jahr in Deutschland behauptete, und ihr Gang war von Norden nach Süden. In Rußland vielleicht (schon 1718) entsprungen, durchzog sie ganz Europa über Italien und Spanien, und ging dann nach Amerika. In Wien erkrankten viele Kinder daran. Loew, der sie in Wien in den Monaten November und December beobachtete, schildert sie viel milder als Fr. Hoffmann. Dagegen verschonte sie in dieser Stadt kaum Jemanden, und sie soll innerhalb 44 Tagen 60,000 Menschen und noch darüber befallen haben. Zur selben Zeit grassirte auch diese Epidemie zu London, so daß um die Mitte November viele Tausende daran erkrankten. Scheuchzer beobachtete sie zu Ende Jänner 1730 als sehr milde in der Schweiz, und Beccaria in Italien, wo sie ganz das Bild der jetzigen Epidemie darbot.

Ueberblickt man die verschiedenen Charaktere der bis jetzt angeführten Epidemien in den Gegenden Europa's, so findet man, daß sie in England, Frankreich und Spanien, so wie in den niedrigen und sumpfigen Landstrichen Italiens am bösartigsten war; ja sogar der Senat von Bo-

*) Bokel sagt: Universa Europa projecta jacebat, et defuissent, qui sepullissent, si pariter omnes immaniter necassent. (Synopsis novi morbi etc. Helmstädt 1580, 12.)

logna verweigerte damals den sich dahin flüchtenden Einwohnern von Ravenna und Ferrara die Aufnahme. —

Im Jahre 1731 bis 1735 ging in England der Influenza eine ähnliche Krankheit bei den Pferden voraus. Sie hieß damals in Deutschland die Modekrankheit, und in Frankreich La rhume epidémique, la follette, l' allure, und zum erstenmal la grippe. Sie nahm denselben Gang wie die Influenza der Jahre 1730. Inmitten October zu Connecticut in Amerika ausgebrochen, kam sie Tags darauf nach Massachusets, zwei Tage später nach Anapolis und bald nach Neu-Foundland. Nach Sachsen und Rußland kam sie gegen die Mitte des Novembers. Erst im Jahre 1732 erschien sie in Deutschland. Im Jahre 1733 kam sie nach Belgien, Italien, Paris und die Schweiz. Nachdem sie sich nach und nach in den meisten Ländern Europa's ausbreitete, kam sie über England und Irland nach Nordamerika, wo sie wieder eine südliche Richtung nahm und Jamaika, Peru und Mexico heimsuchte. Nichts desto weniger blieb sie noch in Europa, und nachdem sie das ganze südliche Italien im März durchwandert hatte, kam sie nach Neu-York. Auch hatte sie Mender im Lager der Truppen des Königs von Polen vom November 1734 bis gegen das Ende des Jahres 1735 beständig beobachtet.

Diese Epidemie hieß bei Huxham „morbus omnium," weil sie fast Niemanden verschonte. Sie schien aber eben wegen ihrer universellen Verbreitung weniger heftig gewesen zu seyn; jedoch blieb bei Vielen, die sich nicht schonten, ein langwieriger Husten und große Ermattung zurück. Auf diese Influenza folgte in England und Frankreich eine epidemische Ruhr.

Im Frühjahre 1737, also gerade vor 100 Jahren, zeigte sich zu Breslau und in einem großen Theile Schlesiens, und erst im darauf folgenden Jahre in England, eine Influenza, die ein Beispiel von seltner Heftigkeit eines Katarrhalfiebers gibt, indem dasselbe wohl mit den Symptomen der Grippe begann, aber so gefährlich war, daß es einem Nervenfieber schon nahe kam, da es mit einem größern Leiden des Unterleibes und mit Brustentzündungen verbunden war. Uebrigens hatte diese Epidemie wegen ihrer geographischen Ausbreitung nichts Merkwürdiges. Wichtiger in letzterer Beziehung ist jedoch die Grippe-Epidemie von 1740 — 1743. In Messina und Sicilien war dieselbe eine Vorbotin einer weit gefährlicheren Epidemie. In Deutschland herrschten gleichzeitig Masern, in England folgte ihr eine heftige Ruhr. Auch Thierseuchen gingen ihr in manchen Ländern voraus. Diese Epidemie lernen wir damals zuerst unter dem Namen Influenza kennen. In Deutschland entsprungen, nahm sie eine zweifache Richtung nach Süden und Nordwest; wobei sich die merkwürdige Erscheinung zeigt, daß sie einen äußerst langsamen Gang nahm, da sie erst nach einem

Jahre England erreichte. Sie herrschte in Belgien, Holland, Italien und in England, wo gleichzeitig eine katarrhalische Krankheit unter den Pferden herrschte. Sie war im Durchschnitte nicht stärker als die unserer Zeit, nur war bei den Meisten der Unterleib mit stark ergriffen. Besonders tödtlich war sie im südlichen Europa, am mildesten in Norden. —

Im Jahre 1757 grassirte in Mainz und Wien, so wie in der Umgegend dieser Städte eine Ruhr; auch herrschte damals zu Wien ein katarrhalisches Fieber, welches mit Petechien verbunden war *). So viel wir wissen, besuchte die Influenza dieses Jahres nur einzelne Gegenden Deutschlands, war aber desto ausgebreiteter in Frankreich und im südlichen Schottland. Der Raum, den sie in Europa einnahm, war zwar klein, aber ihre Gefahr war groß. — Auch im Spätsommer und Herbste des Jahres 1759 herrschte am Senegal eine heftige Influenza, die dort begränzt blieb, aber wegen ihrer hohen Gefährlichkeit in der Geschichte dieser Epidemien Erwähnung verdient. Auch diese war mit Unterleibsleiden und Neigung zum Nervenfieber verbunden. —

Zu Fanum Fortunae, einer Stadt im mittlern Italien am adriatischen Meere, brach im October 1761 eine Grippe-Epidemie aus, welche zu Anfang März 1762 in Wien erschien **), Anfangs April nach London kam, von da im Sommer an die französischen Rheinufer und im October nach Amerika wanderte. In Frankreich nannte man sie la Grippe, la petite poste, la petite courier. Sie war an einigen Orten mehr heftig als ausgebreitet; in Wien jedoch, wo sie nicht den zehnten Theil der Bewohner frei ließ, war sie so milde wie in der neuesten Zeit. In England war sie stärker, besonders tödtlich verlief sie in Breslau.

Auch im Jahre 1767 zeigte sich in verschiedenen Theilen Deutschlands, Englands, Frankreichs und Spanien eine Influenza, die jedoch eine viel beschränktere geographische Ausbreitung hatte. Im Jahre 1775 erhob sich ein epidemisches Katarrhalfieber, welches nur über einen kleinen Theil Deutschlands, desto mehr über Frankreich, am stärksten über England sich ausbreitete. Im Juni war die Epidemie zu Wien, im October zu Paris, wo sie sich nur langsam verbreitete. Sie kam bald nach England, wo ihr eine ähnliche Krankheit unter den Pferden und Hunden vorausgegangen war. Sie verschonte fast keinen Theil Englands, und ihre Richtung war von Südost nach Nordwest; und die Weiber wurden nicht so häufig als die Männer von ihr befallen.

Ihr Charakter war ernster. In Wien war ein vorzügliches Ergriffenseyn des Unterleibs hervorstechend, Brust und Kopf waren mehr ver-

*) Von zwei österreichischen Aerzten, Lautter und Hafenöhrl, genau beschrieben.

**) Von dem österreichischen Arzte Mertens beschrieben.

schont; während in England und Frankreich mehr die Brustorgane und der Kopf litten.

(Der Beschluß folgt in der Beilage.)

Curiosa aus dem Gebiete der bereits verschollenen und theilweise noch existirenden Quacksalberei.

Von Doctor Ehrlich.

(Fortsetzung).

Fieber, und zwar gewöhnlich das Wechselfieber.

Abgesehen von den mündlichen Beschwörungen — dem Fieberansprechen — welche es eben so zu verscheuchen als herbeizulocken im Stande seyn sollten, standen folgende Mittel in häufigem Gebrauche:

Ein Brei aus zwei Theilen frischer weißer Lilienzwiebel und einem Theile weißen Zuckers wurde theils in die Nabelgegend gerieben, theils auf Leinwand gestrichen, dem Nabel selbst aufgelegt.

Die Kristallinse des Ochsenauges von ihrer Kapsel befreit, auf Papier getrocknet, in Wasser aufgelöst, und so genommen.

Das Herz eines Hechten wurde durch drei Tage in Essig gelegt; man trank davon vor dem Fieberanfalle und ließ sich mit dem Herzen selbst die Herzgrube reiben.

Besonders häufig wurden Zwiebel angewendet; nach der Breite in zwei Hälften geschnitten, hielt sie der Kranke durch vier und zwanzig Stunden auf dem Armpulse und ließ sie hierauf in das nächste fließende Wasser werfen; allein dieß mußte durch drei aufeinander folgende Tage beobachtet und nachher durch neun Tage Fünf-Finger-Kraut in den Schuhen getragen werden.

Auch war der Gebrauch von, in ein Tuch gebundenem und durch zwölf Stunden auf dem Rücken getragenen Kapperngewürze nicht selten.

Andere hingen sich den Kopf einer Natter an den Hals; ja es gab Menschen, die sich die Fingernägel zerbrechen ließen, um den Fieberanfall zu unterdrücken.

Im Jahre 1708 waren in Leipzig Bürsten im öffentlichen Verkaufe, mit denen Fieberkranke sich den Magen ausreinigen sollten; es versteht sich von selbst, daß sie eine dieser Operation angemessene Construction hatten.

Ja sogar ein Schutzmittel gegen das Fieber besaß die Thorheit: Es streife der Spazierende die ersten drei Kornähren, die er blühen sieht, ab, und speise sie!!!

Auf dem Lande glaubt sich noch heute so Mancher durch drei Bissen gebettelten Brots und drei Schluck gebettelten Weines das Fieber zu vertreiben, und in der Stadt wird es schon mancher Kaufmann erfahren haben, daß Leute von sehr gebildetem Aeußerem mit der glatten Forderung:

„Einen Goldfaden," die Ladenthüre öffneten; der Grund hiervon wird ihm erst bewußt, wenn er erfährt, daß in dem Umschlingen der Hand mit einem, durch keine Bitte und keinen Dank erhaltenen Goldfaden, ein altes Kindsfrauenmittel gegen das Fieber liege ....

Haare.

Sonnenwirbel oder gestoßener Wegweißsamen in der Milch einer Frau, die einen Knaben säugt, durch zwölf Tage gebeißt, wurde gebraucht, um den Haaren die Goldfarbe zu geben.

Das Wachsen des Bartes möglichst schnell zu befördern, sollte eine Salbe vermögen aus Eidechsenöl und zu Pulver gebrannten Bienen.

Wem ferner daran lag, an irgend einer Stelle des Körpers Haare hervorzurufen, dem rieth die Vorwelt, Salben aus gedörrten gepulverten kopf- und schwanzlosen Eidechsen, Meerfröschen und Eieröl.

Ihre Vertilgung hingegen sollte sicher bezweckt werden durch eine Salbe aus gepulverten jungen Schwalben, etwas Bibergeil und Essig, oder durch ein Gemengsel von Frauenmilch und Fledermaushirn. Ja, wir finden, daß die Racheluft gereizter Weiber in den triumphirenden Wahn des sichern Erfolges überging, wenn es ihnen gelang, dem Manne, den sie mit Kahlköpfigkeit strafen wollten, einen Kranz aufzusetzen, welchen sie in jener gewissen Zeit getragen, wo ihnen noch heute das Vorurtheil verbietet, Blumen in die Hand zu nehmen, zu berühren oder nur zu begießen.

Wie merkwürdig ist es doch, daß sich diese Thorheiten von der Hälfte des sechzehnten bis in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in gleicher Kraft erhielten, da doch der nie oder höchst selten, und dann zufällig eintretende gewünschte Erfolg das Gegentheil hätte vermuthen lassen!!!

Selbst in die Gegenwart übergegangen sind folgende Vorurtheile: So manche besorgte Mutter läßt das Haar ihrer Kinder nur an einem Freitage im aufnehmenden Monde schneiden, um so bei gewonnener Sicherheit eines herrlichen Nachwuchses, zugleich Kopfweh und Ohrenschmerzen von den Häuptern der Lieben fern zu halten.

Ferner sieht noch manches Mädchen und manche Frau mit ängstlicher Sorgfalt darauf, daß alle ihr ausgegangenen oder ausgekämmten Haare schnell unter den Unrath geworfen werden; nicht der lobenswerthen Reinlichkeit halber, nicht aus Furcht leicht erregten Ekels, sondern damit es nicht irgend einen boshaften Menschen gelänge, Haare von ihnen hinwegzuraffen und unter die Dachrinne zu legen. Ein nie endendes Kopfweh, welches sie der Schwindsucht überlieferte, wäre die sichere Folge, in diesem so wie in dem andern Falle, daß eine Schwalbe das Haar in ihr Nest trüge!!!

(Wird fortgesetzt.)

(Hierzu eine außerordentliche Beilage).

Außerordentliche Beilage

zur

Gesundheits-Zeitung.

[N° 3.] Donnerstag den 2. März. [1837.]

Literatur.

Geschichte des Blinden-Unterrichts und der, den Blinden gewidmeten Anstalten in Deutschland, sammt Nachrichten von Blinden-Anstalten in andern Ländern, von J. W. Klein, kais. Rath, Director des kais. kön. Blinden-Instituts zu Wien ꝛc. Wien, 1837, bei Pichler's sel. Witwe.

Für den Blinden zeigen selbst rohe, selbstsüchtige Menschen ein besonderes Mitleiden. Der Blinde hat vorzüglichen Anspruch auf die Theilnahme der bürgerlichen Gesellschaft. Der neuern Zeit ist es gelungen, durch Versuche nachzuweisen, daß diese Unglücklichen fähig sind, körperliche und geistige Bildung zu empfangen, und zu diesem Behufe sind in verschiedenen Ländern, besonders in Deutschland, Blindeninstitute errichtet worden. Die Anzahl der Blinden ist aber größer als man gewöhnlich glaubt; man hat Zählungen hierüber angestellt und gefunden, daß in Deutschland im Durchschnitt unter 1245 Einwohnern ein Blinder sich befindet, so daß in den Ländern deutscher Zunge 30,000 Blinde leben; eine Anzahl, die für den Menschenfreund höchst beherzigenswerth ist und ihn auffordert, Alles anzuwenden, was das Schicksal so vieler Unglücklichen erleichtern kann. Leider enthalten die sämmtlichen Blinden-Anstalten Deutschlands kaum 300 Blinde, so, daß von Hundert nur Einer die Wohlthat der Bildung in einem Institute genießt. Daher müssen neben den bestehenden Blindenanstalten noch andere Mittel aufgesucht werden, um diesen Unglücklichen die nöthige Hülfe zu verschaffen. Zu diesen Mitteln gehören: Die Verbesserung der häuslichen Erziehung und der Schulbesuch blinder Kinder, so wie Bildung von Lehrern für Blinde. In letzterer Beziehung ist es wünschenswerth, daß der Blinden-Unterricht in die Reihe der übrigen Lehrgegenstände für künftige Lehrer und Erzieher aufgenommen werde. Angehende Lehrer, besonders jene, welche einem Blinden-Institute näher wohnen, sollten an diesem eine bestimmte Zeit als Hülfslehrer zubringen müssen, um

sich daselbst für ihre künftige Bestimmung vorzubereiten. Auch sollten Aeltern und Verwandte blinder Kinder solche Anstalten fleißig besuchen, um sich zu überzeugen, wie weit es solche Unglückliche durch Uebung bringen können. Dadurch würde Mancher das Vorurtheil, daß Blinde zum Lernen untauglich seien, ablegen, und sie nicht in Unthätigkeit und Verwilderung aufwachsen lassen. Die wohlthätige Bestimmung solcher Musteranstalten und der Umstand, daß sie ein Werk der neuern Zeit sind, verlohnt es der Mühe, den jetzt bestehenden Zustand derselben kennen zu lernen und eine Geschichte des Blindenunterrichts war schon lange ein dringendes Bedürfniß.

Ein Mann, welcher sein ganzes Leben dem Wohl der Blinden gewidmet und das hohe Verdienst hat, in Deutschland das erste Blindeninstitut errichtet zu haben, hat neuerlichst in der oben angeführten gehaltvollen Schrift eine solche Geschichte als Resultat 30jähriger Erfahrung geliefert. Der würdige Verfasser war in der Lage, sich von den meisten in Deutschland und andern Ländern bestehenden Blindenanstalten die genauesten Nachweisungen zu verschaffen. Wir machen daher unsere Leser auf genanntes Werk dringend aufmerksam.

Der Zweck desselben ist, dasjenige geschichtlich auseinanderzusetzen, was für die Blinden geschehen ist, seitdem man angefangen hat, ihnen eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen und sie an der allgemeinen Bildung zur Entwicklung der geistigen und körperlichen Kräfte Antheil nehmen zu lassen.

In der Einleitung gibt der Verfasser interessante Aufschlüsse über Entstehung der Blinden-Institute, Anzahl der Blinden, Zweck und Eigenthümlichkeit des Blindenunterrichts, Bildung geeigneter Lehrer für Blinde und die nothwendige Hülfe, welche Frauen bei diesem Geschäfte leisten. Nach dieser Einleitung bespricht der Verfasser mit gründlicher Sachkenntniß die Unterrichtsgegenstände für Blinde, welche er 1. in Schul-, 2. wissenschaftliche Gegenstände und 3. in mechanische Arbeiten und Musik eintheilt. In der eigentlichen Geschichte (dem Hauptthema des Buches) werden zuerst die Blindenanstalten in den deutschen Staaten und unter diesen die des Kaiserstaates, in Wien, Prag und Linz, so wie die im Entstehen begriffenen zu Mailand und Brünn genau beschrieben und bei der in Wien wird auf die Wichtigkeit der damit verbundenen Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde aufmerksam gemacht. Dann geht der Verfasser zu den ähnlichen Anstalten im übrigen deutschen Vaterlande über, und zwar zu den in Berlin, Breslau, Königsberg, Halle, München, Dresden, Weimar, Gmünd,

Eßlingen, Stuttgart, Bruchsal, Braunschweig und Hamburg. — Im weiteren Verfolge behandelt der Verfasser die Blinden-Anstalten in andern Ländern, und zwar 1. die Bildungsanstalt für junge Blinde zu Paris und 2. die Versorgungsanstalt für 300 Blinde im Hospital des Quinze-Vingt. (Interessant ist es, daß der Gründer des ersten Blinden-Institutes zu Paris, Valentin Hauy, die auf einer musikalischen Reise begriffene berühmte Blinde, Therese Paradies aus Wien, gerade damals, als er mit der Errichtung seiner Anstalt umging, in Paris kennen lernte und ihrer Geschicklichkeit manche Hülfsmittel ablernte.) 3. Die Blindenanstalten in Großbritannien, und zwar in London, Liverpool, Bristol und Norvich, Edinburgh, Glasgow und Dublin; 4. die in Petersburg, Stockholm, Amsterdam, Zürich, Kopenhagen, Pesth, Warschau, Neapel, Barcelona; 5. die in Nordamerika zu Philadelphia und Boston.

Das Resultat des Ganzen ist, daß 32 Blindenanstalten bestehen, unter denen 11 für blinde Kinder, 16, welche außer den Kindern auch Erwachsene beschäftigen und versorgen, und 5 Anstalten, die Blinde und Taubstumme beherbergen.

In den folgenden Capiteln spricht der Verfasser unter der Ueberschrift: „Letzte Aeußerung," seine Ueberzeugung über die Art, wie für die unglücklichen lichtberaubten Mitmenschen am besten gesorgt werden könnte, unverholen aus. Man sieht es der Begeisterung, mit der er sich ihrer annimmt, an, daß der menschenfreundliche Verfasser von der Größe und Wichtigkeit seines Gegenstandes innig durchdrungen ist. In den Beilagen kommt ein Briefwechsel zwischen der bekannten Therese Paradies in Wien und dem Blinden R. Weissenburg in Mannheim vor, der gewiß jeden Leser von Gefühl anspricht; dann eine „Anleitung zur zweckmäßigen Behandlung blinder Kinder von frühester Jugend an im Kreise ihrer Familien," endlich über Statuten und Einrichtung von Blinden-Instituten. — Die Stellung und Erfahrungen des Verfassers, die Reichhaltigkeit des Stoffes und das Interesse des Gegenstandes überheben uns jedes ferneren Lobes eines Buches, das gewiß kein Leser, ohne daraus Belehrung und Vergnügen geschöpft zu haben, aus der Hand legen wird. Die Red.

Geschichte der Grippe mit näherer Rücksicht auf ihre geographische Richtung und ihr Vorkommen in Wien.

(Beschluß.)

Im September 1780 wurde die Mannschaft des Schiffes „Atlas," die von Malaga nach Canton schiffte, von einem bösartigen Katarrhfieber be-

fallen, welches gleichzeitig an den Ufern von Corromandel und Canton, und in Bengalen ausbrach.

Im Jahre 1781 zog eine Influenza durch Nordamerika gen Westen hin. Im October und November des Jahres 1781 erreichte sie Europa; auch herrschte sie damals in dem brittischen Heere, welches Negapotamien belagerte. Von hieraus zog sie über Sibirien nach Westen hin, erschien im December in Moskau, und am Januar 1782 zu Petersburg, wo sie sogleich nicht weniger als 40,000 Menschen befallen haben soll. Sie wälzte sich in den folgenden Monaten über ganz Nord-Deutschland fort, erreichte Dänemark, verbreitete sich über alle Küsten des deutschen und baltischen Meeres, zog dann nach Belgien, und endlich nach allen Theilen Englands. Noch in demselben Monate verbreitete sie sich nach Frankreich und Italien, in welchen Ländern sie sich den Sommer hindurch aufhielt. Zu derselben Zeit herrschte sie auch auf den Schiffen, die damals den atlantischen Ocean befuhren. Sie nahm dann die Richtung durch ganz Italien, und suchte auch Spanien und Portugal heim. Aus dem Gange der Epidemie sieht man, daß sie von Nordost nach Südwest mit häufigen Seitensprüngen sich bewegte. In Deutschland hieß sie Blitzkatarrh, russischer Katarrh, Influenza und Grippe, in Frankreich wurde sie „la grippe, la Russe" genannt. —

Auch in den Jahren 1789 bis 1791 erschien wieder, ganz Europa durchwandernd und dann nach Amerika sich fortsetzend, eine Influenza, die aus Rußland und Polen kam, und in Mitte Aprils 1789 zu Wien sich zeigte. Im Mai war sie in den nordöstlichen Gegenden Europa's und verbreitete sich gleichzeitig über Frankreich und England. Gegen Ende September erschien sie zu Philadelphia, wohin sie von New-York und den nördlichen Staaten kam. —

Im November 1799 erhob sich eine Epidemie in Rußland. Sie kam über Kasan, Moskau, Petersburg nach Polen und Deutschland. Nach Paris kam sie erst im Jänner 1801, wo sie im Jahre 1802 zum zweiten Male ausbrach und bis April 1803 fortdauerte. Die Dauer dieser Influenza hörte indessen noch nicht auf; denn in Deutschland, vorzüglich aber in Frankreich und Italien grassirte sie noch mehrere Jahre an verschiedenen Orten. —n—.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 19.] Montag den 6. März. [1837.]

Inhalt: Klagen eines französischen Arztes über den Verfall der ärztlichen Würde in Frankreich. — Medicinischer Aberglaube. — Ideen aus dem Gebiete der Diätetik, von Dr. Rud. M.... — Miscelle.

Klagen eines französischen Arztes über den Verfall der ärztlichen Würde in Frankreich.

(Aus der Gazette medicale de Paris Janvier 1837, frei bearbeitet.)

Erster Artikel.

Nichts beweiset mehr die Veränderlichkeit menschlicher Dinge, und die Leichtigkeit, mit der gewisse Ideen die Zeit beherrschen, als die mannigfaltigen Standpunkte, welche Künste und Wissenschaften zu verschiedenen Epochen eingenommen haben. Die meisten Veränderungen hat jedoch die Heilkunde im Laufe der Zeit erlitten, und die Schicksale der Welt hatten jedesmal auf das Wohl und Weh der Aerzte den unverkennbarsten Einfluß. Wissenschaftliches Streben, Unterricht, Kunstübung, Sitten, Gewohnheiten, Sprache, häusliche Lage, Aussichten; kurz, Alles hat jetzt bei dem Arzte eine vollständige Umstaltung erlitten. Hätte die Heilkunde sich nicht von jeher den Menschen und seine Leiden zum Gegenstande ihres Forschens gesetzt — es gäbe kaum mehr einen gemeinsamen Punkt, worin die Bestrebungen jetziger Aerzte denen der frühern Zeiten begegnen könnten. Der Gegenstand ärztlicher Forschungen, der Mensch, ist wohl die einzige bleibende Beziehung, in welcher Vergangenheit und Gegenwart noch stehen; alle übrigen Berührungspunkte sind verrückt, zerstört, verschlungen vom Strome der forteilenden Zeit. —

In einem Moment, wo es sich an vielen Orten ernstlich um eine neue Organisation der ärztlichen Angelegenheiten handelt, dürfte es nicht ohne

Interesse seyn, einen unbefangenen Rückblick auf die Vergangenheit der Heilkunde mit Rücksicht auf die Gegenwart zu werfen. Um aber nicht zu weitläufig zu werden, gehen wir bloß bis auf jenen Standpunkt zurück, den die Heilkunde 50 Jahre vor der ersten französischen Revolution einnahm. Bei diesen Betrachtungen wollen wir zwei Lebens-Fragen vorzüglich im Auge behalten. Sie betreffen den Arzt als Mitglied eines medicinischen Gesammtkörpers, und den Arzt als ausübenden einzelnen Kunstjünger — oder, die Bildungsanstalten des erst werdenden, und die Lage des schon vollendeten und ins Leben eingreifenden Heilkünstlers. —

Es ist bekannt, daß der Ursprung der medicinischen Facultäten zu Paris und Montpellier sich weit in frühere Jahrhunderte verliert. Ungeachtet so mancher Bewegungen, Kriege und Regierungsveränderungen, erlitten diese Bildungsanstalten lange Zeit keine Erschütterung. Weil Bedürfniß und Einsicht sie geschaffen, und ihr Daseyn auf einer tiefdurchdachten Idee beruhte, hielt man sie für unerschütterlich. Allein die Zeit, eingeschlichene Mißbräuche, Neuerungssucht und die Unvorsichtigkeit ihrer Mitglieder hatten das festgeglaubte Gebäude untergraben. Ein scheinbar großartiges, aber immer mehr das Ziel verfehlendes Streben nach Umänderungen ergriff endlich die geräuschten Gemüther. Man verkannte das Ehrwürdige langbestandener und durch die Zeit erprobter Wahrheiten, und griff hastig, und vom Zeitgeiste schwindlig geworden, zu den Hirngespinnsten einiger Schwärmer. Man zerstörte die Universitäten, die Collegien, Akademien und die medicinischen Facultäten, von denen nicht einmal die Schutthaufen übrig blieben. Höchst niederschlagend ist es für den ruhigen Beobachter, daß sogar die meisten Aerzte jener Zeit mit Rath und That bei diesem Zerstörungswerke mithalfen. Ihre Stimme, die dem Leidenden Trost zusprechen sollte, mischte sich unberufen in das wilde Brausen politischer Stürme. In ihrer blinden Neuerungssucht verkannten sie den wichtigen Unterschied zwischen Verbessern und Zerstören. Man kam nach und nach dahin, einem Jeden zu gestatten, die Kunst, wie es ihm beliebt, frei auszuüben, wenn er nur die Taxen eines sogenannten Patentes dafür bezahlte. Ein käufliches Patent berechtigte zur Ausübung der Heilkunde! — Die unheilschwangern Folgen dieser utopischen Freiheit blieben nicht aus. Einerseits beuteten habsüchtige Charlatane die ihnen nun geöffnete Bahn zum größten Nachtheile der Heilwissenschaft und des Publikums aus; eine mehrjährige Anarchie in der Kunst war das traurige Resultat falschverstandener Rechte. Andererseits standen redliche, der Facultät treugebliebene Aerzte vereinzelt, entmuthigt, ohne Stützpunkt da, und sahen mit Bedauern, wie ihre edle Kunst von unberufenen Händen entweiht wurde. Tägliche Unglücksfälle und die unverkennbare Stimme der Erfahrung

sprachen sich endlich für Reform dieser ärztlichen Mißbräuche aus; aber wie schwer ward es nun, die Aerzte in ihre alte Würde einzusetzen. Man versuchte wohl, der Kunst einen neuen Tempel zu bauen; aber der Versuch mißlang, weil man, anstatt bloß den Mißbrauch abzuschaffen, das ganze frühere Gebäude umstürzte; und anstatt den Baum vor den Wurmstich zu schützen, denselben entwurzelte. Und so lastet seit 50 Jahren noch immer das schwere Gewicht jener unzeitigen Umwälzung auf der bedrängten Kunst. Der Geist, der alle Kunstjünger wie einen Mann beseelte, ging verloren; man vergaß, daß Jeder für Alle, und Alle für Jeden verantwortlich sind; ein Jeder übte die Kunst wie er wollte, wie er sie verstand; auf niedrigem schimpflichem Schleichwege, oder mit gerader redlicher Offenheit. Da hieß es: „Hast du dein Patent, alsdann ist dein ärztliches Thun und Lassen keiner streng richtenden Facultät verantwortlich; Niemand wagt es dir zu sagen: Du entweihst deine Kunst; verlasse den Stand, den du entehrst, wenn du nicht mit dem Siegel der Infamie willst gebrandmarkt werden." — Was Wunder, wenn ein feines, schlaues und geschicktes Savoir faire das bescheidene und thätige Wissen überall verdrängt; wenn der zudringliche Charlatan überallhin seine Netze auswirft und die Leichtgläubigen umgarnt; wenn ärztliche Ehre vor dem Richterstuhle des Publikums täglich sinkt; wenn den Arzt immer der Gedanke martert, daß, trotz der Mühen langer Jahre, seine Kunst ihn nicht einmal vor den Bedürfnissen des Tages schützt, und daß ein Alter ohne Stütze ihn dem Zufalle wohlthätiger Menschenfreunde preisgeben wird. —

Die Wissenschaft schreitet täglich weiter; unermüdet bereichert die Thätigkeit der Aerzte die Schätze der Kunst; und doch — sonderbarer Widerspruch! — hat der Künstler an Achtung, Glanz und Würde in der Gesellschaft verloren. Aber die Lösung des Räthsels wird Jedem klar, der den Gang der Dinge ruhig übersieht. Die Achtung, in der ehemals die Aerzte in Frankreich standen, erwuchs ihnen aus der hohen Stellung der medicinischen Facultäten ihres Landes; aus dem gemeinsamen Geist, der jeden Künstler durchdrungen hatte. Der Glanz, der diese gelehrten Anstalten umstrahlte, pflanzte sich auf ihre Zöglinge fort. Jeder französische Arzt liebte seine Facultät wie ein Sohn seine Mutter; er fand aber auch in ihr eine Stütze, die seine Achtung in der bürgerlichen Gesellschaft aufrecht hielt. Das Glück des Einzelnen hing weit weniger von der Laune des Zufalls oder der Intrigue ab. Ihr Alter gab den medicinischen Facultäten ein ehrwürdiges Ansehen, worauf jedes Mitglied stolz war, und sie bildeten gleichsam eine Assecuranz-Gesellschaft, welche dem Wohle jedes Einzelnen Garantie leistete. Gewiß hatten die ehemaligen Aerzte Frankreichs eben so wie jetzt, menschliche Schwächen, Ehrgeiz und Liebe zum Erwerb; sie

*

schmeichelten gewiß eben so wie jetzt den Großen, und drängten sich zu Aemtern; aber bei wichtigen Angelegenheiten, in jenen entscheidenden Momenten, wo es sich um die Würde ihrer Kunst handelte — da waren sie unbeugsam, einig, redlich, fest. Viele der jetzigen Aerzte denken gewiß eben so edel von ihrer Kunst; aber es fehlt ihnen der feste Stützpunkt und jener Schutz, den die Alten in ihren Facultäten fanden; die öffentliche Meinung ist der einzige Haltpunkt ihrer Existenz; und, wie schwankend und vorurtheilsvoll diese Meinung sei, lehrt leider die tägliche Erfahrung. Die äußere Ehre des Arztes hängt oft von dem geringfügigsten Umstande ab; ein Jeder hält sich berechtigt, über ihn voreilig den Stab zu brechen und Lorcercus hat schon längst gesagt:

Fingit se medicum quivis idiota —
Vult medicas quivis habere manus.

(Der zweite Artikel folgt in einem der nächsten Blätter).

Medicinischer Aberglaube.

Unter den Feinden menschlicher Gesundheit behauptet der Aberglaube unstreitig den ersten Rang. Er legt dem sittlichen Willen schwere Fesseln, und greift das geistige Leben so in seiner innersten Werkstätte an, daß es der Außenwelt ohnmächtig unterliegt. Der Aberglaube führt den Menschen ins Reich der Finsterniß, wo er nicht sehen kann, welche Gefahren seiner Gesundheit drohen, und wo er sich blind dem ersten besten Charlatan in die Arme wirft. Das Licht des Jahrhunderts läßt uns zwar immer mehr diese vielköpfige Schlange erkennen und fliehen; aber noch erleben wir leider täglich Beispiele, wie schwache Gemüther ein Opfer dieses oder jenes Wahnes werden, der allen Naturgesetzen zum Trotz, sie wie ein Irrlicht in das dunkle Gebiet der Schwärmerei einführt. Dann erst erwachen solche Menschen, wenn sie durch grausame Täuschungen ihre Lebenskraft eingebüßt, in Elend und Armuth gerathen sind, und das Spiel erkennen, das mit ihnen getrieben wurde. Es dürfte daher in einem diätetischen Blatte nicht am unrechten Orte seyn, von Zeit zu Zeit ähnliche Ausgeburten der Finsterniß in ihrem schädlichen Einfluß auf körperliche und geistige Gesundheitspflege mitzutheilen.

I.

Giovanni Francesco Pivati, ein Mann von Stand und Ansehen in Venedig, wollte im Jahre 1747 gefunden haben, daß, wenn man riechende Substanzen in Glasröhren dicht (hermetisch) einschlöße, und nachher durch Reiben electrisch machte, nicht allein die Gerüche durch

das Glas drängen, sondern auch vermittelst ihrer specifischen Heilkräfte in diesem Zustande auf die so electrisirten Personen wirkten. Ein Mann, der über Schmerzen in der Seite klagte, wurde vermittelst einer Glasröhre electrisirt, worin man peruvianischen Balsam eingeschlossen hatte. Der Mann ging nach Hause, schlief und schwitzte stark, und nunmehr roch sein Nachtzeug, Bett und Alles nach peruvianischem Balsam, ja sogar seine Haare und auch der Kamm, mit dem er sie kämmte. — Diese und ähnliche Wundergeschichten kamen dem Professor Winkler in Leipzig zu Ohren, der ähnliche Versuche machte, und Privati's Heilmethode bestätigt fand. In Italien fanden sich eine Menge Anhänger dieses Mannes; man heilte durch eingeschlossene Arzneimittel hartnäckige Uebel augenblicklich oder doch in etlichen Minuten. Von diesem erstaunlichen Erfolge aufgemuntert, verfertigte Privati allerlei Röhren für Krankheiten. Sie hießen: eröffnende, schweißtreibende, balsamische, gegenschlagflüssige, herzstärkende Röhren. So weit stieg dieß glänzende Meteor des Betruges und des Irrthums, das Tausende für ein neues Licht zu halten anfingen. Durch das Aufsehen, welches diese Kuren machten, bewogen, ging der Abt Nollet über die Alpen, um Alles an Ort und Stelle zu untersuchen; er fand aber nichts als Uebertreibung, Mangel an Beobachtungsgeist und förmlichen Betrug. Endlich stand noch ein Sign. Fortunato Bianchini in Venedig auf, und zeigte nicht nur einer ganzen Gesellschaft der verständigsten Männer, daß an der ganzen Sache nicht das Mindeste wahr sei, sondern auch, daß die andern Herren zu ihren Versuchen meistens ihre Bedienten oder Bettler und sonst gefällige Schlucker gewählt hatten, die Alles rochen und fühlten, was die Herrschaften und Obern gerochen und gefühlt haben wollten. —

„Es ist dem Denker interessant zu sehen, sagt Lichtenberg, wie zuweilen ein Flöckchen von Aberglauben, der auf den rechten Fleck der großen Masse verwandten Stoffs herabfällt, sich nach und nach zu Lavinen ballt, die endlich die Meinung leichtgläubiger, bequemer Menschen zu Tausenden fortreißen." —

II.

Valentin Greatraks, im Jahre 1628 in Irland geboren, mußte beim Ausbruch einer Rebellion aus seinem Vaterlande nach England entfliehen. In seine Heimat zurückgekehrt, war er Zeuge von den traurigen Folgen der verheerenden Aufstände. „Ich sah da so viel von den Sünden dieser Welt," sagte er, „und der Gerechten so wenige, daß mein Leben mir zur Last, und meine Seele des sie bekleidenden Erdenkloßes so müde, als der Galeeren-Sclave seines Ruders, ward." — Nachdem er eine Zeit lang Lieutenant gewesen war, trat er als Secretär bei einem

Gerichtshofe ein. „Nun verspürte ich, sagt er, in meinem Innern eine Art von Selbstvertrauen, wovon ich keinen vernünftigen Grund angeben kann, und welches mir gleichsam sagte: Du kannst die Skropheln heilen. Ich verschwieg es lange, bis ich es meiner Frau sagte. Endlich (es war am 2. April 1665 früh Morgens) ward es mir durch einen innern Antrieb klar, daß mir die Gabe, Krankheiten zu heilen, verliehen worden sei." Nun fing er an zu heilen und nicht zu heilen, wie es kam. Zuweilen gelang es ihm geschwind, zuweilen gar nicht, ob er gleich fast vier Wochen streichelte. Er heilte Kröpfe durch Berührung, und wenn es nicht helfen wollte, durch — Ausschneiden. Thomas Wall, ein Prediger, der ausdrücklich eine Reise machte, um Herrn Greatraks zu beobachten, sagte aus, daß dessen Hand zweimal gänzlich gelähmt und kohlschwarz dafür geworden sei, daß er kein Vertrauen zu seinen Kuren hatte; allein, jedesmal habe er die verkohlte Hand durch Berührung mit der unverkohlten Hand wieder hergestellt. —

Diese Geschichte verdiente kaum der Vergessenheit entrissen zu werden, wenn nicht ein großer Philosoph seiner Zeit, R. Boyle, und einer der berühmtesten Aerzte aller Zeiten, Sydenham, für die Wahrheit derselben Zeugniß ablegten; ein Umstand, welcher leider beweist, daß sogar die hellsten Köpfe dem Wahne ihres Zeitalters zugänglich sind. „Robert und Boyle" (sagt Lichtenberg *) „gehören unter die größten Männer ihrer Zeit, und waren zugleich redliche, friedliebende, gute Menschen. Aber das sind nicht immer die Leute, die sich den Thorheiten ihres Zeitgeistes zu widersetzen trauen." —

Ideen aus dem Gebiete der Diätetik.

(Von Dr. Rud. M....).

I.

Bei der Wahl der Nahrungsmittel muß auf das Klima und die Jahreszeit die genaueste Rücksicht genommen werden. In den nördlichen Gegenden, wo Kälte, feuchte Nebel und Stürme öfter herrschen, und der Mensch sich anstrengen muß, um der dürftigen Natur die dringendsten Bedürfnisse abzuringen, soll er sehr nahrhafte, thierische Speisen genießen, um den äußern Einflüssen desto mehr Kraft und Energie entgegen setzen zu können. Daher auch die nordischen Völker meistens von Fischen, Fleisch, Fett und Blut von Wallfischen, Rennthieren u. s. w. sich ernähren. Die englischen Seeleute bekommen auch aus diesem Grunde bei Expeditionen

*) Der diese Thatsache mittheilt.

nach den nördlichen Gegenden größere Rationen und mehr Fleisch, als bei Reisen nach den Tropen.

II.

In den Ländern eines warmen Klima's hat der Mensch wenige Bedürfnisse zur Erhaltung des Lebens, und da er sich nicht anzustrengen braucht, um der Natur ihre Gaben zu entlocken, so befindet er sich auch bei wenig nahrhaften Speisen am Besten. Die Verdauung des Nordländers ist auch weit besser als die des Südbewohners, und während jener Fleisch-Speisen reichlich genießen kann, muß sich dieser auf leichtverdauliche Speisen, auf zuckerhältige, säuerliche Früchte und frische Kräuter, die zugleich die Hitze mäßigen, beschränken. Auch wirken Früchte und frische Kräuter der Fäulniß, wozu die Südhitze disponirt, entgegen, und verhüthen die Entstehung einer Vollblütigkeit, die in heißen Klimaten sehr zu fürchten ist. Mit dem Norden gegen den Süden nimmt also der Genuß des Fleisches ab und die der Pflanzen-Speisen zu.

III.

Dasselbe Verhältniß gestaltet sich zwischen dem Winter und Sommer. So wie im Norden, eben so bedarf der Mensch im Winter sehr nahrhafter und erregender Speisen. Man muß nur bedenken, daß in der kalten Jahreszeit die Verdauung besser ist; wer also keine sitzende Lebensart führt, wird im Winter Fleisch-Speisen, Mehlgerichte und Hülsenfrüchte besser als im Sommer vertragen.

IV.

Im Sommer ist die Ausdünstung der Haut erhöht, die Verdauungskraft geschwächt; daher sind milde, leichtverdauliche, kühlende und wenig nahrhafte Speisen, Obst, zuckerhältige und schleimige Wurzeln passend. Der Genuß des Fleisches ist zu beschränken, und das Fleisch junger Thiere und frischer Fische zu empfehlen.

V.

Der Frühling und Herbst bilden gleichsam diätetische Uebergänge zur Lebensart des Winters und Sommers. Im Frühling ist die Wärme zur Mittagszeit erhöht, und bei den kühlen Abenden und Nächten unterdrückt. Dadurch entstehen leicht Katarrhe und Rheumatismen; daher sind weniger Fleisch-Speisen, mehr Milchgerichte, schleimige, der Brust zuträgliche Nahrungsmittel dienlich. Auch im Herbst wird leicht bei den plötzlich eintretenden kühlen Nächten die Hautausdünstung unterdrückt und dadurch Unterleibskrankheiten, Durchfälle, Ruhren und gallichte Krankheiten hervorgebracht; daher ist der Gebrauch des Obstes und der grünen Kräuter zu beschränken, wogegen die Wurzeln, welche Zucker, Satzmehl und Schleim enthalten, und leichtverdauliche Fleisch-Speisen zu empfehlen sind.

VI.

So sehr sich die Diät nach den Jahreszeiten richtet, so muß doch nicht minder auf die verschiedene Witterung in einer und derselben Jahreszeit Rücksicht genommen werden. In kühlen und nassen Sommern ist der häufige Genuß frischer Gemüse und des Obstes nachtheilig, während solcher in einem milden Winter passend ist.

Miscelle.

Chevallier über den Apparat von Paulin, als Schutzmittel gegen das Einathmen erstickender Gasarten *).

Die Aufgabe, Spritzenleute und Minenarbeiter gegen die Nachtheile des Dampfes und so mancher erstickender Gasarten zu sichern, welche sich bei Feuersbrünsten, besonders im Anfange und in Kellern, so wie in den Bergwerken entwickeln, hat jetzt wieder Herrn Paulin veranlaßt, einen Apparat ausfindig zu machen, der, wie es scheint, in der Praxis sich bewährt.

Er besteht in einer Jacke von Schafleder, welche über den Kopf, der mit dem gewöhnlichen Casquet der Spritzenleute bedeckt ist, reicht. An den Armen und am Gürtel schließt diese Jacke fest an; eine Glastafel in der Gegend des Gesichts erlaubt den Gebrauch der Augen. Mittelst einer Röhre in der Gegend des Mundes, welche mit einer Klappe versehen ist, kann der Dienstthuende sich Andern verständlich machen, ohne daß Luft von Außen in die Zwischenräume dringt. Atmosphärische Luft wird durch ein Rohr von Außen in den Raum geleitet, der zwischen Jacke und der Uniform befindlich ist, sie dient zugleich dazu, einer Lampe, die vorn am Leibe befestigt ist, die nöthige Luft zum Brennen zu geben.

Die Versuche, welche mit diesem Apparat in Kellern und Schiffsräumen angestellt worden sind, in welchen man nasses Stroh, Schwefel und Pech angezündet hatte, sind größtentheils befriedigend ausgefallen. Den Versuchspersonen wurde jedoch heiß dabei, der Puls vermehrte sich bis auf 130. Der Aufenthalt in dem gefährlichen Locale dauerte bei den verschiedenen Arbeiten von 7 bis 22½ Minuten. Nachtheile des Apparats sind, daß die freie Bewegung durch das Rohr gehemmt wird, welches atmosphärische Luft zubringt. Auch möchte die Glasmaske bei großer Hitze gefährlich werden.

—x—.

*) Annales d' Hygiène 1836, Nro. 29, S. 68.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 20.] Donnerstag den 9. März. [1837.]

Inhalt: Beiträge zur Witterungskunde des Geistes, vom Redacteur. — Medizinischer Aberglaube. — Psychologische Räthsel. — Miscellen.

Beiträge zur Witterungskunde des Geistes.

(Vom Redacteur.)

I.

In neuern Zeiten hat es der Erfindungsgeist des Menschen sehr weit im Baue der Instrumente gebracht, die jede Veränderung in der Luft andeuten sollten. Man weiß auf das Genaueste, woher und was für ein Wind geht; man fühlt gleichsam der Atmosphäre den Puls, um ihre leisesten Bewegungen auszuspüren. Eine Queckfilbersäule gibt uns den Grad des Druckes, die Dichtigkeit und Elastizität der Luft an. Ja, man hat durch scharfsinnige Berechnungen ihre Höhe, ihren Gehalt — mit welchem Wärmegrad sie sich über die Erde erhebt, und mit welcher Kraft sie die Lichtstrahlen bricht und zurückwirft — zu bestimmen gesucht. Man erfand eigene Luftgütemesser, um zu wissen, ob die Luft tauglich ist, das Leben und das Licht zu unterhalten? welchen Einfluß sie auf das Wachsthum der Pflanzen und auf das Gedeihen der Menschen übt? Wie es sich mit ihr in den höhern Regionen verhält? Man hat ihren Wassergehalt auszumitteln, und sich über die Gesetze der Dampfbildung genaue Resultate zu verschaffen gesucht. Man fragte: Ob sich nicht in ihr Miasmen (Krankheitsstoffe) finden, die der Gesundheit nachtheilig sind? Endlich hat man Mittel erfunden, um die Luft zu reinigen. — Bedenkt man, welchen Schweiß es sich die Naturforscher kosten ließen, um die Gesetze der Atmosphäre, in denen der physische Mensch lebt, zu ermitteln, so muß man staunen, wie wenig Psychologen oder die Naturforscher des menschlichen Geistes noch gethan haben, um uns über

die Gesetze der Atmosphäre, in welchen der geistige Mensch lebt, einen befriedigenden Aufschluß zu geben. Die geistige Umgebung (Atmosphäre), in der der Mensch als Kind, Jüngling, Mann und Greis sich bewegt, wirkt mächtig auf die Gesundheit seines Körpers und Geistes, und doch fehlt es ihm an empfindlichen Instrumenten, um die Luft, die er mit seinem geistigen Athmungsorgane einzieht, zu prüfen. Schickt ein Vater seinen Sohn, den er mit großem Kostenaufwande und zärtlicher Liebe vor dem Sittenverderbnisse der Zeit geschützt hat, endlich auf die Universität, so dringen sich ihm die ernsten Fragen auf: „Welches sind die Menschen, in deren Atmosphäre mein Sohn von nun an geistig athmen wird? Welchen Druck werden sie durch ihre Grundsätze auf das geistige Aufstreben meines Sohnes üben?" Aber es fehlt ihm der Barometer, um diesen Druck zu messen. Der gebildete Mann, der sein ganzes Glück sucht in einem Weibe nach seinem Geiste, die ihn ganz verstehen und sich in seine Ideen finden könnte — kann er bei noch so vorsichtiger Wahl die wahre Höhe ihres Geistes, die Tiefe ihrer Empfindung und den Wärmegrad berechnen, mit der sie sich über die Erde und ihre Kleinlichkeiten erhebt? In der Gesellschaft, in welche wir zum Erstenmal schüchtern treten, wissen wir oft nicht von einem Einzigen, ob sein Geist die Lichtstrahlen des mitgetheilten Gedankens bricht und im reinen Austausch der Ideen wieder zurückwirft? — Es fehlt uns bei dem ersten Umgange mit Menschen ein Luftgütemesser, der uns belehre, ob sie tauglich sind, in unserem Geiste Licht und Leben zu unterhalten? Welchen Einfluß ihre Atmosphäre auf unser geistiges Wachsthum üben wird? Gehen wir mit Charlatanen um, — wodurch sollen wir ihren Wassergehalt und die Gesetze der Dampfbildung bei ihnen ausmitteln? — Kommen wir in ein neues Land, in eine neue Stadt, — wodurch messen wir die Reinheit der Luft in den höhern Regionen, — wie können wir wissen, woher und was für ein Wind daselbst geht? Die falschen Freunde, die dein Haus besuchen, vergiften vielleicht deine Ruhe, deinen Frieden; sie versengen ohne dein Wissen mit der Glühsonne roher Gespräche die Unschuldsblume deines Kindes, — wie kannst du den Stick- und Wasserstoff einer solchen kranken Freundes-Atmosphäre oder die Miasmen ausfindig machen, womit sie der Gesundheit deines Hauses drohen? Bist du jedesmal im Stande, deine Umgebung zu wählen und dein Haus vor solcher bösen Luft zu reinigen? Erlauben es immer deine Verhältnisse, durch den Chlordampf des Ernstes und der Strenge solche Miasmen zu zerstören und durch das Oeffnen von Thür und Fenster zu entfernen? —

Jeder Leser sieht, daß wir in der Physik weiter sind, als in der Seelenlehre, und wie wichtig es wäre, Instrumente zu besitzen, um die geistige Atmosphäre unserer Nebenmenschen zu prüfen. Aber noch wichtiger ist für

uns eine Witterungskunde des Geistes, das heißt die Lehre, wodurch wir im Stande wären, die mannigfaltigen Veränderungen zu erkennen, die täglich und stündlich in der Atmosphäre der uns umgebenden Menschheit vor sich gehen. Diese Lehre von den Stimmungen unserer Mitmenschen müßte zerfallen: 1. in die eigentlich sogenannte Meteorologie, die uns den jedesmal bestehenden Zustand der Witterung erkennen lehrte, und 2. in die Meteoromantie oder in die Lehre, die zukünftige Witterung voraussagen zu können. Bedenkt man, wie weit die Physiker in der Witterungskunde noch zurück sind, — so kann man leicht auf die Armuth schließen, an der die Psychologen in dieser Beziehung leiden. Wenn jemals Aufschlüsse über die Witterungskunde der Seele zu hoffen sind, so müssen sie nach meiner Ueberzeugung von den Aerzten ausgehen. Die Aerzte sind gezwungen, an den unscheinbarsten Kleinigkeiten die Seelenwitterung nicht nur ihrer Kranken, sondern auch der Gesunden, zu studieren und erkennen zu lernen. Das Glück des Arztes hängt so oft von der Stimmung und Laune seines Patienten ab, daß sein praktischer Blick ihm statt aller Berechnungen dient. Der Arzt muß ein lebendiger Barometer seyn, um aus den kleinsten physischen und geistigen Nüancen seines Kranken zu erfahren, welchen Druck die Umgebung auf denselben ausübt; wie hoch die Quecksilbersäule des Zutrauens steht? Ob die Feuermeteore der Leidenschaften die Seele des Kranken durchwühlen; ob Wassermeteore hysterischer Thränen im Anzuge sind — ob ein Charlatan durch Dampfbildung die Luft nicht nebelig gemacht, — kurz er muß und soll jedesmal wissen, wie und woher der Wind geht? — Man glaube aber ja nicht, daß hier von einer Physiognomik oder der Kunst, das Innere des Menschen durch seine Gesichtsbildung zu erkennen, die Rede ist; es handelt sich hier um etwas Höheres, nämlich um die Kunst des Arztes, die gegenwärtige oder künftige Seelenwitterung des Kranken zu ahnen. Ich sage: ahnen; denn so wie Plato dem Dichter Divinationsvermögen zuschreibt, der ihn in Momenten der Begeisterung der irdischen Welt entrückt und in höhere Regionen erhebt; — eben so bin ich überzeugt, daß der wahre praktische Arzt in die Seelenstimmung seines Kranken oft durch ein gewisses Ahnungsvermögen eindringt, ohne daß er sich jemals Rechenschaft vom Grund dieser Erkenntniß geben kann. Es stünde auch traurig um den Erfolg seiner Kunst, wenn ihm nicht ein Genius am Krankenbette beistünde, der ihm über das, was zu thun ist, und was im Geiste seines Kranken vorgeht, leise Andeutungen gäbe. Wer ist mehr der Verstellung, der Täuschung, dem Betrug ausgesetzt, als der Arzt? Daher hat dieser am meisten Gelegenheit, mit seinen Beobachtungen die Meteorologie des Geistes zu bereichern.

Sein Scharfblick muß oft beim Eintritt ins Krankenzimmer die Seelenwitterung des Kranken, seine Stimmung und Laune ausspähen, um alsogleich seine Maßregeln darnach zu nehmen. Liest man die Lebensbeschreibungen großer Aerzte, so überzeugt man sich, daß ihre Größe eben darin bestand, den Moment zu erfassen, um auf die Seele und die Stimmung der Kranken und ihre Umgebung mit Kraft einzuwirken, und wie hätten sie dieß können, ohne die Kunst zu verstehen, diese Geistesstimmungen schnell zu erkennen? Es dürfte sich daher ein erfahrener Arzt, der den Menschen in verschiedenen Lagen und Verhältnissen zu studieren Gelegenheit hat, ein Verdienst sowohl um seine Kunstjünger als auch um die Menschenkunde erwerben, wenn er eine solche Witterungskunde des Geistes, wie sie besonders bei Behandlung hypochondrischer, hysterischer Personen wichtig ist, zu schreiben unternähme. Bis dieß geschieht, müssen wir uns mit Beiträgen zu einer solchen Lehre begnügen, wozu wir erfahrene Aerzte hiermit öffentlich auffordern, mit der Bitte, uns recht bald derlei Beiträge einzuschicken.

Medizinischer Aberglaube.

(Fortsetzung.)

III.

Während der Antoninischen Pest wußte ein gewisser Alexander von Abonoteiches das hereinbrechende große Sterben klüglich und mit entschiedenem Erfolge zu benutzen. Nah allen Provinzen, nach allen großen Städten schickte er seine Boten: „Man möchte auf Erdbeben, Brand und Pest gefaßt seyn, und versprach seinen mächtigen Beistand zur Abwendung des Verderbens. Er erreichte, was er wollte. Ueberall war von diesem göttlichen Ausspruche die Rede, und die Welt lenkte ihre Aufmerksamkeit von der Natur ab, um sie dem großen Propheten zuzuwenden, der eigentlich etwas voraussagte, was Jeder schon wußte. Alles vertraute dem angebotenen Schutze, der einzig und allein auf die finstere Umnebelung der Gemüther berechnet war. Es wurde den Römern ein Orakel gegeben des Inhalts: „daß der goldlockige Apollo die Wolke der Pest vertreibe.“ Diese Worte gingen durch alle Lande von Mund zu Mund und sogleich gab man ihnen die Bedeutung von magischer Schutzkraft; daher schrieb man sie an die Thüren als geheimnißvolle Schutzwehr gegen die Pest, in deren Unbefehlbarkeit man das unbedingteste Vertrauen setzte. Alles Zittern und Zagen hatte nun ein Ende; ja, man setzte sogar alle heilsame Vorsicht aus den Augen, lebte leichtsinnig in den Tag hinein, und überließ sich den gewöhnlichen Ausschweifungen. Starben nun, wie dieß sehr häufig geschah, ganze Häuser aus, die durch Alexanders Orakel unter

den Schutz des goldlockigen Apollo gestellt waren, so entstanden deßhalb nicht die entferntesten Zweifel an der Schutzkraft dieses Orakels; denn es ist eine wesentliche Eigenschaft des Aberglaubens, gegen die Erscheinungen der Wirklichkeit mit einer völligen Blindheit geschlagen zu seyn. Hecker sagt bei dieser Gelegenheit: „Von dem ärztlichen Stande zu verlangen, daß er überall und unter allen Umständen den Aberglauben siegreich bekämpfe, wäre gewiß eine unbillige Forderung. Er kann sich wohl rühmen, unter günstigen Verhältnissen große Siege über die Finsterniß errungen zu haben, deren sich die ganze Menschheit zu erfreuen habe. Diese Siege abgerechnet, sind aber gewöhnlich die Gränzen seines Wirkungskreises zu eng, und das Maß seiner Kenntnisse einer so erhabenen Aufgabe nicht gewachsen." —

IV.

Der Theriak, wie ihn der Charlatan Andromachus aus zwei und sechzig Mitteln zusammensetzte und als Universalmittel gegen alle Krankheiten anbot, war im zweiten Jahrhundert allgemein im Gebrauch und als zu Marc Aurels Zeiten die Pest ausbrach, freuten sich ohne Zweifel alle Hypochondristen, ein so untrügliches Specificum für Alles zu besitzen. Einer von diesen Gläubigen war Marc Aurel selbst, der ein so blindes Vertrauen in dieses Mittel setzte, daß er es täglich und mit großem Behagen einnahm. Bald nahmen alle Hofleute tagtäglich Theriak, und die kaiserl. Hofärzte konnten nicht genug Zeit finden, um die Wunderlatwerge des Andromachus einzurühren. Der hypochondrische Kaiser starb zuletzt doch an der Pest, was aber gar nicht in Betracht kam. Dem Hofe thaten es die Vornehmen, und den Vornehmen das ganze Volk im römischen Reiche nach. Unter den folgenden Regierungen aber fragte man kaum noch die Aerzte um Rath wegen des Gebrauches der Latwerge von zwei und sechzig Mitteln. „So ist der Lauf der Dinge!" sagt Hecker; „zuerst geben die Aerzte ihrer Selbstsucht fröhnend, den Thorheiten der Zeit nach; sie überreden die Großen der Erde, die widrigen Wundergemische, die sie zusammengegossen, einzunehmen; und zum Dank dafür erhalten sie selbst den Aberglauben an ihre sinnlosen Ausgeburten zurück, der die Wissenschaft Jahrhunderte lang wie ein Alp drückt." —

(Wird fortgesetzt).

Psychologische Räthsel.

I.

Sterbende bestimmen oft mit Genauigkeit die Stunde, ja selbst die Minute ihres Todes. Hohenbaum kannte einen geschickten Arzt, der,

nachdem er alle Vorbereitungen zu seinem Tode getroffen, den Sarg bestellt, das Geld für die Leichenanstalten vertheilt hatte, sich die Uhr vor sein Bett bringen ließ und die ihm noch übrige kurze Lebenszeit genau auf sechs Minuten bestimmte, was pünktlich eintraf. Zugleich verbat er sich, ihm nach dem Tode die Augen zuzudrücken, weil er das selbst thun wollte, und wirklich schloß er sie wenige Minuten vor seinem Tode.

II.

Eine Mutter von mehreren Kindern träumte, daß sie an einem Tische mit ihren Kindern sitze, und diese durch einen Schlaftrunk vergiften wolle. Sie frägt nach der Reihe die Kinder, wer den Schlaftrunk oder den Giftbecher nehmen wolle. Einige sind willfährig und bereitwillig; andere wünschen noch zu leben. Von diesem schrecklichen Traume erwacht die geängstete Mutter; aber in eben diesem Augenblicke hört sie auch ihren 12jährigen Sohn, der mit ihr in derselben Stube schläft, sich unruhig bewegen und stöhnen. Die Mutter fragt den Sohn, was ihm fehle, und so erzählt dieser ihr denselben Traum, die Mutter habe ihn und seine Geschwister vergiften wollen. (Grohmann in Nasse's Zeitschrift für psych. Aerzte Jahrgang 3.)

III.

Dr. Wesermann erzählt in einem Briefe an Nasse, daß sein Freund, der Prediger B... zu L... bei seiner Abreise nach einer benachbarten Stadt des Morgens sehr früh ein Haus in seiner Gemeinde im Feuer aufgehen sah, und als er des Abends spät zu seiner Frau zurückkam und über das Schicksal der armen Abgebrannten sein Bedauern äußerte, sagt ihm diese, daß das Haus nicht am Morgen, sondern erst spät am Abend abgebrannt sei.

IV.

Ein gewisser Schönemann, der eine Zeitlang in und bei Berlin als Prediger lebte, hatte weder in seinen Knabenjahren, noch in seinem ersten Jünglingsalter ein besonderes Talent zum Dichten gezeigt. Indeß, als er 20 Jahre alt war, entwickelte sich bei ihm jenes Talent in einer Gemüthskrankheit, die ihn so sehr angriff, daß er oft in einen, der Ohnmacht ähnlichen Schlaf verfiel. In jedem dieser Anfälle redete er oft stundenlang in Versen. Nach der Krankheit hatte er die Fertigkeit, über jedes Thema in Versen zu reden.

Miscellen.

Schiller als Arzt.

Schiller, dessen Vater Wundarzt war, widmete sich bekanntlich im sechzehnten Jahre dem Studium der Arzneikunde. Seine erste in lateini-

scher Sprache abgefaßte Schrift: „Philosophie der Physiologie," ist nicht im Druck erschienen. Im Jahre 1780 vertheidigte er öffentlich eine akademische Streitschrift: „Ueber den Zusammenhaug der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," erhielt bald darauf den Doctorgrad, wurde als Arzt bei einem würtembergischen Regimente angestellt, wo er sich, wie Staatsrath Körner, sein Freund, sagte, durch Geist und Kühnheit, aber nicht im gleichem Grade durch Glück ausgezeichnet hat. Nicht aus Neigung, sondern in Hoffnung eines künftigen sichern Erwerbes trieb Schiller die ärztliche Praxis; Liebe zur Medicin fehlte dem mit Dichtergeist so reichlich ausgestatteten Jüngling. In einem Briefe an Dalberg schrieb er selbst: „Ich würde die Unwahrheit reden, wenn ich meine immer wachsende Neigung zum Drama verläugnete, die einen großen Theil meiner Glückseligkeit auf dieser Welt ausmachen soll; und doch habe ich vor Verfluß eines halben Jahres keine Hoffnung, sie befriedigen zu können. Meine jetzige Lage nöthigt mich, den Gradum eines Doctors der Medicin anzunehmen, und zu diesem Ende muß ich eine medicinische Dissertation schreiben und in das Gebiet meiner Handwerkswissenschaft(!) noch einmal zurückstreifen. Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen terminologischen Kunst machen müssen; allein, was seyn muß, zieht nicht erst die Laune und die Lieblingsneigung zu Rath."

Verlust der Sprache durch Verkühlung.

Ein gesundes kräftiges Mädchen von neun Jahren wurde nebst drei Geschwistern von einem gutartigen Scharlache befallen. Im Beginne der Abschuppungsperiode wurde das Mädchen unvorsichtigerweise der Zugluft ausgesetzt und verlor fast in demselben Momente die Sprache gänzlich. Das Kind konnte sich nur durch Schrift und Sprache verständigen; war aber nicht im Stande, den geringsten Laut hervorzubringen. Die kräftigsten Mittel blieben ohne Erfolg. Nur die täglich fortgesetzten, fast gewaltsamen Anstrengungen des sich ganz unglücklich fühlenden Mädchens brachten es endlich so weit, daß unarticulirte Töne mühsam hervorgebracht werden konnten. Die Aeltern und das Kind hatten alle Hoffnung zur Genesung aufgegeben. Im Herbste 1829 brachen Masern bei dem Mädchen aus, und mit Beendigung des Ausbruchs trat sofort die Sprache wieder vollkommen ein.

Verlust des Gedächtnisses und der Sprache.

Eine vollsaftige cholerische Frau von 51 Jahren wurde im Februar vorigen Jahrs vom Schlage getroffen, Lähmung des rechten Armes und

Fußes, so wie Verlust des Gedächtnisses und der Sprache waren die baldigen Folgen. Vergebens versuchte man die Kranke dahin zu bringen, irgend ein Medicament zu gebrauchen. Höchst eigensinnig und ungebildet, aß und trank sie Alles ohne Unterschied und verweigerte hartnäckig den Gebrauch aller Heilmittel. Die Sprache fehlte ihr in der Art, daß sie nur die drei Worte: „Jesus" „wieder" und „sprechen" auszusprechen vermochte, ohne daß sie ihr vorgesagt wurden. Mit den Worten: „sprechen" und „wieder," jedes einzeln, aber öfters zwanzigmal hintereinander und schnell ausgesprochen, bezeichnete sie Alles, was sie mittheilen wollte, und rief dann „Jesus!" „Jesus!" im höchsten Unwillen, wenn, wie natürlich, ihre Meinung nicht gleich von der Umgebung errathen wurde. Diese drei Worte behielt sie, aber kein anderes mehr; wohl aber war sie im Stande, jedes deutsche oder polnische oft schwer auszusprechende Wort deutlich nachzusprechen. Einmal ausgesprochen, verschwand es indessen aus ihrem Gedächtnisse und sie wiederholte es nur papageienartig, wenn man es ihr abermals vorsagte. Selbst die Namen ihrer Hausbewohner und Kinder sagte sie nur mechanisch nach, ohne zu wissen, wer damit bezeichnet wurde. Ueber ihr Befinden und ihre Wünsche, die sich meistens auf Essen und Schlafen bezogen, befragt, konnte sie sich durch Zeichen verständigen; auch verstand sie, was man mit ihr über diese Gegenstände sprach. Alle äußern Sinne waren kräftig, alle geistigen Kräfte hingegen geschwächt und das Gedächtniß verloren. Wahrscheinlich rührte der Verlust der Sprache auch nur lediglich vom Mangel des Gedächtnisses her; denn (wie das Nachsprechen schwer aussprechbarer Worte beweist) weder die Stimmnerven noch die bei Bildung der Sprache thätigen Organe hatten gelitten. In diesem körperlich- und geistig-traurigen Stande vegetirte diese eigensinnige Frau noch einige Monate fort, bis sie endlich ein Opfer der Wassersucht werde.

Civrieux-michelische Preise für 1837 und 1838.

Für 1837. Die unbeantwortet gebliebene Aufgabe: Behandlung und Heilung der durch Ueberreizung des Nervensystems entstandenen Krankheiten.

Für 1838. Welchen Einfluß hat die physische und moralische Erziehung auf eine Ueberreizung des Nervensystems, und die durch eine solche Ueberreizung bedingten Krankheiten?

Der Preis beträgt 1500 Franken (wegen der nicht Statt gehabten Preisvertheilung des Jahrs 1836).

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 21.] Montag den 13. März. [1837.]

Inhalt: Ideen über Lebensversicherungen. — Letzte Lebenstage Walter Scott's. — Miscellen.

Ideen über Lebensversicherungsanstalten.

I.

In neuern Zeiten war man darauf bedacht, sogenannte Lebensversicherungsanstalten zu errichten. Diese Gesellschaften forderten von einem Jeden, welcher in dieselbe zum Behufe seiner Lebensversicherung eintreten wollte, eine gewisse Geldsumme, die größer oder kleiner war, je nach Verhältniß der Jahre, die der Eintretende wahrscheinlich noch zu leben haben dürfte. Die Beurtheilung dieser Wahrscheinlichkeit hing zwar nicht bloß von dem Zeugnisse, welches der Eintretende von seinem Arzte mitbrachte, sondern auch von dem Gutachten derjenigen Aerzte ab, die die Gesellschaft eigends zur Prüfung solcher beigebrachten Zeugnisse angestellt hatte. Es konnte aber dennoch nicht fehlen, daß zuweilen zwischen den Erben eines Lebensversicherten und den Versicherungsanstalten sich Streitigkeiten erhoben, wobei es sich zunächst um Vertheidigung oder Bestreitung des Inhalts dieser ärztlichen Zeugnisse handelte. Es stehen sich in solchen zweifelhaften Fällen zwei Interessen entgegen, deren Collision nicht immer in der Güte und auf schiedsrichterlichem Wege gehoben werden kann; sondern die ernste Entscheidung richterlicher Behörden erfordert, die aber wiederum von dem Gutachten höherer Medicinalpersonen abhängt. Bis jetzt haben nur wenige Aerzte diesem Zweige der gerichtlichen Medicin die verdiente Aufmerksamkeit geschenkt. Ganz neuerlichst hat jedoch Froriep die Aerzte auf diese Lücke ernstlich aufmerksam gemacht. Dieser ausgezeichnete Arzt und Naturforscher hatte sich lange Zeit mit diesem Gegenstande beschäftigt, und keine Mühe gescheut, sich damit genau bekannt zu machen. Bei seinem Aufenthalte in England suchte er

sich über das Wesen der dortigen Lebensversicherungsgesellschaften näher zu unterrichten; auf seine Veranlassung wurde auch das bekannte Werk von Babbage über diesen Gegenstand ins Deutsche übersetzt; eben derselbe deutsche Arzt gab den ersten Anlaß zur Errichtung der, auf Wechselseitigkeit gegründeten Lebensversicherungsbank in Gotha, deren Gründung und Ausbildung er immer mit anhaltendem Interesse gefolgt ist; endlich hat er sich schon früher bei Gelegenheit, als die Cholerafurcht besondere Vorkehrungen der Versicherungsbanken hervorrufen sollte, in einem Gutachten hierüber ausgesprochen, welches durch die weitern Ereignisse und Folgen gerechtfertigt worden ist. Da wir überzeugt sind, daß dieser Gegenstand auch für nichtärztliche Leser von hohem Interesse ist, so erlauben wir uns denselben, mit Rücksichtsnahme auf eines der neuesten Aufsätze des genannten Arztes *), hier einige Ideen über Lebensversicherungsanstalten vom diätetischen Gesichtspunkte vorzulegen. — Wie über Alles falsche Begriffe im Umschwunge sind, eben so herrschen sie über das Wesen der ebengenannten Anstalten. Um diese zu berichtigen, machen wir vor Allem darauf aufmerksam, daß Lebensversicherungsgesellschaften nicht etwa für eine gewisse Summe die Versicherung gewähren, man werde in einer gewissen Zeit nicht sterben, sondern sie ertheilen bloß die Versicherung, es werde, wenn der Lebensfaden während der Versicherungszeit abreißt, dem Erben oder dem Inhaber des Versicherungsscheines (Police genannt) ein Capital ausgezahlt werden, welches in dem Versicherungsscheine ausgesprochen ist, und für welches man jährlich Beiträge entrichtet hat. Diese Anstalten sagen daher mit klaren Worten dem Familienvater: „Du kannst wegen des künftigen Schicksals deiner Kinder oder deiner hinterlassenen Witwe ruhig seyn; nach deinem Tode werden sie keiner Noth ausgesetzt seyn; die Thränen, die sie an deinem Grabe weinen, werden zugleich den reinsten Schmerz über dein Hinscheiden und Dankbarkeit für die Stütze ausdrücken, die du ihnen zurückgelassen hast." Dieselben Anstalten rufen der Witwe und ihren betrübten Kindern zu: „Wenn euch auch das Theuerste auf Erden genommen worden ist — wenn auch das kalte Geld, welches die Versicherungsgesellschaft euch auszahlt, in euerem Herzen die ewige Lücke eines geliebten Familienhauptes durchaus nicht ausfüllen kann, so muß es euch doch wohlthun in Dem, was Ihr empfanget, des Verstorbenen zärtliche Liebe und Sorgfalt dankbar zu erkennen. Die Gedanken des Geliebten waren frühzeitig mit euerer Versorgung beschäftigt. Er hat vielleicht mancher Lebensfreude entsagt, um nur die Summe zu erschwingen, die euch nach seinem Hinscheiden vor Noth be-

*) Froriep: Ueber Lebensversicherungsanstalten vom medicinischen Gesichtspunkte, s. dessen Notizen im Jahre 1837, Nro. 2, 3 und 4.

wahren sollte; bei kräftiger, blühender Gesundheit hat er dafür väterlich gesorgt, daß euch Armuth und Mangel nicht auf Abwege führe, die des Menschen und seiner Bestimmung unwürdig sind — eure Erziehung war sein einziger Gedanke." — Aber eben wegen dieser hohen moralischen Bedeutung der Lebensversicherungsanstalten muß man auf ihre feste Begründung und sicheres Bestehen bedacht seyn, damit jeder Familienvater seine Einlagen in die Anstalt mit Vertrauen abtragen möge. Daher muß ein förmlicher Contract geschlossen werden, und zwar zwischen dem, welcher sich gegen die Folgen seines Todesfalles sichern will, und der Bank, die den Versicherungsschein ausstellt. Beide contrahirenden Theile müssen aus gewissen Thatsachen die Wahrscheinlichkeit berechnen, womit sie ihren Zweck erreichen können. Die Versicherungsbank muß durch vielfältige Erfahrungen die wahrscheinliche Lebensdauer des Menschen in ihrem Vaterlande auszumitteln suchen, damit sie darauf rechnen könne, daß, wenn auch in dem einen Falle einmal Einer früher stirbt, als es der durchschnittlichen Lebensdauer zufolge zu erwarten war, dagegen in andern Fällen der Mensch auch wieder länger lebt, und sich daher eine gewisse Anzahl von Fällen ausgleichen. Sie läßt sich daher 1. nach Verhältniß des Capitals, welches man bei eintretendem Todesfalle ausgezahlt wünscht, und 2. nach dem Alter der Versicherten, von jedem in die Gesellschaft Eintretenden einen jährlichen Geldbetrag auszahlen, damit sie aus diesen Beiträgen der Lebenden bei einem eintretenden Todesfalle dem Inhaber des Versicherungsscheines das ausbedungene Capital auszahlen und noch etwas übrig behalten könne. Dieses Uebrigbehaltene muß theils dazu dienen, um im Falle zahlreicher Todesfälle eine Reservecasse zu haben, oder um es unter diejenigen zu vertheilen, die Theilnehmer der Anstalt sind. Da die Dauer des Lebens unbestimmt ist, so ist jedenfalls derjenige, der sich in eine Versicherungsgesellschaft aufnehmen läßt, im Vortheil. Denn selbst, wenn er länger lebt, als die mittlere Lebensdauer annehmen läßt, so ist er zwar in Bezug auf das Geldgeschäft im Nachtheil, allein er wird reichlich entschädigt: 1. durch die gleich bei der Versicherung erfolgende Sicherstellung eines sonst noch sehr zweifelhaften Capitals, und vorzüglich 2. durch die größere Gemüthsruhe, welche dadurch erlangt wird und welche indirect wirklich zur wahren Verlängerung des Lebens beiträgt. Dieser Punkt ist wichtiger als man auf den ersten Anblick glauben sollte. In der That erfährt es jeder praktische Arzt täglich, daß manche Krankheit, an der ein Familienvater darniederliegt, eine ungünstige Wendung nimmt, wenn eines Theils das Gemüth des Kranken von der düstern Zukunft der Seinigen nach seinem Tode umnachtet ist, und andererseits die Angehörigen nicht jene Unbefangenheit und Ruhe

haben, welche zur gehörigen Krankenpflege erfordert wird. Zwar wird die Krankheit eines theuern Familienhauptes trotz aller im Voraus bewerkstelligten Versorgung der Seinigen, Zerrüttung im häuslichen Kreise und Trauer im Herzen der nahen Umgebung hervorbringen; aber immer wird sie nur mit der Gewalt eines gekannten Uebels auf die liebenden Angehörigen wirken, eines Uebels, das sie vor sich haben, bekämpfen, und wobei sie nicht so leicht ihre Geistesgegenwart einbüßen können — während eine noch im Dunkeln liegende, sorgenvolle Zukunft, durch die Phantasie auf den Geist lähmend wirkt, dem Gemüthe alle Ruhe raubt und die Liebenden für strenge Vollziehung der ärztlichen Befehle weniger fähig macht. Man sieht, daß die Lebensversicherungsanstalt den wohlthätigsten Einfluß sowohl auf das Gemüth eines bei ihr versicherten Kranken, als auch auf die Ruhe und Gemüthsstimmung derjenigen hat, die ihn während seiner Krankheit pflegen. Wir haben diesen Punkt absichtlich etwas näher besprochen, weil sich Menschenfeinde, die allem Neuen schon deßwegen, weil es nicht in ihre menschenfeindlichen Ideen paßt, abhold, gegen derlei Lebensversicherungsanstalten aus Gründen erklärt haben, die in dem eben Gesagten ihre Widerlegung finden sollen. Diese Gründe waren: Die Versicherten könnten wegen der Zukunft der Ihrigen beruhigt, leichtsinniger werden und die Pflichten gegen ihre Gesundheit minder sorgsam erfüllen, als wenn sie eine unversorgte Familie zurück zu lassen befürchten müßten; die versorgten Angehörigen könnten im Falle des Erkrankens ihres versicherten Familienhauptes in der Wartung und Pflege desselben weniger sorgsam seyn, als wenn mit seinem Tode auch ihre ganze Zukunft auf dem Spiele steht. Diese Einwendungen sind aus einer Unkenntniß des menschlichen Herzens hervorgegangen, und können nur von Personen gemacht werden, die die Würde der menschlichen Natur verkennen und sie nur einseitig zu beurtheilen gewohnt sind.

Wir kommen nun auf die Pflichten, welche jede der zwei contrahirenden Parteien, der Versicherte nämlich und die Assecuranzgesellschaft zu erfüllen haben. Es versteht sich, daß wir diese Pflichten hier nur vom ärztlichen Gesichtspunkte auffassen können.

Die Versicherungsanstalt hat bei der Aufnahme eines Mitgliedes auf alle Umstände zu sehen, welche, laut dem Ausspruche der Erfahrung, mit der Lebensdauer des Menschen und zunächst des zu Versichernden in naher Beziehung stehen. Je mehr lebensverkürzende Umstände schon zur Zeit der Aufnahme bei dem Eintretenden vorhanden sind, desto früher steht der Bank der Auszahlungstermin bevor, und desto vorsichtiger muß sie mit der Aufnahme seyn. Man kann aber alle lebensverkürzenden Ursachen, vom Standpunkte der Lebensversicherungsanstalten aus, in zwei Classen ein-

theilen: a) Lebensverkürzungsursachen, die vermieden werden können; b) solche, deren Vermeidung nicht in unserer Macht steht. Es ist bis jetzt Grundsatz der Lebensversicherungsgesellschaften gewesen, die Auszahlung der bedingten Summe zu verweigern, wenn der Versicherte durch Umstände sein Leben verkürzt hat, die da hätten vermieden werden können; und es sind bisher schon der Selbstmord, der durch Verbrechen herbeigeführte Tod auf dem Schafot, und das Duell als Todesarten bezeichnet worden, bei welchen die Versicherungssumme gar nicht bezahlt werde*). Bei manchen Banken ist der Tod durch Ertrinken beim Schiffbruch, der Tod auf dem Schlachtfelde namhaft gemacht, wo die Versicherung nicht Statt findet. Diese letztern Ausnahmen sind nicht vollständig zu rechtfertigen, indem durch sie ganze Stände der Vortheile des Versicherungswesens beraubt werden; höchstens sollte man höhere Einlagen bei so gefährlichen Berufsgeschäften verlangen. In moralischer, diätetischer Beziehung wäre es freilich wichtig, auch in solchen Fällen die Zahlung rückzuhalten, wo die lebensverkürzende Ursache erweislich in einem regellosen Lebenswandel, in Trunksucht u. dgl. zu finden ist. Dadurch würde vielleicht Mancher abgeschreckt werden, sich seinen lebensverkürzenden Ausschweifungen hinzugeben; besonders, wenn die Bank das Recht hätte, ihre Mitglieder auf die Gefahr, die ihrem Leben, und auf den Verlust, der ihrer Familie nach ihrem Tode droht, aufmerksam machen zu dürfen. Allein, da diese Gränzen nicht so scharf gezogen werden und auch aus solchen Rechten große Mißbräuche entstehen könnten, so muß man auf diese diätetischen Vortheile der Lebensassecuranzen vor der Hand Verzicht leisten und es der Gewissenhaftigkeit eines Jeden überlassen, seinen Lebenswandel so einzurichten, daß weder er noch die Bank zu Schaden komme.

Anders verhält es sich mit der zweiten Classe der lebensverkürzenden Ursachen, deren Vermeidung nicht in unserer Macht ist. Hierüber, z. B. über Krankheiten, herrschen sehr verschiedene Ansichten, und leider sehr einseitige. Doch wollen wir uns hierüber in einem der folgenden Aufsätze näher aussprechen.

Letzte Lebenstage Walter Scott's.

In einem der neuesten Hefte der englischen Zeitschrift, Fraser's Magazine, erzählt ein Mann, der mit Walter Scott vertrauten Um-

*) Aus Gelegenheit des vor einigen Jahren so großes Aufsehen machenden, wegen falschen Unterschriften verurtheilten Banquiers, Fonnteleroy in London, welcher in einer Lebensversicherungsbank für eine bedeutende Summe versichert war, hatte das Gericht entschieden, daß der Versicherungsschein, wo der Fall des Todes auf dem Schafot nicht ausdrücklich ausgenommen war, Zahlungsverbindlichkeit behalten soll. Das Oberhaus verwarf aber dieses Urtheil, weil es zu Verbrechen ermuntern könne.

gang pflegte, folgendes: „Ich bin sein Freund gewesen in der letzten Zeit seines Lebens, und was ich hier andeuten will, bezieht sich ausschließlich auf jene peinliche Zeit des Kampfes zwischen Leben und Tod. Ein Gallenfieber zerrüttete 1818 seine Gesundheit und schwächte seinen von Natur kräftigen Körperbau. Jeder Andere wäre unterlegen. Aber Scott, dem die Vorsehung eine außerordentliche Muskelkraft verliehen, verbunden mit der feinsten Zartheit nervöser Empfindsamkeit, überstand die Crisis. Er war, wie Fox, ein Athlet, begabt mit der Leibesbeschaffenheit des geistreichen Mannes: Doppeltemperament, dessen seltener Bund immer Wunder erzeugt. Einer seiner vertrauten Freunde berichtet, die Muskelkraft seiner Arme sei außerordentlich gewesen, und die Ausdehnung seiner Brust habe das gewöhnliche Verhältniß derselben bei starken Männern übertroffen; allzusehr angestrengte Arbeit mußte endlich auch solche riesige Kraft vernichten."

„Man weiß, wie sehr geistige Anstrengungen die Reizbarkeit der Nerven erhöhen und die Muskelkraft schwächen. Ich begegnete W. Scott im Jahre 1818 in Edimburg; er war zu Pferde, stark nach vorn gebeugt, und schien sich viele Mühe zu geben, sich aufrecht zu erhalten. Sein Gesicht war todtenbleich und seine Stirn von tiefen Runzeln durchfurcht. Er hatte das Ansehen eines Sterbenden. „Sehen Sie, ich muß der Gesundheit wegen ausreiten," sagte er, „die traurigste Aufgabe, die man sich denken kann. Die Aerzte sagen, Leiden tödten nicht; sollte ich indessen noch ein Vierteljahr leiden, wie bisher, würde ich es vorziehen, lieber zu sterben." Er blieb nicht allein am Leben; er gewann auch durch Befolgung einer strengen Diät, die fünf Jahre dauerte, allmälig seine Gesundheit wieder. Dessen ungeachtet unterbrach sein kränklicher Zustand seine geistigen Arbeiten nicht einen Augenblick. Während der komischen Scenen, wo er den lächerlichen Charakter Kaleb Obaldiston's zeichnete, nöthigte ihn oft sein innerer Schmerz, plötzlich sich zu unterbrechen. Er verfiel einige Minuten in höchst peinliche Zuckungen, wornach er die letzten Worte wiederholen ließ und den Faden seiner Darstellung fortspann, wie wenn nichts vorgefallen wäre. Als ihn das bekannte Unglück mit dem Bankerott traf, verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand nicht und seine Stimmung blieb sich gleich. Er arbeitete mit unermüdlichem Fleiße fort. Man machte ihm Vorstellungen, daß diese Anstrengungen ihn erschöpfen werden. „Still, still," sagte er, „so lange die Sonne scheint, ist es gut Heu zu machen." Er täuschte sich. Er hatte sich leider durch zu übertriebene Anstrengungen den frühen Tod zugezogen. Er war in seinen letzten Tagen äußerst mäßig und blieb nie lange bei Tische. — Sein Arzt, Dr. Abercrombie, vermochte trotz aller Sorgfalt nicht den erschöpften Körper zu erheben. Er rieth endlich zu einer Reise nach Italien. In Neapel gewann er einige Hei-

terkeit und Geistesruhe wieder. Er versuchte eigenhändig zu schreiben; aber seine Lähmung vergönnte ihm kaum einige lesbare Worte zu schreiben. Er sehnte sich nach Schottland zurück und fürchtete nur, daß er sterben werde, bevor er es erreicht. Es war mitten im Sommer, als er bei drückender Hitze nach London kam, wo man bemerkte, daß er sein Gedächtniß verloren. Durch drei Monate verbreitete sich die Lähmung fast über den ganzen Körper. Mit Mühe sprach er einzelne Worte aus. Er wünschte nur nach Schottland zu kommen; er traf am 9. Juli 1832 in Edimburg ein, und erkannte weder Ort noch Personen. Als sich aber sein Feen-Schloß Abbotsford, seine Schöpfung, ihm darbot, erhob er sich mühsam von dem in der Kutsche ihm bereiteten Lager, streckte seine Arme den ihn bewillkommenden Freunden entgegen, erkannte sie vollkommen, und, wie durch ein Wunder seine Sprachfähigkeit wieder gewinnend, dankte er ihnen, daß sie ihn hierher gebracht. Gleich darauf sank er in seinen frühern Zustand zurück. Er erlosch wie eine sterbende Lampe, der es an Nahrung gebricht. Bald war er fühllos, bald phantasirte er wieder, bis der Tod seinen Leiden am 21. September 1832 ein Ende machte."

Miscellen.

Die öffentlichen Kranken- und Wohlthätigkeitsanstalten in Irland.

(Aus Denis Phelan's: Statistical inquiry into the present state of the medical Charities of Ireland. (Dublin 1836.)

In Großbritannien sind die meisten Wohlthätigkeitsanstalten ohne alle Oberaufsicht der Regierung; sie werden auch ohne Zuthun derselben vom Volke erhalten. Die Spitäler und öffentlichen Krankenanstalten sind, namentlich in England, fast allein aus der Mildthätigkeit der Einwohner entstanden, und werden auch von ihnen erhalten und verwaltet. Dieselbe Einrichtung besteht auch in Irland; allein dieses von der Natur so begünstigte und doch so arme Land ist nicht im Stande, seine Krankenanstalten allein durch milde Beiträge zu erhalten; es bedarf dazu der Zuschüsse aus der Staatscasse.

In Irland ist die Nothwendigkeit der Kranken-Anstalten um so größer, da: 1. selbst in den fruchtbarsten Jahren Mangel der nothwendigsten Lebensbedürfnisse bei dem größten Theile der Bevölkerung sich vorfindet; 2. ansteckende Fieber in einer oder der andern Grafschaft selten ausgehen; 3. der Zustand, die Sitten und Gewohnheiten des größten Theils der Einwohner von der Art sind, daß beim Zutritt von Hunger und Sorgen die Ansteckung sich sehr leicht weiter und selbst auf Wohlhabende verbreitet. In Dublin sind im Jahre 1833, 135,091 Personen unentgeltlich behandelt

worden, in einem Jahre, wo keine ansteckenden Krankheiten herrschten, während in London 70,000 Individuen in den Spitälern behandelt wurden. Die unentgeltlichen Heilanstalten sind daher durchaus nothwendig für Irland; sie sind die besten Unterstützungsmittel für das Land, indem sie Krankheiten abhalten, den Armen zugleich, wenigstens für eine Zeitlang, Kleidung, Nahrung und Feuerung geben, und selbst auch für die Reichen von Werth sind, indem sie bessere Aerzte bilden. Aber die bestehenden Anstalten der Art in Irland erfüllen ihren Zweck nicht. Sie sind weder zahlreich genug, noch besitzen sie hinreichende Fonds, noch werden sie so verwaltet, daß sie den gehörigen Nutzen stiften können. Auch gibt es daselbst keine Arbeitshäuser (parish Workhouses) wie in England, welche die Krankenhäuser oft ersetzen. Sechs und dreißig Städte in Irland haben Krankenanstalten; dagegen befindet sich in zweihundert sechs und dreißig Städten mit 532,086 Bewohnern keine einzige Krankenanstalt, oder sie wohnen so entfernt von Krankenhäusern, daß sie nicht dahingebracht, oder wegen Mangel an Fonds und Platz nicht aufgenommen werden können. Es gibt volkreiche Districte, die acht, zehn, zwölf Meilen in der Runde keine Heilanstalt haben.

Herr Scott liefert (in den Transactions of the provincial medical and chirurgical associations, vol. 3) eine Reihe Tabellen über die von ihm auf Van-Diemensland (dem bekannten Auswanderungsorte heirathslustiger Mädchen in England) durch 10 Jahre beobachteten Krankheitsfälle. Auffallend ist es, daß durch diese Reihe von Jahren nur sechs Personen am Wahnsinn der Säufer (delirium tremens) litten. Das Land hat so manche Eigenthümlichkeiten. So gibt es daselbst verschiedene, dem Anscheine nach sehr ungesunde Districte, die aber unbeschadet der Gesundheit bewohnt werden können, die jedoch in andern Weltgegenden den Bewohnern sehr verderblich werden dürften. Das Clima hat viel Eigenthümliches und bietet Erscheinungen dar, als wenn sich die verschiedenen Jahreszeiten unter einander vermischt hätten. Plötzliche Witterungsveränderungen sind sehr häufig, der Gesundheit aber nicht nachtheilig. Der Impfstoff der Kuhpocke soll daselbst bald ausarten und unwirksam werden. Schwindsüchtigen ist das Clima nicht zuträglich. Die Geburten gehen in der Regel leicht von Statten und alle Krankheiten zeigen einen ungleich mildern Charakter als in andern Ländern. Scott ist der Meinung, daß ein Aufenthalt in Van-Diemensland Personen, deren Gesundheit in heißen Ländern zerrüttet wurde, sehr wohlthätig werden dürfte.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 22.] Donnerstag den 16. März. [1837.]

Inhalt: Klagen eines französischen Arztes über den Verfall der ärztlichen Würde in Frankreich. — Die ehemaligen Feldscherer. — Warnendes Bulletin.

Klagen eines französischen Arztes über den Verfall der ärztlichen Würde in Frankreich.

(Aus der Gazette medicale de Paris, Janvier 1837, frei bearbeitet.)

Zweiter Artikel.

Kein gesellschaftlicher Verein kann ohne gewisse Grundsätze bestehen, die jedem Mitglied heilig und unantastbar sind. Und die medicinischen Facultäten Frankreichs sollten ohne eine solche gemeinsame Seele, die alle ihre Mitglieder wie einen Mann belebt, bestehen können? Wie wenig vermag der Glanz ihres alten Ursprungs, wenn sich nicht auch der Geist ihrer ersten Begründer fortpflanzt! Auf das Fortbestehen dieses Geistes haben ihre ersten Mitglieder sicher gerechnet; er war ihnen Lebensprincip, unverbrüchliches Gesetz und unerläßliche Bedingung des Daseyns — er war ihnen die feste Grundlage, worauf das wissenschaftliche Gebäude beruhen, und wodurch es den Stürmen der Jahrhunderte Trotz bieten sollte. Lebt diese Ueberzeugung auch in der Brust der jetzigen französischen Aerzte fort? Leider muß diese Lebensfrage mit „Nein" beantwortet werden. Ist es daher ein Wunder, wenn das ganze medicinische Gebäude wankt und dem Verfalle täglich näher kommt? Hätten die Aerzte ihre Aufgabe klar aufgefaßt, sie würden immer jenen Geist der Eintracht besser unter sich genährt haben! Und wie viel hätte ihre Wissenschaft, wie viel die gesammte Menschheit dabei gewonnen! Zwietracht der Kunstjünger führt zur Anarchie in der Kunst selbst; wo aber Ordnung zu herrschen aufhört, da geht das Interesse des Einzelnen und der Gesammtheit unter; da ergreift die

Selbstsucht die Zügel der Regierung und das Streben des Redlichen muß dem Ehrgeize einiger schlauen Köpfe weichen. Einst hatten wohl die Aerzte eine gemeinsame Mutter, die Facultät; Liebe zu derselben war der Brennpunkt, worin sich alle ihre Interessen vereinigten. Sie waren innig von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Ehre, Achtung und Zukunft eines jeden Mitgliedes von der Würde des wissenschaftlichen Gesammtkörpers abhängen. Die Facultät war stolz auf das Verdienst, Talent, Ruf und Rang, den ihre Mitglieder in der Gesellschaft behaupteten; jeder Einzelne war tiefer von der Größe seiner Pflichten erfüllt, weil ihm, als Mitgliede eines Ganzen, gleichsam ein Theil der Ehre seiner Kunstgenossen anvertraut wurde. Sobald das Betragen eines Arztes der Würde des Ganzen Abbruch zu thun drohte, ward er dafür mit dem Verluste von gewissen Rechten der Mitglieder bestraft. Das Zutrauen der Kranken zum Arzte verminderte sich, sobald dieser die Achtung seiner Facultät verscherzt hatte. Wo es sich um gewisse Lebensfragen der Kunst handelte — da fand ein Arzt in dem andern den eifrigsten Vertheidiger; denn es gab unter ihnen gewisse Grundsätze und wissenschaftliche höhere Interessen, vor denen alle persönlichen Meinungsunterschiede in den Hintergrund traten; wo es auf das Leben des Ganzen ankam, da mußten kleinliche Rechthaberei, Eitelkeit und Ehrgeiz verstummen; das Wort: Collega und Bruder waren gleichbedeutend, während sich jetzt wohl das Wort noch erhalten, aber die Sache längst zu seyn aufgehört hat. Auch die materiellen Interessen wurden ehemals nicht vergessen. Man hat durch Beiträge den Schatz der Facultät in einem solchen Zustande zu erhalten gesucht, daß nothleidende, kränkliche, alte Collegen, so wie die Witwen der Aerzte unterstützt werden konnten. Ein Jeder sorgte nicht nur für seine, sondern auch für die Zukunft seines Kunstgenossen. Von Allem dem ist jetzt in Frankreich nichts vorhanden. Viele Aerzte ziehen sich in das Privatleben zurück und verschanzen sich, unbekümmert um den Kunstbruder, hinter ihre Selbstsucht. Nur die Gegenwart vor Augen habend, suchen sie den Wind der herrschenden, öffentlichen Meinung zu eigener günstiger Fahrt klug zu benützen. Falsche Begriffe von Freiheit triumphirten über die ehrwürdigen Einrichtungen der Alten, und die Arzneikunde erlitt hierbei einen um so empfindlichern Stoß, je lockerer die Bande täglich wurden, die die Aerzte zu einem geistigen Gesammtkörper vereinen. Ihre getrennten Interessen erhalten sie gleichsam in einem ewigen Kriegszustande, dessen Opfer die Kunst selbst werden muß. Denn wie kann diese gedeihen, wenn ihre Jünger sich gezwungen sehen, ihre Jugend einer chimärischen Zukunft, ihr Wissen fruchtlosen Bestrebungen, und ihr Alter dem Elend und der Noth zu opfern! Lächelt dem jungen Arzte nicht die Göttin des Glückes; berührt ihn die

kalte Hand des Geschickes, — trifft ihn schwere Krankheit — wer denkt an ihn — an wen kann er sich wenden — wer reicht ihm eine hülfreiche Hand in seinem Unglücke? Als Priester der Natur hat man ihn mit den Insignien der Kunst geschmückt und ihm die erhabene Sendung der Menschenheilung anvertraut — aber was ist er in der Menge? Eine numerische Einheit, ein auf sich allein beschränktes Individuum, und als solches leicht zermalmet und verkleinert in der großen Mühle entgegengesetzter persönlicher Interessen. —

Die immer fertige Antwort auf diese traurigen Klagen pflegt zu seyn: Das Unglück der Aerzte kommt von ihrer täglich zunehmenden Anzahl. Es ist wahr, die Aerzte vermehren sich nur zu sehr, es gibt, wie schon einst ein Spötter sagte, mehr Katzen als Mäuse! Man hat berechnet, daß, wenn durch zehn Jahre kein neuer Arzt in Frankreich gebildet würde, es deren noch genug für die vorhandenen Kranken gäbe. Aber eben so wahr ist, daß die Quelle des Uebels in der fehlerhaften Einrichtung der ärztlichen Institutionen liegt. Von dem Augenblicke an, wo die große Einheit der Facultät zerrissen wurde, hatte auch bei dem Arzt jeder Anspruch an eine ehrenhafte Stellung, an eine fruchttragende und erhebende Zukunft sich vermindert. Der Charlatanism, diese brandige unheilbare Wunde, woran die Gesellschaft erkrankt, hat mit Frohlocken die Zerstörung der alten medicinischen Einrichtungen aufgenommen. Jede Schranke, die man früher seiner Habsucht setzte, ist nun auf immer verschwunden. Einst hatte die Facultät, einschreitend im Namen und für die Rechte Aller, einen unversöhnlichen Krieg allen Halbwissern und empirischen Pfuschern erklärt. Selbst diplomirte Charlatane fürchteten den Ernst des strafenden medicinischen Gesammtkörpers. Wer wagt es jetzt, kühn alle Jene anzugreifen, deren tägliches Geschäft es ist, das leichtgläubige Publikum zu betriegen und zu vergiften — und die mit ihrem Diplome wie mit einer Waare wuchern? Kein Arzt ist jetzt so unbesonnen, um dem unverschämten Charlatan offen und redlich zu sagen, wie er von ihm denkt. Er ist sogar in Gefahr, vor Gericht einer Beleidigung angeklagt zu werden; und geschähe dieß, so würde er nur zu bald fühlen, wie wenig er auf den Schutz der Gesetze in dieser Hinsicht rechnen kann. Und so lernt er sich nach und nach in den Zeitgeist fügen, der dem wahren Verdienste am wenigsten Gerechtigkeit widerfahren läßt. — So lange die Facultät ihre alte Würde behauptete, gingen Unterricht und die praktische Anwendung des Erlernten mit einander Hand in Hand; der lehrende und der ausübende Theil waren in einen Körper verschmolzen und in einer, für die Menschheit höchst wohlthätigen Harmonie. War dieß bei der Gründung unserer neuen medicinischen Schulen in Frankreich auch der Fall? Der praktische Arzt nimmt selten Theil

an den Fortschritten der Wissenschaft; man hat den wissenschaftlichen und den ausübenden Arzt so getrennt, daß dieser vor dem Titel eines gelehrten Arztes zittert, und jener mit pedantischem Stolz auf den Troß der Empiriker (wie er sie nennt) herabsieht. Die Kluft zwischen Wissenschaft und Ausübung wurde dadurch täglich größer, und die Aerzte theilten sich in zwei Reihen, die gegen einander mit Leidenschaft zu Felde zogen.

Wohl muß man zugeben, daß jetzt der Unterricht für Aerzte bei Weitem einen höhern Standpunkt hat, als ehemals; die Tirannei der Hefte ist aus den Schulen verschwunden, und man sieht jetzt mehr auf klare Begriffe und deren praktische Anwendung. Die Universitäten sind jetzt an naturwissenschaftlichen Sammlungen, an Bibliotheken und an vielen andern Unterrichtsmitteln viel reicher als sonst. Aber wie weit schwerer ward es ehemals, den Doctorgrad zu erhalten! Wie viel strenge Proben seiner Befähigung mußte der Candidat in Paris geben, bis er in den Kreis seiner Kunstgenossen zugelassen wurde! Alles war bei solcher Aufnahme darauf berechnet, dem Geiste des jungen Arztes eine hohe Idee von seiner Kunst und von den Pflichten einzuprägen, die er gegen die Menschheit und gegen den wissenschaftlichen Verein zu erfüllen hat, in den er nun treten sollte. Die Erinnerung an diesen feierlichen Moment mußte natürlich in dem Gemüthe des neuen Mitgliedes lange fortdauern. Es galt da keine leere Spiegelfechterei, sondern man mußte ausgerüstet seyn, um jedem Collegen, der uns kampflustig entgegen trat, mit den Waffen der Wissenschaft Rede stehen zu können. Die Art, wie der neue Aesculap seinen Kampf überstanden, hatte Einfluß auf alle die künftige Achtung, deren er bei Collegen und beim Publikum genoß. Durch diese heilsame Strenge wurde die Unwissenheit und Oberflächlichkeit von dem Kreise der Aerzte zurückgewiesen. War die Aufnahme in den ärztlichen Verein ehemals sehr erschwert, um so lohnender war nun die angetretene Laufbahn. Die ehemaligen Aerzte hatten bei Weitem nicht vom Drange der Zeiten und von der Sorge des Tages so viel zu leiden, als die jetzigen. In unsern Zeiten fühlt der Arzt täglich das Drückende seiner Lage, und während die Forderungen an ihn zunehmen, wird der Ertrag seiner Kunst geschmälert. Wohl bestand auch früher oft das Mißverhältniß zwischen wahrem Verdienst und blindem Glück; auch ehemals hat oft die schlaue Intrigue dem redlichen Manne den Preis entzogen; aber so viel ist gewiß, daß die ehemaligen Facultäten Frankreichs dem jungen Arzte mit mehr Wahrscheinlichkeit seine Existenz verbürgen konnten, als die jetzigen; es gab wenig reiche Aerzte, aber der größte Theil war vor Noth gesichert. Und was führt mehr zum Charlatanism, als Noth und Drang der Umstände? Man will leben; auf dem gewöhnlichen Wege der Redlichkeit geht es zu langsam, man darbt und sucht Hülfe auf dem vielversprechenden Wege der Quacksalberei. Der ge-

genwärtige Zustand der Aerzte ist eine Wunde, woran die ganze Menschheit leidet. Warum? Weil Jeder, der da Augen hat, zu sehen, und die rohen Lehren der Erfahrung zu begreifen, auch den Muth und die Erlaubniß hat, die Kunst des Arztes zu treiben. —

Die ehemaligen Feldscherer.

Unter der Regierung des Kaisers Maximilian I. begann in Deutschland eine durchgreifende Veränderung der Kriegsheere; das durch Georg v. Frondsberg eingeführte Landknechtwesen entwickelte sich unter Carl V. noch weit mehr, und führte den Ursprung eines eigenthümlichen Kriegsheilwesens herbei, welches unsere Aufmerksamkeit um so mehr verdient, als aus demselben viele spätere Einrichtungen hervorgegangen sind. Väterlich gegen die Landsknechte gesinnt, sorgte Frondsberg redlich für ihre Gesundheitspflege; und viele deutsche Fürsten, die seine militärischen Reformen annahmen, fingen auch für das Kriegsheilwesen zu sorgen an. Jedem Hauptmann war es damals schon zur Pflicht gemacht, für die Anstellung eines tüchtigen Feldscherers zu sorgen, wie folgende Instruction beweist*): „Dieweil man unter eines jeden Fendlin eines Feldscherers und Wundarztes nottürftig ist, so soll ein jeder Hauptmann sehn, daß er ihme einen rechtschaffnen, kunstreichen, erfahrnen und wohlgeübten Mann zu einem Feldscherer und Baderknecht bestelle; wie umb gunst's willen zum öfftern mal geschicht; dann wahrlich ein groß hieran gelegen; dann mancher ehrlicher Gesell etwan sterben oder erlamen muß, hette er ein rechtschaffnen, erfahrnen und geübten Meister ob ihme, er bliebe bei leben und gerad" u. s. w. — Aber nicht bloß den Landsknechten, sondern auch dem übrigen Kriegsvolke, als den Reitern und der Artillerie waren Feldscherer zugetheilt; außerdem wurden den höheren Offizieren, namentlich, wenn sie von vornehmer Abkunft waren, besondere Leibärzte und Wundärzte mit guter Besoldung gehalten. Welcher Grad von wissenschaftlicher Bildung unter den damaligen Feldscherern gewesen seyn mag, läßt sich wohl nicht gewiß bestimmen. Wahrscheinlich waren die Feldscherer bei den Landsknechten von denen bei der Reiterei und der Arkellei (Artillerie) durch Bildung und Rang verschieden. Die gewöhnlichen Feldscherer bekamen monatlich 4 fl., und nebenbei den Gehalt eines Gemeinen; jedoch durften sie in besondern Fällen von den kranken Soldaten Curkosten verlangen. Wir erlauben uns, aus den Producten der damaligen Lagerpoesie folgendes Gedicht, welches den Titel „Feldscherer" führt, unsern Lesern mitzutheilen:

„Ich bin meins Hauptmanns Fendlein Knecht,
Feldscherer, brauch mein Artzney recht,

*) Leonh. Fronsperger: Von kaiserlichen Kriegsrechten, Malefitz und Schuldthändeln u. s. w. Frankfurt am Main 1751. (Th. I. pag. 85.)

Bin kunstreich, erfahrn, wolgeübt,
Deß werd ich von Knechten geliebt.
Ich habe zu Feldt und andern endt,
Allzeit mancherley Instrument
Bin auch versehn mit Artzney
Jedem Knecht zu helfen gar frey.
Er sei geschlagen oder gestochen
Verwundt oder ein Bein zerbrochen
Gefalln, verbrandt oder geschoßen
Dem hilf ich ganz unverdroßen
Menniglich doch zuvorderst ich,
Darauf han man bestellet mich
Zu helfen meinem Fendlein Knecht
Das versich ich mit Artzney recht.
Umb einen geringen schlechten Lohn
Beim Fendrich mein Losament han
Da man mich dann zu suchen hat
Knecht zu Arzneien ist mein statt.

Allen Feldscherern war ein oberster Feldarzt vorgesetzt, welcher allein dem Commandirenden des Heeres untergeben und mit 40 Gulden monatlich besoldet war. Allein, nicht bloß durch die Anstellung einer bestimmten Anzahl Feldärzte legte man die größte Sorgfalt für die Pflege der Soldaten an den Tag, sondern man suchte auch Krankheiten durch Errichtung einer Medizinal-Polizei in den Lagern zu verhüten. Man schlug das Lager wo möglich in einer Gegend auf, welche die Verproviantirung der Truppen erleichterte; insbesondere aber sah man darauf, daß ein gutes Trinkwasser in der Nähe sei. Den Metzgern war der Fleischverkauf nur unter dem Eide, gutes Fleisch zu liefern, gestattet. Wie ernstlich man es mit diesen polizeilichen Maßregeln meinte, geht schon daraus hervor, daß man gleich nach Absteckung des Lagers neben den Krämerbuden einige Galgen errichtete, die fast nur für das Nichtmilitär bestimmt und in einem solchen Ansehen waren, daß, als Carl V. einst mit seinem Gefolge vorbei ritt, er davor seinen Hut abnahm. Aus den Instructionen für die Feldscherer und die obersten Feldärzte erhellet, daß die Behandlung der Kranken im Allgemeinen von den Feldscherern besorgt, und von dem obersten Feldarzt nur die Aufsicht geführt und die größern Operationen verrichtet wurden.

Warnendes Bulletin.

In Moritz's „Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde" findet man, von L. Bendavid den Fall eines Selbstmordes erzählt, welcher die Aufmerksamkeit des Beobachters in höherem Grade zu verdienen scheint. — Den Mann, von dem hier die Rede ist, lernte B. vor mehreren Jahren

kennen. Seine Einsichten in Geschichte und Geographie zogen Denselben zu ihm, so sehr auch sein Aeußeres und die Verschiedenheit des Alters Jenen von ihm abschreckte. Er war damals zwischen seinem 42sten Jahre, und sein Aeußeres, wie gesagt, nichts weniger als empfehlend. Sein langer hagerer Körper wurde von zwei dünnen Beinen getragen, deren Füße sich in ein Paar Ballen endigten, die mehr als gewöhnlich, nach innen zu, hervorragten. Sein rundes, braungelbes Gesicht hatte durch den starken schwarzen Bart, die kurze Stirn, die schwarzen kleinen, aber äußerst feurigen Augen, und durch ein Paar an der linken untern Kinnlade befindliche Warzen ein ungemein finsteres Ansehen, sein Gespräch für einen jungen Menschen gewöhnlich nichts Anziehendes. Es war kalt und abgemessen. — Je näher ihn B. aber kenenen lernte, je mehr schätzte er ihn wegen seiner Rechtschaffenheit, seiner Offenheit und der gelassenen Duldung von mancherlei Leiden. Freilich schien das Letztere ihm nicht ganz zum Verdienst angerechnet werden zu können, indem Schmerz und Freude vermöge seines melancholischen Temperaments nur geringen Einfluß auf ihn hatten, und er, vermöge seines Standes, an den Lustbarkeiten der großen Welt und ihren Neigungen nicht den mindesten Antheil nahm. Aber man thut ihm Unrecht, diese Gleichgültigkeit für Kälte, und diese Kälte ganz für Temperamentsfehler auszugeben. Sie war größtentheils Princip, Vorsatz. Aus den ihm bekannten Lehren der Stoiker hatte er sich den Satz angeeignet: der Mensch müsse Alles anwenden, um vom Einflusse der äußern Dinge unabhängig zu seyn, und sein ganzes Leben war ein stätes Studium der Natur, die ihm zu dieser Unabhängigkeit die Hand bot. Aber da er verheirathet war und sechs Kinder hatte, die eben so wenig als seine Frau, von ihm nach seinen Grundsätzen behandelt werden konnten, noch sich behandeln lassen wollten; so begann er Dinge zu unternehmen, die mit seiner Rechtschaffenheit stritten, ihn in seinen Augen verächtlich machten und ihm das Ende seines Lebens als wünschenswerth darstellten.

Er war nämlich Kaufmann; aber da ein reeller Handel bei der Mittelmäßigkeit seiner Glücksumstände nicht hinreichend war, seine zahlreiche Familie zu ernähren, und die immer erneuerten Wünsche seiner Frau zu befriedigen; so ward er Schleichhändler. Mit der Zunahme seines Vermögens, mit der sichtlichen Vergrößerung seines Wohlstandes nahm seine Gemüthsruhe merklich ab; er hatte jetzt einen schweren Kampf zu bestehen — sein Gewissen klagte ihn an und verdammte ihn.

»Ich bin ein schädliches Mitglied des Staates,« sagte er oft mit innigster Erschütterung. »Die Gesetze desselben sind mir heilig und ich verletze sie, bin gezwungen, sie zu verletzen. Ich weiß, daß es nicht gut gehen kann, und über kurz oder lang meine Schande an den Tag kommen muß.« — »Doch,« setzte er einst hinzu, »nicht die Furcht vor Entdeckung

beunruhigt mich, sondern die That selbst. Der Strafe, die der Entdeckung folgt, kann ich leicht entgehen, aber nicht dem Bewußtseyn, sie zu verdienen." Und als B. fragte, wodurch er glaubte, der Strafe entgehen zu können, sagte er: „es gibt einen Zustand, wo alle Verträge aufhören, und dieser Zustand ist — der Tod. Ich werde ihn ergreifen, sobald ich vor Gericht erscheinen muß, und wünsche ihn sobald als möglich ergreifen zu müssen. Wenn ich meine Familie ernähren soll, muß ich stets die jetzige Lebensart führen; aber ich kann sie nicht führen, ohne unglücklich zu seyn. Es kämpfen Pflichten gegen Pflichten in mir. Meine Frau, meine Kinder fordern meinen Beistand, aber der Staat meine Treue. Ich kann nicht Beiden zugleich Genüge leisten, und werde Dem unterliegen."

Er hielt Wort. Im Jahre — wurden die Befehle wegen des Schleichhandels erneuert und geschärft. Zl. hatte einen großen Transport Waaren von der ... Messe zu erwarten, die alle für fremd erkannt werden mußten, sobald eine genaue Nachsuchung angestellt würde. Wurden sie dafür erkannt, so war der Verlust der Waaren und die Erlegung einer schweren Geldsumme oder Festungsstrafe das Schicksal, das ihm bevorstand. Er erwartete es mit der Geduld eines Mannes, der nichts zu verlieren und auf alle Fälle einen sichern Ausweg hat. In dieser Zeit ging er oft nach einem Orte, wo ein Arm des Stromes S. eine Art von Zunge bildete, gleichsam um sich mit dem Orte vertraut zu machen, an dem er sein Leben beschließen wollte.

Die Waaren kamen an, wurden angehalten und er vor Gericht gefordert. Er schickte seinen Schwiegersohn voraus und versprach bald zu folgen. Um 3 Uhr Nachmittags traf ihn B. auf der Straße und unterhielt sich mit demselben über Unsterblichkeit, einem Gegenstand, welcher ihn in der letzten Zeit vorzüglich beschäftigt hatte.

Gegen 10 Uhr Abends brachte ein Unbekannter einen Zettel des Inhalts: er hätte sich entfernt, um das Ende des Prozesses abzuwarten; man sollte sich keine Mühe geben, ihn zu finden, weil diese Mühe vergeblich seyn würde. Sollte der Ausgang des Prozesses schlimm ausfallen, so empfehle er ihm (seinem Schwager) seine Frau und Familie.

Man fand ihn den andern Morgen todt in eben dem Arme des S., bei dem er gewöhnlich spazieren ging, völlig angekleidet liegen. Um den Leib hatte er einen neuen Strick geschlungen und das Ende desselben an einen Baum befestigt — wahrscheinlich, um nicht vom Strome fortgetrieben zu werden; alle angewandte Hülfe war vergeblich.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 23.] Montag den 20. März. [1837.]

Inhalt: Krankheiten der Handwerker und Künstler. — Ansehen der Kuhpockenimpfung in Europa nebst einem Beitrage zur Lebensgeschichte Jenners, von Dr. M. Rosenthal. — Warnendes Bulletin.

Krankheiten der Handwerker und Künstler.

I.

Die medizinische Statistik hat bedeutende Fortschritte gemacht; Männer von unermüdetem Eifer haben sich dieser neuen Wissenschaft ernstlich angenommen; aber keiner hat sich noch vor Adelmann den Einfluß der Gewerbe auf Gesundheitszustand und Sterblichkeit zum Gegenstande seiner Berechnungen gewählt. Der genannte Arzt hat in dem ihm anvertrauten Gesellenninstitut zu Würzburg eigene Tabellen geführt, deren Zweck zunächst war, nachzuweisen, welchem Leiden dieses oder jenes Gewerbe vorzüglich ausgesetzt sei. In neueren Zeiten hat es Professor Fuchs in Würzburg unternommen, diese Tabellen für die medizinische Statistik zu benutzen, und er setzte sich die Beantwortung folgender Aufgaben zum Ziel seiner Forschungen:

1. Welchen Einfluß hat das Gewerbe überhaupt auf häufiges Erkranken und auf Sterblichkeit, oder mit andern Worten: welches sind gesunde, welches ungesunde Gewerbe — und wodurch werden sie es?

2. Zu welchen bestimmten Leiden geben bestimmte Gewerbe vorzugsweise die Anlage?

3. Bei welchen Handwerkern und Künstlern ist diese Reihe von Krankheiten, und bei welchen jene am bösartigsten, und daher verhältnißmäßig häufige Ursache des Todes, oder: wie verhalten sich die Todesursachen nach den Gewerben?

Professor Fuchs bemühte sich, jede dieser Fragen zu erörtern, und allgemeine, für ganze Classen von Gewerben und Krankheiten gültige Resultate zu erzielen.

Bevor wir diese mittheilen, bemerken wir noch, daß dem Institute zu Würzburg, von woher Dr. Fuchs seine Berechnungen nahm, nur kranke Gesellen und Lehrjungen, aber keine Meister angehören. Auch äußert wirklich das Gewerbe aus leicht begreiflichen Gründen seine nachtheiligen Einflüsse weit stärker auf Gesellen und Lehrjungen als auf den Meister, der häufig sein Geschäft nur leitet, nicht treibt, und sich namentlich seinen Unannehmlichkeiten und Gefahren zu entziehen weiß.

Erste Frage:

Welchen Einfluß hat das Gewerbe auf die Häufigkeit des Krankwerdens und der Sterblichkeit — oder welches sind gesunde, welches ungesunde Gewerbe, und wodurch werden sie es?

Vom Jahre 1786 bis 1834 waren, die Neuzugegangenen auf die Abgereisten gerechnet, 58,521 Gesellen ein Jahr lang in Würzburg in Arbeit, und die Mittelzahl der hier arbeitenden Gesellen und Lehrjungen ist 1186. Hiervon erkrankten 13,268, und starben 445, im jährlichen Durchschnitte 9.

Auf 10,000 zahlende Beiträge, die nur so lang entrichtet worden sind, als der Gesell in Arbeit stand, kamen im Jahre 2282 Kranke und 76 Todte, und von 10,000 behandelten Kranken starben nur 327. In einer tabellarischen Uebersicht weiset Dr. Fuchs nach, wie sich diese Summen und Mittelverhältnisse nach den einzelnen Gewerben scheiden. Schon ein flüchtiger Blick auf diese Tabelle lehrt, daß nicht nur die Gesundheitsverhältnisse der verschiedenen Gewerbe verschieden sind (sogar zwischen 74 und 75 Proc.), und daß die beziehungsweise Sterblichkeit von 0,333 bis zu 0,004 schwankt — sondern daß selbst ein und dasselbe Gewerbe ganz verschiedene Kranken- und Sterblichkeitsverhältnisse darbietet, viel Todte und wenig Kranke, und umgekehrt, auf zahlreiche Kranke nur wenig Leichen liefern könne.

Zwei und zwanzig Gewerbe haben verhältnißmäßig mehr Krankheitsfälle ergeben als das allgemeine Durchschnittsverhältniß beträgt, nämlich: Zinngießer, Nagelschmiede, Bürstenbinder, Schlosser, Beutler, Kaminfeger, Seiler, Zeugschmiede, Schleifer, Schreiner, Schneider, Hufschmiede, Weber, Wagner, Schuhmacher, Weißgerber, Müller, Bierbrauer, Weißküffner, Tapezierer, Rothgerber und Hutmacher.

Die übrigen Gewerbe (zwei und dreißig an Zahl) blieben unter dem Durchschnittsverhältniß der Erkrankungen zurück.

Ganz anders hingegen verhalten sich die verschiedenen Gewerbe, wenn man zur Bestimmung der Frage: ob sie gesund seien? außer der Zahl der Erkrankungen auch die Gefährlichkeit der sie ergreifenden Leiden und ihre beziehungsweise Sterblichkeit in Anschlag bringt. Denn da ergibt sich, daß Nagelschmiede, Bürstenbinder, Schlosser, Beutler, Kaminfeger, Seiler, Zeugschmiede, Schleifer, Schreiner, Hufschmiede, Weißgerber, Weißküffner, Rothgerber und Hutmacher auf ihre große Zahl von Kranken nur wenig Todte — während Vergolder, Maurer, Schwertfeger, Zimmerleute, Färber, Tünchner, Friseure, Kupferschmiede, Buchdrucker, Hafner, Uhr- und Büchsenmacher, Goldarbeiter, Kaufleute und Fischer zwar seltner erkrankten, aber im Falle des Erkrankens an bedeutendern Uebeln darniederlagen und daher in größerem Verhältnisse starben.

Durch zahlreiche und zugleich gefährliche Krankheiten machten sich bemerkbar: Zinngießer, Schneider, Weber, Wagner, Schuhmacher, Müller, Bierbrauer und Tapezierer.

Hingegen zeichneten sich durch niedrigen Krankenstand und eine verhältnißmäßig geringe Sterblichkeit aus: Die Büttner, Spengler, Bäcker, Drechsler, Tuchmacher, Glaser, Dachdecker, Metzger, Buchbinder, Seifensieder, Kürschner, Conditors, Sattler, Gürtler, Gärtner und Wachszieher. —

Von weit höherem Interesse als eine Classification der einzelnen Gewerbe nach ihren geringern oder stärkern Gesundheitsverhältnissen, ist wohl die Erkenntniß der Ursachen und der Einflüsse, durch welche jene Verschiedenheit in dem Erkranken und Sterben bedingt werden, oder die Beantwortung der Fragen: Welche Umstände machen das eine Gewerbe vor dem andern ungesunder? Um die schädlichen Einflüsse aufzufinden, die manche Gewerbe für die Gesundheit nachtheiliger machen als andere, muß man jene Momente, in denen die einen von den andern abweichen, genau berücksichtigen. Diese Verschiedenheiten sind gegründet: 1. in dem Orte, in welchem das Gewerbe betrieben wird; 2. in dem Grad der Wärme und Feuchtigkeit, die mit dem Betriebe des Gewerbes verbunden seyn muß; 3. in dem Stoffe, mit denen es sich beschäftigt; 4. in dem Kraftaufwande, den die Ausübung eines Gewerbes erfordert; 5. in der Körperstellung und den bestimmten Bewegungen, mit denen es ausgeübt wird; 6. in den Nahrungsmitteln, die es seinen Beflissenen gewährt, oder zu denen es sie verführt; 7. in der Reichlichkeit seines Ertrags; und endlich 8. in dem Einflusse, den das Gewerbe auf die geistige Ausbildung und Gemüthsstimmung seiner Angehörigen ausübt.

Professor Fuchs hat die Gewerbe in jeder der genannten acht Beziehungen betrachtet, und ihre Einwirkung auf Erkranken und Sterblich-

keit zu berechnet gesucht. Wir werden die Resultate seiner Untersuchungen unsern Lesern nächstens mittheilen.

(Die Fortsetzung folgt).

Ansehen der Kuhpockenimpfung in Europa nebst einem Beitrage zur Lebensgeschichte Jenner's.

(Von Dr. M. Rosenthal aus Pesth).

Die glänzendsten und heilbringendsten Entdeckungen, die je ans Licht getreten sind, werden von der des edlen Britten Jenner's, unsterblichen Namens, weit überstrahlt. Er lehrte den bösartigsten Würger und Verstümmler des Menschengeschlechtes, die Kinderblattern oder Menschenblattern genannt, durch ein sanftes, meistens unvermerkt vorüberziehendes Mittel, die Kuhpocke, gleich einem mächtigen Zauber bannen. Dieß ist das einzige Mittel unserer Kunst, das von jeder Hand, zu jeder Jahreszeit ohne zu besorgendem Nachtheile angewendet werden kann; und unsern Feind, obgleich gerade den furchtbarsten, mit voller Sicherheit stets unfehlbar vernichtet.

Seit dem Beginne meiner praktischen Laufbahn war ich daher eifrigst bemüht, zur Verbreitung dieser unendlichen Wohlthat nach Kräften beizutragen, und widmete bei meinen Reisen durch den größten Theil Europa's, besonders in Paris und London, diesem Gegenstande die vorzüglichste Aufmerksamkeit. Zu meiner großen Freude fand ich, daß die Kuhpocke überall gleich segens- und siegreich sich bewährt — daß Aerzte und Laien aller Orten von dem löblichsten Eifer für sie beseelt sind. Ihre Schutzkraft wird in Frankreich wie in England nicht minder hoch, als bei uns angeschlagen.

Die Meinung der Franzosen hierüber spricht sich in dem vortrefflichen, auf Befehl der Regierung und mit vollständiger Approbation der Akademie vom Impfarmenarzte zu Paris, Herrn Bousquet herausgegebenen Buche *) aus. Besonders merkwürdig ist eine in diesem Werke vorkommende Stelle, wo Herr Bousquet beweist, daß ein, ein Mal geimpftes Individuum für seine ganze Lebenszeit gegen Blattern vollkommen geschützt ist, und dann folgende Worte hinzufügt: „Der Briefwechsel der Akademie würde Beweise in Ueberfluß liefern, o! könnte ich ihn doch ganz meinen Lesern vor Augen legen: er ist von der Art, daß er die noch so Zweifelsüchtigen überzeugt; aus ihm ersieht man, daß, wenn ein Arzt sich hinneigt, an das Abnehmen der schützenden Kraft (der Kuhpocke) zu denken, Hundert gegen ihn sprechen, und daß diese Letztern es stets sind, die seit dem Bekannt-

*) J. B. Bousquet Traité de la Vaccine. Paris 1833.

werden der Vaccine sich ihrer Ausübung ganz widmeten und zum eigenen Studium machten." Wie sehr man aber in England die Wohlthat der Vaccine zu schätzen weiß, geht aus den großen Unterstützungen hervor, welche die Impfinstitute dort genießen.

London hat deren viele größere und unzählige kleinere. Die vorzüglichsten, die ich sah, sind:

The royal Jennerian and London Vaccine institution,
The Small pox and Vaccine hospital.

Resultate vom Jahre 1835.

	Anzahl der Impflinge	Anzahl der mit Stoff versehenen Personen	Kosten in Sterling
1) Jennerian	7868	43935	1072
2) Small pox and Vaccine	4140	1767	1011

Tausend Pfund und darüber für eine Anstalt, die kaum 8000 Impflinge, und wieder 1000 Pfund für eine, die nur 4000 aufweisen kann, und dieses durch freiwillige Gaben seit mehr denn 30 Jahren regelmäßig jährlich zusammen bringen, — setzt von Seiten der Wohlthäter gewiß eine hohe Meinung von ihrem guten Zwecke voraus. Den Verlauf der Kuhpocke fand ich aller Orten denselben wie bei uns; sehr erfreulich ist der Umstand, daß die von mir im Jenner'schen Institute zu London beobachteten Kuhpocken und die dort 1836 gemachten Abbildungen, (welche ich mitgebracht und zur gefälligen Einsicht im Bureau der Gesundheitszeitung deponirte), den Abbildungen des braven de Carro's vom Jahre 1800, und den jetzt bei uns vorkommenden Kuhpocken ganz gleich sind.

Einen ausführlichen, wissenschaftlichen Bericht werde ich in einem streng ärztlichen Journale nachträglich liefern. Nur noch etwas, zum Theil weniger Bekanntes, aus Jenner's Leben.

Eduard Jenner, dritter Sohn des ehrwürdigen Stephan Jenner, wurde am 17. Mai 1749 zu Berkeley in Glocesterfhire geboren. Naturgeschichte war seine erste Lieblingsneigung, und schon sehr zeitlich soll er sich durch eine nette Darstellung der Eigenthümlichkeiten des Kukuks einen großen Ruf erworben, und späterhin mit vielem Glücke die Krankheiten der Kuhpocken untersucht haben. Indem er noch sehr jung und in Sodbury bei Ludlow, bei einem angesehenen Wundarzte in der Lehre war, kam eine junge Bäuerin eines ärztlichen Rathes halber in den Laden; und als von Kinderblattern gesprochen wurde, fiel sie schnell ein: „Diese kann ich nicht mehr bekommen, denn ich hatte bereits Kuhpocken." Eine Volksmeinung, die in dem Districte schon damals ziemlich im Schwunge, doch von Jenner bis zu dieser Zeit nicht gekannt war, und daher großen Eindruck auf ihn machte.

„Wenn eine Person geschützt seyn kann, warum nicht Viele, warum nicht Jeder!" dachte er.

Jung, wie er war, hielt er mit innigstem Interesse an die, zufällig durch eine unwissende Bäuerin gemachte Mittheilung, und sein durchdringendes Genie sah die großen Folgen vorher. Ein Ereigniß vom Jahre 1779 spornte ihn zu ferneren Untersuchungen über die Kuhpocken an. Sein Betragen im Leben überhaupt und in Beziehung auf seine große Entdeckung, war sehr offen und bieder; fern davon, das, was er wußte, so lange geheim zu halten, bis seine Absicht ganz erreicht ist, hatte er im Gegentheil oft bei seinen Collegen zu London und Glocestershire des Zutrauens, das er in die schützende Kraft der Kuhpocke setze, erwähnt; wurde jedoch von diesen, als ein Mondsüchtiger, verlacht. Die niederschlagenden Aeußerungen anderer Aerzte konnten aber unsern feurigen Jenner nicht entmuthigen.

Im Jahre 1780 hatte er nach vielen Bemühungen gefunden, daß die Pocken der Kühe von eigenthümlicher Natur seien, und so vielen Werth er auf diese Entdeckung legte, wagte er es doch noch nicht, seine Ideen zu veröffentlichen. Fünfzehn Jahre nun verfolgte er langsam zwar, aber ununterbrochen das große Ziel seines Strebens, und nachdem er sich genau über Alles, was die natürliche Pocke betraf, unterrichtete, blieb noch die wichtige Frage zu entscheiden, ob diese von Menschen zu Menschen fortgepflanzt werden könne, und in diesem Falle auch gegen Kinderblattern schütze.

Am 14. Mai 1796 hatte das ewig denkwürdige Experiment Statt. Von der Sarah Nelmes wurde der Impfstoff auf den 8jährigen John Phipps übertragen und brachte bei ihm eine regelmäßig verlaufende Kuhpocke hervor, der Knabe wurde zwei Monate später mit aus Menschenblattern genommenem Stoff inoculirt, aber wie Jenner prophezeite, ohne Erfolg.

Doch wie groß war die Betrübniß des edlen Britten! In den Meiereien zu Glocester verschwand die Kuhpocke, zwei volle Jahre verstrichen unter vergeblichem Suchen, und das rastlose Streben eines Vierteljahrhunderts hindurch, das er als Knabe einst, wie jetzt als Mann verfolgte und welches auf dem Punkte war, den verdienten Triumph zu feiern — sollte nun zu Nichts geführt haben? — Doch es erschien der glückliche Augenblick des lohnenden Gelingens.

Im Frühlinge 1798 entdeckte Jenner wieder in Glocestershire eine echte Kuhpocke, erneuerte eifrigst seine Experimente, und übergab seine glorreiche Entdeckung der Welt, die schon durch den braven de Carro im Jahre 1799 in unsere erhabene Monarchie verbreitet wurde. Bald er-

kannte man ihre Wichtigkeit und preisete Jenner an allen Enden unserer Erde.

Von seinen großherzigen Landsleuten wurde diese Leistung vollkommen gewürdigt. William Pitt, damals am Staatsruder, machte selbst den Vorschlag, ihn mit einer Nationalbelohnung auszuzeichnen. „Das Haus," sagte er, „hat nicht zu besorgen, in der Erkenntlichkeit für dieses Verdienst zu weit zu gehen, denn nie hat es ein größeres gegeben. Es möge nur Alles, was ihm beliebt, dem Entdecker der Vaccine bewilligen, die allgemeine Zustimmung ist ihm gewiß." Zehn Tausend Pfund wurden in dieser Sitzung votirt, denen der König noch 500 hinzufügte.

Im Jahre 1807, nachdem während neun Jahren der unschätzbare Werth der Vaccine sich millionenfach bestätigte, wurde vom Parlamente zum zweiten Male eine Belohnung, und zwar zwanzig Tausend Pfund beschlossen.

Warnendes Bulletin.

A. G. K. zu D., der einzige Sohn seines 60jährigen Vaters, unterließ auch nach seiner Entlassung aus dem Zwangsarbeitshause zu A., das Trinken nicht. Obgleich er von seinem Vater täglich ein Nößel Branntwein erhielt, so trank er doch auch außerdem im Gasthofe dergleichen. War er auch ein Paar Tage ordentlich gewesen, so betrank er sich doch bald wieder von Neuem. Am Himmelfahrtsfeste 1830 kam K. aus dem Gasthofe betrunken nach Hause, nahm die Flinte, welche immer in der untern Stube hing, von der Wand, stellte den Kolben an die Erde, die Mündung des Laufes gegen seine Brust und sagte: „die Flinte paßt gerade für mich." Seine 64jährige Mutter erwiederte: er sollte sich keine albernen Gedanken in den Kopf setzen; allein er antwortete: „es kostet ja nur für zwei Pfennige Pulver."

Am 26. und 27. Juni wurde zu D. getanzt, K. machte Musik mit und trank dabei wahrscheinlich viel. Montags den 28. kam K., als es Tag ward, nach Hause, verließ erst Vormittags 11 Uhr das Bett, aß mit seinen Aeltern etwas zu Mittag, und ging dann auf des Vaters Geheiß mit ihm auf das Feld, um zu graben. Aber nach einer halben Stunde Arbeit klagte er über Schmerz im Knie, was öfters geschah, und ging deßhalb nach Hause, begegnete Nachmittags zwei Uhr mit dem Grabscheit seinem 76jährigen Großvater, der ihn fragte: ob es schon Feierabend sei? worauf der Enkel antwortete: „Ja, er habe noch zwei Sägen und eine Kaffehmühle zu schärfen." Nach ein Paar Minuten kam dessen Mutter vom Hause, ihm zurufend: bist Du denn schon wieder da? indem sie ihm beim Nachbar an dessen Thür sitzen sah. Er erwiderte: ich konnte nicht drun-

ten bleiben, ich bin daher heimgegangen. Eine halbe Stunde nachher hörte sein Großvater im Garten einen Knall.

Als seine Mutter Nachmittags zurück kam, fand sie die Thür ihres Hauses verschlossen. Beim Oeffnen des Zimmers der obern Stube drang ihr ein entsetzlicher Dampf entgegen, und sie sah ihren Sohn leblos in der Stube auf der Erde liegen, und sein Hemd am linken Aermel brennen.

Einer der berühmtesten Maler aus der jetzigen französischen Schule, der Baron Gros, endigte (in einem Alter von 65 Jahren) kürzlich freiwillig sein Leben.

Schon einige Tage vor der That ging er wie in Träumen verloren herum; seine Familie und seine Freunde erklärten sich diese Veränderung daher, daß er seit dem 16. Juni die Functionen eines Geschwornen bekleiden mußte. Am 26. verließ er Morgens wie gewöhnlich sein Haus, und ging gegen den Justiz-Palast zu. Da er um 8 Uhr Abends noch nicht zurückgekehrt war, stellte man eifrige Nachforschungen an; man öffnete seinen Secretär, fand darin einen, erst am Morgen geschriebenen Brief, in welchem er vom baldigen Tode sprach, und am 27. gegen Mittag seine Leiche in der Seine, in der Nähe von Meudon. Frankreich verliert an ihm einen seiner tüchtigsten Maler. — Zu was nützt das Genie und der Ruhm, wenn sie nicht dazu dienen, das Leben zu ertragen? Vom Jahre 1835 wird die französische Schule ihre Geschichte zwischen zwei Leichnamen, jenen des durch sein Gemälde „les pêcheurs" berühmten Malers Leopold Robert, der sich am 20. März 1835 in Venedig im 38sten Jahre seines Lebens aus Schwermuth ermordete, — und den von Gros, einem der berühmtesten Meister, einschließen können. — Seit einigen Jahren schien sich Gros einem nagenden Kummer hingegeben zu haben, und das Aufkommen eines neuen und gänzlich von seinem Studium abweichenden Genies hatte sein Herz verwundet. Als er den Ruhm David's in Zweifel ziehen und daß Girondet und Guerin durch diese Kritik verkleinert wurden, überließ er sich einem ungestörten Mißmuth. Er verzweifelte an sich selbst. — Sein Leben war mit Ehre und Reichthümern, dem Lohne für seine Arbeiten, geschmückt; allein wer kann vor Verzweiflung retten! — Sein Name wird den größten Malern angereiht werden und unvergeßlich bleiben.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 24.] Donnerstag den 23. März. [1837.]

Inhalt: Hautcultur, I. Bäder. — Krankheiten der Handwerker und Künstler (Fortsetzung). — Warnendes Bulletin. — Miscellen.

Hautcultur

I. Bäder.

a) Historische Andeutungen.

Wirft man einen Blick auf die Geschichte der Bäder, so ergibt sich ihr Ursprung von selbst. Freundlich ladete die kühle Welle des Flusses oder des Meeres den Naturmenschen zu sich ein, und der erste erquickende Versuch bestimmte zur Gewohnheit. Daher war schon in der griechischen Heroenwelt die Annehmlichkeit und der Nutzen des Bades allgemein anerkannt, und schon die Alten betrachteten dasselbe nicht bloß als Mittel, die Haut zu reinigen, sondern sie erkannten auch dessen diätetischen Vortheil. Die Vorliebe zu Bädern führte nach und nach zur Errichtung öffentlicher Badeanstalten. Diese waren bei den Griechen oft mit den Gebäuden, die den Leibesübungen gewidmet waren, verbunden. Ihr Bau und innere Einrichtung wurde später Sache des reinsten Geschmackes. In den blühendsten Zeiten Griechenlands waren die Bäder zwar schon ein wichtiger Gegenstand des Luxus; aber dessen ungeachtet blieben Leibes- und Geistesübungen die Hauptsache in ihren Badeübungsanstalten (Thermogymnasien). Nur ihre entarteten Nachkommen führten Ueppigkeit bei diesem sonst so heilsamen Gebrauche ein. Auch in Italien sind die ersten Bäder aus den Gymnasien der Griechen entstanden, und als eine Nachahmung derselben zu betrachten. Als man jedoch in Rom die Ringspiele nach der griechischen Gymnastik modelte, suchte man auch schönere Badeanstalten einzuführen. Lange erhielten sich die Badesitten daselbst in den Gränzen diätetischer Strenge; doch artete nach und nach die griechische Sitte, das Baden als einen Theil der Gymnastik zu betrach-

ten, bei den Römern in üppige Genußsucht aus. Mit den Bädern wurden die raffinirtesten Genüsse verbunden. Anstatt sich durch das Baden, seiner gymnastischen Urbestimmung gemäß, abzuhärten und den Geist zu stärken, schmeichelte man damit den Sinnen. Nachdem man den Gaumen an schwelgerischer Tafel gekitzelt hatte, mußte ein Bad die Entnervung vollenden. Man nahm Bäder von wohlriechendem Wasser, von Safrantinkturen u. s. w., um die abgestorbenen Sinne wieder zu neuem Genusse aufzuregen. Selbst bevor man zum Mahle ging, pflegte man ein sehr warmes Bad zu nehmen, um dadurch größere Trinklust zu erregen. Bei den Schmausereien, die oft vier und zwanzig Stunden zu einer Mahlzeit einnahmen, ging man während des Intermezzo, wenn neue Gerichte die genossenen ablösten, in ein warmes Bad, um die gesättigte Eßlust aufs Neue zu stacheln. Auch unsere deutschen Urahnen badeten im Winter fleißig warm, als sie noch aller andern Bildung ermangelten. Beginnende Cultur, den frühern Müssiggang verdrängende Beschäftigungen und veränderte Lebensart, scheinen die Sitte des warmes Bades während einer Reihe von Jahrhunderten aufgehoben zu haben, bis endlich die zunehmende Bevölkerung Krankheiten begünstigte, die den Gebrauch der Bäder zur Heilung dringend erheischten. Nun wurden sie allgemein eingeführt. Badestuben waren allenthalben üblich und von den letzten Volksclassen besucht.

Bei der Eroberung Konstantinopels lernten die Türken den ganzen Badelurus der Griechen kennen und nahmen ihn zum Theil an. Sie lieben warme Bäder leidenschaftlich. Schon das Gesetz des Korans verpflichtet sie zur öftern Anwendung des Wassers als Reinigungsmittel, und so wird häufiges Baden bei Manchem das Mittel, seiner Eitelkeit zu opfern, um eine bequeme Frömmigkeit zur Schau zu tragen. Die Trägheit, die allen Morgenländern mehr oder weniger anhängt und sie verhindert, Leibes- und Waffenübungen zu treiben, ist die Ursache, daß sie der warmen Bäder, der Reibungen, des Hautknetens, welches sie immer darauf folgen lassen, nicht entbehren können. Enthalten sie sich derselben eine Zeit lang, so empfinden sie ein beschwerliches Jucken in der Haut, und Steifigkeit in den Muskeln. Kalte Bäder werden von allen Völkern orientalischer Abkunft vernachlässigt, woher auch ihre Ungeschicklichkeit im Schwimmen herrührt.

Die Griechen unserer Zeit halten auch viel auf warme Bäder. Außer den öffentlichen haben die Vornehmen ihre Privatbäder.

In Italien ist man im Vergleiche zur Vergangenheit weit zurückgekommen, und öffentliche Bäder sind bei weitem seltner, als ehemals. Die Aufmerksamkeit, die dieser Theil der Gesundheitspflege verdient, ist in jenem Lande nur gering. Selbst die Anstalten, um die Heilquellen zu

benützen, womit dieses schöne Land gewiß nicht kärglich ausgestattet ist, sind bei weitem nicht das, was sie in Deutschland sind. Seltener noch bedient man sich dieses wohlthätigen und erquickenden Mittels in Spanien und Portugal, wo doch das wärmere Klima dazu einladen sollte. Frankreich, Deutschland und England sind unstreitig die Länder, in denen man in neuern Zeiten die Wichtigkeit des Badegebrauches am lebhaftesten gefühlt, und den Vorstellungen aufgeklärter Aerzte am willigsten Gehör gegeben hat. Die Hauptstädte dieser Länder besitzen Badeanstalten, die bei zweckmäßiger Einrichtung auch Bequemlichkeit gewähren, obwohl noch Manches hierüber zu wünschen übrig bliebe.

Werfen wir einen Blick auf die Länder nördlicher Nationen, z. B. auf die finnischen, liefländischen und russischen Dampfbäder, so finden wir eine Methode, die uns in Erstaunen setzt und deren Seltsamkeit und Unschädlichkeit nur aus der Gewohnheit erklärt werden kann. Durch eine eigene Vorrichtung wird ein Zimmer mit dichtem Wasserdampf angefüllt. Die Dampfbadenden liegen nackend auf Bänken, und schwitzen in diesen Dunstwolken bei einer Temperatur zwischen 30 bis 40° R. durch drei bis vier Stunden, indem sie sich mit belaubten Birkenruthen die Haut roth peitschen. Nach dem Schwitzen folgt Abwaschen in einem Nebenzimmer oder im offenen Vorhofe, Begießen mit kaltem Wasser, oder ein Sprung in den nahen Teich, oder endlich Wälzen in Schnee. — In der Gegend des Sees Earne findet man ähnliche Schwitzanstalten, die man sweating Houses nennt.

(Wird fortgesetzt.)

Krankheiten der Handwerker und Künstler.

(Fortsetzung.)

II.

In einem der frühern Aufsätze in diesen Blättern haben wir unsere Leser auf die Resultate aufmerksam gemacht, die Dr. Fuchs aus seinen Untersuchungen über den Einfluß der Gewerbe auf Erkranken und Sterblichkeit im Allgemeinen gezogen hat. Geht man etwas tiefer in diesen Gegenstand ein, so drängt sich jedem denkenden Leser bei Betrachtung jedes einzelnen Gewerbes eine Verschiedenheit von Umständen auf, die auf die Gesundheit der Gewerbetreibenden von besonderem Einflusse sind. Vor Allem ist hier der Ort, wo ein bestimmtes Gewerbe ausgeübt wird, von der größten diätetischen Wichtigkeit. Ein Theil der Gewerbe wird fast ausschließlich in der Luft betrieben, während sich andere Handwerker, der Natur ihrer Beschäftigung nach, bald in freier Luft, bald in mehr oder minder geschlossenen Räumen, und eine dritte Classe von Gewerbsleuten nur in geschlossenen Werkstätten arbeitet. Zu den Arbeitern in freier Luft ge-

hören: Dachdecker, Fischer und Schiffer, Gärtner, Maurer, Tünchner, Zimmerleute und Schieferdecker. Aus den Beobachtungen des Dr. Fuchs ergibt sich bei diesen Gewerben ein seltneres Erkranken bei größerer Sterblichkeit im Falle des Erkrankens, indem von 5622 solcher Gewerbsleute zwar nur 1202 erkrankten, aber 56 hiervon gestorben.

Zur zweiten Classe der Gewerbe, nämlich zu jenen, die bald in freier Luft, bald in geschlossenem Raume arbeiten, gehören: Glaser, Büttner, Hufschmiede, Kaminfeger, Friseurs, Metzger, Müller, Rothgerber, Schleifer, Seiler, Wachszieher, Wagner und Weißgerber. Unter 11,700 solcher Gewerbsleute erkrankten 2588, und starben nur 69; ein in jeder Rücksicht günstiges Verhältniß.

In geschlossenen Räumen hingegen werden die übrigen 34 Gewerbe betrieben, bei denen unter 40,793 Personen 9468 erkrankten und 320 starben, so, daß diese Classe sowohl häufiger erkrankt, als auch eine größere Sterblichkeit hat. Gewerbe also, die ihre Arbeiter beständig in abgesperrter Luft erhalten, sind im Allgemeinen ungesund, und ein Wechsel zwischen freier Luft und dem Dach ist der Gesundheit am zuträglichsten. Ein fortdauernder Aufenthalt in freier Luft bedingt zwar verhältnißmäßig die wenigsten Krankheiten; allein, die Sterblichkeit ist bei den Gewerben, die stets im Freien arbeiten, verhältnißmäßig am größten. Erklärbar ist auch die größere Sterblichkeit aus dem Umstande, daß der beständige Aufenthalt in freier Luft solche Gewerbsleute zwar gegen gewöhnliche Krankheitsursachen abhärtet, sich aber bei denselben leichter gefährliche Entzündungskrankheiten ausbilden, und sie auch körperlichen Verletzungen, die dem Leben drohen, wie es z. B. bei Maurern, Schieferdeckern der Fall ist, leichter ausgesetzt sind.

Ein anderer Umstand in Bezug auf den Ort, wo das Gewerbe betrieben wird, besteht darin, daß gewisse Handwerker viel am oder im Wasser arbeiten, andere fast beständig am Feuer sich aufhalten. Die Wasserarbeiter sind: Fischer und Schiffer, Müller, Roth- und Weißgerber. Von 3569 solcher Gewerbsleute erkrankten 905, und starben 25, ein Verhältniß, welches beweist, daß der beständige Aufenthalt dieser Leute am oder im Wasser der Gesundheit nicht zuträglich ist. Auf die Feuerarbeiter werden wir noch später zurückkommen. — So wie der Ort, wo das Gewerbe ausgeübt wird, eben so beachtenswerth ist die Wärme und die Feuchtigkeit, denen verschiedene Gewerbe in verschiedenem Grade ausgesetzt sind. Manche Gewerbe halten ihre Beflissenen fast fortwährend, oder bei einem großen Theile ihrer Arbeiten in einer erhöhten Temperatur — andere werden ohne Feuerung betrieben; die Einen bedingen große Feuchtigkeit der umgebenden Luft, und in den Werkstätten anderer ist die Luft

trocken, oder doch wenigstens durch das Gewerbe nicht mit Wasserdunst geschwängert. In dieser Beziehung gibt es vier Classen unter den Gewerben: 1. Solche, die in warmer, trockener Luft geübt werden: Hufschmiede, Kupferschmiede, Schlosser, Nagelschmiede, Goldarbeiter, Gürtler, Kaminfeger, Schwertfeger, Spengler, Zeugschmiede und Zinngießer — die eigentlichen Feuerarbeiter; 2. Gewerbe in warmer, feuchter Luft: Bäcker, Bierbrauer, Conditors, Hafner, Seifensieder, Vergolder, Lackirer und Wachszieher gehören hieher; 3. Gewerbe in kalter, feuchter Luft: Die oben genannten Wasserarbeiter, Buchdrucker, Färber, Schleifer, Tünchner und Weber sind hierher zu zählen; 4. Gewerbe in gewöhnlicher Luft. Aus genauen Beobachtungen ergaben sich in dieser Beziehung folgende Resultate: 1. daß feuchte Kälte der Gesundheit am nachtheiligsten, feuchte Wärme hingegen, wie sie künstlich hervorgebracht bei manchen Gewerben vorkommt, am vortheilhaftesten ist; 2. daß ein hoher Wärmegrad im Verein mit trockener Luft — niedrige Temperatur mit Feuchtigkeit verbunden, am schädlichsten ist; 3. daß trockene Luft die Häufigkeit — Feuchtigkeit die Bösartigkeit der Krankheiten, folglich die Sterblichkeit begünstigen; 4. daß Wärme im Allgemeinen der Gesundheit zuträglicher ist, als die gewöhnliche Temperatur. — Eine besondere Berücksichtigung verdienen noch die einem raschen Wechsel der Temperatur ausgesetzten Handwerker. Wir rechnen zu ihnen die Hufschmiede, die häufig leicht gekleidet, von der glühenden Esse an die freie Luft kommen; die Kaminfeger, die bei ihren Wanderungen von Haus zu Haus warme Kamine fast in jeder Viertelstunde gegen die äußere Luft vertauschen; die Bierbrauer, die ihr Geschäft häufig genug von der dampfenden Pfanne an den Brunnen oder in den kalten Keller treibt, und endlich Müller, Fischer, Roth- und Weißgerber, die oft mit erhitztem Körper in eiskaltes Wasser tauchen. Dieser Wechsel der Temperatur übt den nachtheiligsten Einfluß auf die Gesundheit genannter Gewerbsleute aus.

(Die Fortsetzung folgt).

Warnendes Bulletin.

Caroline P..., ein Mädchen von zwölf Jahren, von zartem Körperbau, blühender, angenehmer Gesichtsfarbe und lebendigem Geiste, die früher meist immer gesund war, hatte sich durch den schreckhaften Anblick eines halbblödsinnigen Menschen, den man zum Beschluß einer Bauernhochzeit, seltsam ausstaffirt, an den Häusern herumführte, um Eier einzusammeln, eine krampfhafte Krankheit zugezogen, die in zeitweise wiederkehrenden Anfällen von Zittern und dem Veitstanze ähnlichen Bewegungen des Körpers, verbunden mit einem phantastischen Gesicht, welches

ihr jenen Menschen wieder als gegenwärtig vorspiegelte, bestand. So wie sie diesen Menschen zum ersten Male sah, der eine rothe Mütze mit einer Feder auf dem Kopfe trug und mit fratzenhaften, verzerrten Gesichtszügen an einem Schinkenknochen nagte, entsetzte sie sich, schrie laut auf, und zitterte am ganzen Leibe. Die Aeltern hatten ihre liebe Noth, sie einigermaßen zu beruhigen. Am andern Tage verfiel sie in der Wohnstube plötzlich wieder in denselben Zustand, und rief: der Kerl mit dem Schinkenknochen und der rothen Mütze sei wieder da, und wies auf Befragen einige Schritte vor sich auf den Fleck hin, wo er stehen sollte. Man suchte sie zu überzeugen, daß dieß nicht der Fall sei, führte sie an die bezeichnete Stelle, ermuthigte sie, nach dem Menschen zu greifen, damit sie erkenne, daß sie sich nur täusche. Nachdem man sie dazu gebracht hatte, überzeugte sie sich auch vollkommen von ihrer Täuschung, aber trotz dem blieb die Sinnesvorspiegelung dieselbe. Das Mädchen wurde zwar geheilt, aber jedenfalls kann dieses Beispiel als neuer Beleg für die Wahrheit dienen, wie leicht Schrecken Nervenkrankheiten hervorbringen kann.

Ein Kind von zwei Jahren in dem Dorfe T...., Calauer Kreises, welches bis dahin gesund gewesen war, wurde von einem trockenen, heftigen und erschütternden Husten befallen, der das Kind Tag und Nacht quälte. Der Husten hatte beinahe ein halbes Jahr hindurch angehalten; der Athem des Kindes wurde sehr übelriechend, und endlich gesellte sich zu den Hustenanfällen ein Erbrechen. Ein solcher Anfall endete damit, daß eine Kornähre mit Blut und Schleim ausgebrochen wurde; der Husten und die übrigen Beschwerden ließen nun nach, und die Gesundheit des Kindes kehrte vollständig zurück. Wahrscheinlich hatte das Kind mit der Kornähre gespielt, dieselbe in den Mund genommen und so Veranlassung gegeben, daß sie in die Luftröhre gelangte. Merkwürdig ist es, daß dieser fremde Körper so lange daselbst verweilen konnte.

Miscellen.

Kyanisirtes Holz in Bezug auf öffentliche Gesundheitspflege.

Kyan hat in England ein besonders Patent zur Anwendung des Sublimats gegen die Fäulniß erhalten, welcher das Bauholz, besonders wenn es an feuchten Orten liegt, unterworfen ist. Man hat dasselbe Mittel zur Bewahrung des Tauwerkes, der Segel und anderer ungebleichten Leinwand gegen die so schädliche Einwirkung der Feuchtigkeit anzuwenden vorgeschlagen. Professor Faraday hat neuerlichst mit dem Kyan'schen

Mittel Versuche gemacht und Resultate gefunden, die ziemlich günstig für die Anwendung dieses Mittels ausfielen. Es bleibt jedoch noch in Hinsicht der Gesundheitspflege eine Frage zu stellen, und zwar in Bezug auf die bei Anwendung des Sublimats (das bekanntlich ein tödtliches Gift ist), anzuwendenden Arbeiter, z. B. die Schiffsmannschaft auf Fahrzeugen, die aus kyanisirtem Holze erbaut sind.

Ein in dieser Hinsicht von Faraday und Daniel abgestatteter Bericht über den Gesundheitszustand der Arbeiter, die bei der Zubereitung und dem Gebrauch dieses Holzes während der ganzen Dauer der Versuche beschäftigt waren, bescheinigt, daß in zwei Fällen die zur Zubereitung der Sublimatauflösung gebrauchten Arbeiter einige Uebelkeit in dem Augenblicke verspürt, wo sie das Gift mit heißem Wasser vermischt haben. Es wurde ihnen sogleich das Weiße von einem Ei als Gegengift gegeben. Diese Leute wären großer Gefahr ausgesetzt gewesen, hätte man nicht alle Vorkehrungen getroffen, die die Heftigkeit des Sublimats nöthig macht. Hinsichtlich des Gesundheitszustandes der Schiffsbemannung auf, aus kyanisirtem Holze erbauten Fahrzeugen, haben sich genannten Naturforschern noch keine genaue Angaben dargeboten. Was sie jedoch aus Briefen entnommen, geschrieben am Bord solcher Schiffe, die sich jetzt in der Südsee befinden, ist sehr befriedigend.

Jedenfalls wäre es höchst unvorsichtig, Mundvorrath in unmittelbarer Berührung mit kyanisirtem Holze zu lassen; weßhalb auch Dr. Faraday empfiehlt, die Brotkammer im Innern mit einem Zinnbeschlage zu bekleiden. Da Taue und Segelwerk sich beständig in den Händen der Matrosen befinden, würde es gewiß sehr passend seyn, die Stoffe, die zu ihrer Verfertigung gebraucht werden, zuerst zu kyanisiren und sodann tüchtig zu waschen. Die vielen Bauten, zu denen man sich bereits des kyanisirten Holzes bedient, sind ein Beweis sowohl von der Wichtigkeit, die man auf diese glückliche Neuerung legt, als von der Sicherheit, welche sie in dieser Hinsicht auf den öffentlichen Gesundheitszustand einflößt. Alles Holz, das man zum Bau der neuen National-Gallerie in London gebraucht, ist vorher solcher Zubereitung unterzogen worden. Man verwendet es gerade jetzt beim Bau des Straf- und Besserungshauses in Westminster, und des chirurgischen Collegiums. Mehrere Privatleute haben ihm gleichfalls den Vorzug gegeben, und es scheint, daß man sich desselben in den Arsenalen der königl. Marine in England bedienen werde. —x—.

Originelle Besserung eines liederlichen Ehemanns.

Eine junge hübsche Frau, die etwa ein und ein halbes Jahr mit einem jungen Landwirth in Pensylvanien verheirathet war, ereiferte sich oft,

daß ihr Gatte zu häufig das Wirthshaus besuche, seine Gesundheit durch Trunk untergrabe, und noch dazu täglich so spät nach Hause komme. Ohne auf sie zu achten, setzte er seine Wirthshausbesuche fleißig fort. Sie erklärte ihm endlich mit feierlichem Tone, daß sie das erste Mal, wo er sich so sehr verspäten werde, sich mit ihrem Kinde, einem vier Monate alten Knaben, in den nahen Kanal zu stürzen fest entschlossen sei. Er achtete auch auf diese Drohung nicht. Als er nun abermals nach Hause kam, öffnete die Frau, ohne ein Wort zu sagen, die Thür, setzte das Licht auf den Tisch, ging nach der Wiege, nahm den Kleinen heraus und lief eiligst dem Kanal zu. Der erschrockene Ehemann rannte ihr augenblicklich nach. Sie hatte jedoch einen großen Vorsprung genommen und er hatte nur Zeit zu sehen, wie das Kind ins Wasser plumpte. Es war eine der kältesten Winternächte, und der Kanal über vier Fuß tief. Ohne sich zu besinnen, stürzte er sich hinein, ergriff den Kleinen beim Nachtkleidchen und sprang damit aufs Trockene. Als er nun bebend vor Kälte und Freude den geretteten Knaben herzlich küssen wollte, begegnete er — der Schnauze eines Hauskaters, der zierlich in seines Söhnchens Kleidern eingehüllt, ihm seinen Dank entgegen miaute. An der Hausthür angekommen, fand er dieselbe verschlossen und wurde nicht eher eingelassen, bis er feierlich Besserung versprach. Er hielt nun um so mehr Wort, da sein Abenteuer bald kannt wurde und er besorgen mußte, von seinen bisherigen Trunkgenossen verspottet zu werden. —x—.

Man hat bereits in mehreren Ländern besondere Zählungen der Taubstummen veranstaltet und dadurch gefunden, daß im Durchschnitt auf 1585 Menschen Ein Taubstummer, folglich auf eine Million Menschen gegen 630 Taubstumme kommen. Bei diesen Zählungen staunte man überall über die unerwartet große Anzahl derselben und verzweifelte fast an der Möglichkeit, Allen zu helfen. Auch war bei dieser Berechnung bemerkenswerth, daß gegen Norden die Zahl der Taubstummen, so wie gegen Süden die Zahl der Blinden zunimmt; daß man ferner in gebirgigen, feuchten und rauhen Gegenden mehr Taubstumme findet, als in ebenen, trockenen und mildern Gegenden, und daß nach den bisherigen Beobachtungen beinahe um den vierten Theil mehr männliche als weibliche Taubstumme gefunden werden. —x—

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 25.] Montag den 27. März. [1837.]

Inhalt: Die Kranken von Ehemals und Jetzt, von Dr. Alois Jeitteles. — Der Priester und der Arzt, von Math. Koch. — Miscellen.

Die Kranken von Ehemals und Jetzt.

(Von Dr. Alois Jeitteles.)

Ich habe vor allem Andern zwei Bitten an Dich, geneigter Leser der Gesundheitszeitung! Erstens bleibe hübsch gesund, und zweitens, wenn Du Dir ja die Unbequemlichkeit des Erkrankens nicht ersparen kannst, werde nur kein Kranker nach der Mode. Du glaubst nicht, wie einem armen Teufel von Doctor zu Muthe wird, wenn er in einer Familie zu thun hat, die nach dem Journal von Gestern curirt seyn will, und ihr gutes Renommé in der fashionablen Welt zu verlieren fürchtet, wenn es verlautbaren sollte, sie lasse sich von einem Arzte gesund machen, der noch an Boerhave und van Swieten glaubt.

Um Dir jedoch recht eindringlich dieses ärztliche Märtyrerthum darzuthun, will ich Dir erst das erfreuliche Bild eines Kranken aus der guten alten Zeit malen, wie ich solches im Beginne meiner praktischen Laufbahn noch recht oft zu sehen bekam, ihm jetzt aber immer seltener, und meist nur unter alten Leuten zu begegnen so glücklich bin.

Der Kranke aus der alten Zeit ist auch meist ein alter Bekannter, ja sogar Freund seines Arztes, und Letzterer kennt daher bereits alle Verhältnisse seines Patienten bis in die tiefsten Tiefen. Es ward und wird ihm nichts verheimlicht, was das Wohl und Weh seines Pflegebefohlenen betrifft, und ist der Arzt ein alter Herr — war er auch sicher schon der Aesculap des Vaters und Großvaters seines gegenwärtigen Kranken. Da ist ein leicht Behandeln! Man braucht nicht erst bis zur Arche Noah's zu-

rückzufragen, um auf die heutigen Zustände zu gelangen. Der Arzt weiß besser als der Kranke und alle Angehörigen, was seit Jahren an Gesundheit und Krankheit im Hause vorgefallen, welche Mittel gebraucht, was geschadet, was genützt, was zu thun, was zu lassen sei; kurz er ist mit seiner medicinischen Bilanz in diesem Hause jeden Augenblick im Reinen, ohne viel zu plaudern und zu zaudern. Der Kranke seinerseits erzählt aber ganz breit und gemächlich, was ihn belästigt, wie er zwar nicht gerne dem Doctor wegen Kleinigkeiten beschwerlich falle, aber nun wäre es doch nicht länger räthlich, zu warten, der Schmerz zu groß, das Fieber zu heftig, er traue sich nicht ohne den Rath seines bewährten Freundes etwas zu thun. Zwar habe er schon einige Schalen Eibisch- oder Lindenblüthen-Thee getrunken, weil das schon oft genützt, und der Doctor nie etwas dagegen einzuwenden gehabt; dießmal aber wollen diese Mittel nicht mehr anschlagen, und es werde daher wohl nöthig seyn, daß etwas verschrieben werde. So weit ist unser Kranke noch von altem Schrot und Korn; nun kommt aber doch etwas, das an den Kranken nach der Mode gemahnt. Er kann es nämlich nicht lassen, auch sein medicinisches Gutachten abzugeben, und behauptet ziemlich bestimmt, sein heutiges Unwohlseyn komme bloß von der Gicht, der Goldader, es seien die alten Krämpfe los, die Vapeurs, die ihn plagen, der Mond sei im Zu- oder Abnehmen, oder dergleichen; aber (höre und ahme nach, Kranker nach der Mode!) er wolle dem Doctor nicht vorgreifen, der müsse wohl wissen, was zu thun sei, und er bitte daher — horribile dictu! — um ein Recept. Der Doctor lacht aber den Patienten aus, und behauptet, es fehle ihm gar nichts, es sei nichts als Aengstlichkeit; einige Tage strenge Diät, Bewegung im Freien ꝛc. ꝛc. werden hinreichen, den bösen Dämon zu bannen. So trennt man sich ruhig, ja heiter, und bleibt gut Freund nach wie vor. Ist es aber Ernst mit dem Krankseyn, dann werden freilich Recepte verschrieben, Blutegel, Blasenpflaster, das ganze arzneiliche Arsenal aufgeboten, und Wohl und Weh aus Flaschen und Tiegeln heraufbeschworen. Aber der Arzt hat nicht nöthig, dem Kranken und der Umgebung Rechenschaft von seinem Thun und Lassen zu geben. Dazu bleibt er bloß seinem Gewissen, und etwa zu Rath gezogenen Collegen verpflichtet. Weder der Kranke noch die Umstehenden — wenn sie nicht etwa sehr jung sind — wollen besser wissen, was Noth thut, als der Arzt. Aengstlich vertrauend befolgen sie jede seiner Anordnungen pünktlich, kummervoll lesen sie in seinen Mienen, jedes seiner Worte ist ein Orakel, sein ernster Blick bedeutet namenlosen Schmerz, ein heiteres Lächeln von ihm — und freudig pochen alle Herzen. Die Tage werden schmerzlich gezählt, jede Bewegung des Leidenden genau angemerkt und berichtet. Der Arzt seinerseits ruht in solch bösen Tagen auch nicht auf Rosen. Der früheste Mor-

gen findet ihn bei seinem Schwererkrankten, selbst wenn die vielbegüterte Baronesse Z. bereits zweimal hat sagen lassen, sie habe heute ihren mauvais jour; die späte Abendstunde sieht ihn am Krankenbette, sollte auch eine noch so berühmte Sängerin debütiren, und auch die Mitternacht findet ihn noch wach, nach Rath und Hülfe suchend bei bewährten Schriftstellern, die vielleicht bereits eher gestorben, ehe es noch Journale gegeben, die die jüngsten Gelehrten mit der neuesten Weisheit tagtäglich ausstaffiren. Ich kenne einen Arzt, und bin seit meiner frühesten Jugend mit ihm auf das Innigste verbunden, der in solchen Nächten mit den bereits vor vielen Jahren verstorbenen, sehr schätzenswerthen, Doctoren der Medicin und Chirurgie, Hippocrates, Sydenham, Fr. Hoffmann ꝛc. ꝛc., im Traume förmliche Consultationen hielt, und keinen Anstand nähme, dasselbe wachend zu wiederholen, was er im Traume gesprochen, zum Beweise, mit wie unausgesetztem Antheile die Seele des echten Arztes das Wohl des Kranken verfolgt, und um so lebhafter, wenn sich dieser eines solchen Antheils auch würdig bezeigt.

Ist nun der Kranke gerettet, wie dankt dann jedes Wort, jeder Blick, jede Bewegung dem Helfer aus Gefahr und Noth! Seine unscheinbarste Aeußerung wird hervorgehoben; und gleich einer erhabenen Weisheit von allen Seiten beleuchtet; sein Verdienst um den Kranken freudig anerkannt, und dankbarst ausgesprochen; das Vertrauen zu ihm hundertfach erhöht. Ein solcher Genesene kam unlängst zu dem Medicus, von dem oben berichtet wurde, daß er bereits öfter die Ehre hatte, mit Hippocrates im Consilio gewesen zu seyn, und indem er sehr geringes Honorar überreichte, sprach er mit Thränen im Auge: „Nehmen Sie für Vieles mit dem Wenigen vorlieb, das ich nach einer langen Krankheit entbehren kann. Den Rest werde ich, so Gott will, sicher nachtragen!" Am selben Tage erhielt derselbe Arzt nebst sehr reichlichem Lohn folgendes Billet: „Euer Wohlgeboren erhalten für die glückliche Behandlung meines Sohnes Oscar meinen verbindlichsten Dank mittelst Beiliegendem (!!!). Hochachtungsvoll ꝛc. ꝛc." Zu welchem von Beiden wird der Arzt, wenn er wieder geholt wird, lieber gehen? — —

(Der Beschluß folgt.)

Der Priester und der Arzt.

(Von Mathias Koch).

Wenn die Kraft des Menschen gebrochen ist, wenn er, seiner Selbstständigkeit beraubt, von Krankheit auf das Lager hingestreckt und den Schmerzen zum Raube gegeben ist, da heischt nicht bloß sein Körper Hülfe, sondern auch die Seele schmachtet nach dem Labsale der Tröstung, des Zu-

spruches, der stärkenden Erhebung. — Der Priester und der Arzt nähern sich ihm. — Die Repräsentanten zweier der nützlichsten und einflußreichsten Stände, deren Thätigkeit rein praktisch ist, theilen Gewalt und Herrschaft über den Hilflosen unter sich. Beide arbeiten für einen Zweck, nämlich den Leidenden herzustellen. — Das natürliche Verhältniß ist demnach die regste Vereinigung im Wollen und Handeln zwischen Priester und Arzt. Sie sollen sich brüderlich die Hände reichen, und Eins seyn in Gesinnung und That. — So ist es auch in einer durchgehends religiös gesinnten Zeit. Der Arzt bezeigt dem Priester jene Achtung, welche der Wissenschaft des Göttlichen den Vorzug vor dem materiellen Wissen einräumt. Er bedenkt, daß der Mensch aus Leib und Seele bestehe, daß folglich Jedes seinen Theil heische, und die Bedürfnisse des Kranken von zweierlei Art seien. Er erkennt sehr richtig, daß seine Kunst den kranken Körper nicht heilen werde, wenn die Seele, — das Gewissen — krank ist. Auch fühlt er die Unzulänglichkeit der eigenen Kraft, die Seele in einen gesunden Zustand zu versetzen, weil Menschentrost im Leiden viel zu ohnmächtig ist, um zu einer kräftigen Erhebung der gebeugten Seele zu verhelfen. Selbst religiöses Bedürfniß in sich bergend, gesteht er gerne und froh der Religion die kraftvolle Wirksamkeit auf das Gemüth des Leidenden zu, und weit entfernt, sie entbehrlich zu finden, ruft er sie vielmehr herbei.

Ganz von Dem verschieden, gestaltet sich die Sache, wenn etwa mit dem Umsichgreifen des religiösen Indifferentismus das Verhältniß zwischen Arzt und Priester verrückt wird. — Die gänzliche Lossagung der Wissenschaften vom religiösen Princip, dem sie doch, wie die gesammte Menschheit inhäriren, weil diese selbst ihre Culturvollendung nur im Göttlichen, als Höchstem und Letztem, erhalten kann, bewirkt alsdann die Herabsetzung der ganzen Wissenschaftlichkeit in die niedrige Sphäre des bloßen Materialismus, welchem sehr bald der Geist des Menschen so unbedingt huldigt, daß er nicht nur seiner eigenen Spiritualität vergißt, sondern auch die höchste Ausbildung und Geltendmachung des Materiellen, als einzigen und letzten Zweck seines Daseyns betrachtet.

Dieser grobe und nebstbei sträfliche Irrthum, wenn er sich auch der ärztlichen Wissenschaft mittheilen würde, hätte zur Folge, daß der Arzt von den religiösen Einflüssen auf das Gemüth, nicht den gehörigen Gebrauch mehr machen, und somit das wirksamste aller psychischen Mittel der Heilkunde, keine Anwendung mehr finden würde. Natürlicherweise entstünde dadurch zwischen dem Arzte und dem Seelsorger ein schneidendes Mißverhältniß. Der Erstere fände Letztern am Krankenbette entbehrlich, während Diesen Pflicht und Nothwendigkeit dahin rufen. Es ist ein ganz gedankenloser, ja selbst alberner Grundsatz, „den Kranken nicht mit religiö-

sen Ermahnungen beunruhigen zu sollen." Glaubt wohl, wer so spricht, daß es möglich sei, mit einem belasteten Gewissen, oder mit marternden Zweifeln über die Existenz nach dem Tode, Ruhe in sich zu haben? Innere Ruhe gibt kein Menschentrost. Dieses fühlt der Mensch nie stärker und überzeugender, als am Krankenlager. Soll er seine Leiden mit Geduld und Ergebung ertragen, soll er bei herannahendem Tode, wenn alle Hilfe ihn verläßt, nicht verzweifeln, so muß der Glaube seiner geistigen Erhaltung, die Hoffnung einer nahen, bessern, schmerzlosen und beglückten Existenz, ihn im Kampfe mit der unterliegenden Natur aufgerichtet und bei Sinnen halten. Wenn der Arzt mit der Erklärung weggeht, seine Kunst erschöpft zu haben und nicht helfen zu können, und der Priester seinen Platz nicht einnimmt, so ist der Kranke dem schrecklichsten Zustande Preis gegeben, der gedacht werden kann. Der wahre Arzt also unterläßt es niemals, dem Kranken einen wirksamen religiösen Beistand zukommen zu lassen — er hätte den Menschen nicht besser, als das Thier behandelt!

Aber abgesehen von den strengen Forderungen, welche die Religion in diesem Punkte dem Arzte stellt, wäre es von ihm äußerst unklug gehandelt, wenn er ihren Einfluß auf den Kranken schmälert oder gar benimmt. Keine Macht auf Erden übt eine so entschiedene Gewalt über den Willen aus, als wahre Religion. Wie nun, wenn es sich darum handelt, den Willen eines Kranken zu disponiren, und alle Gründe, welche der Arzt und die Angehörigen oder Freunde des Patienten vorbringen, aus Mangel an imponirender Autorität wirkungslos bleiben? Wer könnte da noch durch Erschütterung des Gewissens, durch Hinweisen auf Pflicht und Verantwortung, und endlich durch liebreiche Ermahnungen den starren Willen bezwingen, wenn nicht der durch seine Ehrwürdigkeit ausgezeichnete Priester? Ueberdieß gibt es Seelenzustände, die der Kranke Niemand als dem Priester vertrauet, solche, welche nur von der höhern Weihe und Kraft der Religion eine Umänderung oder Heilung erfahren. Wie unpsychologisch handelt daher Derjenige, welcher auf das, mit dem Innersten der Menschennatur enge verknüpfte, durch Angewöhnung und Sitte tief begründete religiöse Bedürfniß gar nicht reflectirt? Entweder Mißachtung oder stolzes Selbstvertrauen machen ihn ein Mittel verschmähen, durch dessen Anwendung man in unzähligen Fällen schnellere Heilung bewirkte, und bei weitem geringere Mühe hatte.

Der Aufschub des religiösen Beistandes bis zu den letzten Momenten des irdischen Daseyns ist ein anderer, und den Zwecken der Heilkunde geradezu entgegenwirkender Mißgriff. Die Ankündigung, den Seelsorger mit den Sterbesacramenten herbeizurufen, ist für viele Kranke, und ganz richtig, eine Todesankündigung, die ihnen aber auch den Todesstoß versetzen

kann. Wäre es nicht geeigneter und selbst dem Arzte leichter, beim Beginn der Behandlung den Kranken auf seine religiösen Verpflichtungen aufmerksam zu machen? Ist nicht zu gewarten, daß, indem gleich zu Anfang der Krankheit die Seele mit den beschwichtigenden, wohlthätigen Wirkungen der Religion in seinem Gemüthe erleichtert wird, eine sehr günstige Reaction der Psyche auf den Körper erfolgen werde? Wer weiß nicht, wie Seelenruhe heilsam auf den Körper wirkt; wie froh und freudig das bessere Bewußtseyn macht?

Ist es also wahr und ausgemacht, daß die psychologische Behandlung des Kranken den religiösen Beistand unumgänglich nothwendig macht, so heischt die ärztliche Pflicht eine rege Verbindung mit dem Seelenarzte. Wohl mögen Fälle eintreten, wo dieser den Maßregeln des Arztes nicht vollkommen entspricht; allein diese Fälle sind seltener als man glaubt, denn der Seelenarzt kann hinter dem allgemeinen Klärungsgange der Begriffe nicht zurück bleiben, und thut dieß auch nicht. Aber mit Recht heischt er jene Achtung und jenen Einfluß, der ihm am Krankenbette gebührt, und der, würde er ihm versagt, zum größten Nachtheile der Menschenbildung und selbst zum Schaden der Arzneiwissenschaft ausschlagen müßte.

Miscellen.

Suppe der holländischen Gesellschaft zu Paris.

In einer Sitzung der königl. Akademie zu Paris (deren Resultate in den Archives generales de Medecine, Tom. V. enthalten sind) erstattete Herr Gueneau de Mussy im Namen einer Commission einen Bericht über die Eigenschaften einer Suppe, die in Paris von einer holländischen Gesellschaft im Großen zubereitet und verkauft wird. Die Commission überraschte unerwartet diese Suppen-Fabrik mit einem Besuch. Um einen gleichförmigen Sud in den großen Kochkesseln, deren man sich daselbst bediente, zu erhalten, wendete die Gesellschaft zuerst das sogenannte Marienbad an. Später wurde die Bereitungsart dadurch vervollkommt, daß man die Dampfheizung einführte, wodurch zwanzig Kesseln gleichzeitig in einer gleichförmigen Hitze erhalten werden, von denen jedoch der eine oder andere Kessel nach Bedürfniß stärker oder schwächer erwärmt werden kann. Auf diese Weise überwacht ein einzelner Mensch die Bereitung von 10,000 Maß Suppen in zwanzig Kesseln, die im regelmäßigsten Sude erhalten werden. Hierzu wird meistens Rindfleisch verwendet; das zu diesem Zwecke mit Vorsicht gewählte Vieh muß gesund seyn, und wird am nämlichen Tage, als sein Fleisch in die Kessel geworfen wird, in demselben Fabriks-Locale geschlachtet. Die Frische des verwendeten Fleisches macht diese Suppe

schmackhafter. Nachdem man das Fleisch von den Knochen abgeschnitten, wird es durch Bindfaden klein zerhackt und zu fünfzig Pfund für jeden mit fünf und fünfzig Maß Wasser gefüllten Kessel zum Kochen gebracht, um fünfzig Maß Suppen zu erhalten. Sobald der erste Sud den gewöhnlichen Schaum bildet, den man sogleich wegnimmt, werden in jeden Kessel zwei Pfund und sechs Loth Salz, zwanzig Pfund Gemüse, eine gewisse Menge gebrannter Zwiebel geworfen; nun wird das Zuströmen des Dampfes gemäßigt, nur ein schwacher Sud durch sechs bis sieben Stunden unterhalten, und die Suppe ist fertig. Diese wird nun in lange und seichte Gefäße gegossen, die man in ein eigenes Local zum schnellen Abkühlen stellt. Dann wird sie in großen blechernen Geschirren in den Niederlagen aufbewahrt, wo man die halbe Maß um 40 Centimes verkauft; daselbst wird auch das Pfund Fleisch um 50 Centimes verkauft. Die Commission hat bei einer Vergleichung dieser Suppe mit einer vor ihren Augen zu Val-de-Grace bereiteten, die holländische an nahrhaften Stoffen reicher gefunden, obwohl man zu deren Bereitung verhältnißmäßig weniger Fleisch verwendet. Auch die Pariser haben dieses Urtheil bestätigt; denn die holländische Gesellschaft, die 1828 nur einige Pfunde absetzte, braucht jetzt täglich drei und einen halben Ochsen, um sechs und zwanzig Niederlagen mit zwei bis dreitausend Littres Suppen zu versehen. Der Berichterstatter, Herr M. Gueneau, setzt den großen Vortheil dieser Unternehmung für die Pariser Bevölkerung auseinander, welche sich dadurch mit geringen Kosten gute Suppe und ein gutes Fleisch verschaffen kann. Er glaubt sogar, daß die Generalverwaltung der Pariser Spitäler eine ähnliche Fabrik einrichten könnte, um die zahlreichen Spitäler mit Suppen zu versehen, während jetzt jedes einzelne Spital seine Suppe besonders bereitet, und daher gezwungen ist, nur so viel Fleisch zur Suppenbereitung zu verwenden, als im Spital Fleisch verzehrt wird. Die holländische Gesellschaft hat sich einen Anspruch auf das Vertrauen des Publikums und den Dank der Regierung erworben. —x—.

Heilanstalten zu Madrid.

(Aus: Sketches of the Metropolis of Spain and its inhabitants by a resident Officer. 2. Vol. London 1836).

Das religiöse Gefühl und die Frömmigkeit der alten Spanier macht sich besonders durch die große Anzahl der Hospitäler und Hospizen, mit denen die Hauptstadt versehen ist, bemerkbar. Bei einer Bevölkerung von 210,000 Seelen zählt sie fünfzehn Spitäler und sieben Hospize, in denen die Aufsicht und Verwaltung, so wie die Pflege der Kranken den Händen

religiöser Brüderschaften, die zum Theil eigens zu diesem Zwecke bestimmt sind, anvertraut sind. Das vortreffliche, außerhalb der Stadt gelegene, allgemeine Hospital ist eines der großartigsten Gebäude, das in dieser Art irgendwo errichtet worden; doch ist es leider unvollendet worden. Für alle Erfordernisse eines großen Spitals (es faßt 6000 Kranke) wurde hier ursprünglich vortrefflich gesorgt; aber durch die heutige Indolenz und Nachläßigkeit in Verwaltung und Behandlung, erwächst den unglücklichen Kranken nur wenig Nutzen aus diesem großartigen Institute. Die Aerzte besuchen die Kranken sehr unregelmäßig, und sorgen in keiner Hinsicht für deren Pflege. Die natürliche Folge davon ist ein unbeschreiblicher Abscheu vor dem Institute in dem Grade, daß der dürftigste Bauer sich scheut, dem Spitale sich anzuvertrauen. Auch in Hinsicht der Diät finden große Mißbräuche Statt. Obgleich Fleisch und alle Lebensmittel in bester Qualität von den Corporationen angeschafft werden, so ist das, was vertheilt wird, schlecht und viel zu wenig. — Die Pflege und Aufsicht der Kranken ist der Obregon-Brüderschaft anvertraut; die der Wahnsinnigen den Hijas di Caridad (den barmherzigen Schwestern). Obgleich die Schwestern sich mit großer Sanftmuth und Pflege der Wahnsinnigen annehmen, so ist das Loos dieser Unglücklichen in diesem Spitale doch sehr traurig, weil sie in einem offenen Hofe vor ihren Zellen dem Spott und den Neckereien eines müßigen Pöbels ausgesetzt sind, der sie wie wilde Thiere betrachtet, und sich daran erfreut, sie zu reizen und zu erzürnen.

Von einer seit 1788 bestehenden wohlthätigen Gesellschaft, die sich die Pflege der verschämten Armen zum Gegenstande macht, wurde 1816 eine Arzneivertheilungs-Anstalt eröffnet; die armen Kranken werden vom Arzte in ihren Häusern besucht, die armen Frauen während des Wochenbettes gepflegt, die Kinder geimpft, und außerdem sorgt die Gesellschaft für Kleidung, Bettung, Kost, Arzneien u. s. w.

In Madrid sind Augenentzündungen sehr häufig, in deren Folge die Hauptstadt von blinden Bettlern wimmelt. Da die Zahl der für Unheilbare bestimmten Spitäler sehr klein ist, und man diese Unglücklichen aus den übrigen Anstalten entläßt, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als zu betteln, um ihr elendes Daseyn zu fristen und wie die Wegelagerer sich von jedem Vorübergehenden einen Zoll zu ertrotzen.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann. Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Neue Folge

der

Gesundheits-Zeitung,

herausgegeben und redigirt vom Med. Dr. H. Beer.

[N° 26.] Donnerstag den 30. März. [1837.]

Inhalt: Die Kranken von Ehemals und Jetzt, von Dr. Alois Jeitteles (Beschluß). — Krankheiten der Handwerker und Künstler (Fortsetzung). — Miscellen.

Die Kranken von Ehemals und Jetzt.

(Von Dr. Alois Jeitteles).

(Beschluß.)

Nun sollte ich meinem Versprechen gemäß einen Kranken nach der Mode schildern, aber ich gehe mit schwerem Herzen daran. Es thut nicht wohl, von Verkehrtheit, Thorheit und noch viel Ueblerem zu sprechen, das ich mit dem rechten Worte nicht bezeichnen will. Doch habe ich nun einmal die Verpflichtung übernommen, so sei es denn gewagt! Nur will ich, um unangenehme Details zu vermeiden, mehr in Umrissen malen. Eine Scene aus der Wirklichkeit, wie ich sie jüngst erlebt und sie jetzt jedem beschäftigten Arzte so häufig vorkommt, diene als Prototyp, um das Specielle ein- für allemal umgehen zu können. — Ich wurde zu Herrn v. X. gerufen. Ich kannte die Familie bloß von Renommé als sehr reich, sehr elegant, von modernster Bildung. Im Salon empfing mich die Frau vom Hause, und nun begann folgendes Gespräch:

Frau v. X. Ich habe Sie zu uns bitten lassen, um meinen Sohn Ihrer ärztlichen Sorgfalt zu empfehlen. Er kränkelt schon seit einiger Zeit. Vor ungefähr acht Tagen überstand er eine schwere Gehirnentzündung mit Nervenfieber, ging aber wieder aus. —

Ich. Eine Gehirnentzündung und Nervenfieber in acht Tagen überstanden? und konnte schon wieder ausgehen? Da dürfte denn doch ein Irrthum obwalten.

Frau v. X. Ganz wie ich Ihnen sage; er kam von einem Ball nach Hause, wo er viel getanzt und etwas mehr Punsch getrunken, als er sollte.

Er klagte gleich über unerträglichen Kopfschmerz mit fast lallender Zunge, konnte sich nicht recht auf den Füßen erhalten, und mußte zu Bett gebracht werden. Meine Tochter Natalie erkannte das Uebel sogleich als eine heftige Gehirnentzündung, und gab eine Arznei. Als in einigen Stunden es noch nicht besser wurde, glaubte ich ein anderes Mittel angezeigt, worin mir Natalie beistimmte. Gegen Abend trat ein Schlaf mit Irrereden ein, wir ließen unsern Freund B. zu uns bitten, der billigte unsere Ansicht und Verfahren, versicherte, die Gehirnentzündung wäre bereits gehoben, aber ein Nervenfieber im Anzuge. Wir beschlossen daher den Uebergang zu einem dritten Mittel. Auf eine einzige Gabe desselben trat Erbrechen ein, hierauf schlief der Junge die ganze Nacht wie eine Wasserratte, und am nächsten Morgen waren Gehirnentzündung und Nervenfieber wie weggeblasen.

Ich. Ohne einigen Katzenjammer dürfte es doch nicht abgelaufen seyn. Auf diese Art hat auch kein Arzt die Krankheit ihres Sohnes gesehen und constatirt?

Frau v. X. Wozu? Sie glauben nicht, welch tiefen praktischen Blick meine Natalie trotz ihrer siebenzehn Jahre besitzt. B., der auch bereits sehr viele Erfahrungen für sich hat, kann sie nicht genug bewundern. Auf dem Lande im Sommer wird sie weit und breit zu Rathe gezogen, und hat die erstaunungswürdigsten Curen glücklich vollendet. Doch um auf meinen Oscar wieder zu kommen. Der Wildfang hielt sich nicht. Wie die jungen Leute nun sind, der Fasching verrückt ihnen allen den Kopf. Jede Nacht auf zwei bis drei Bällen, den ganzen Vormittag auf der Reitschule und nur nach Tische einige Stunden Schlafes. So zog er sich denn einige Tage herum, nicht krank, nicht gesund. Mein Neffe C., der im vorigen Sommer die Wassercur gebrauchte, bestand auf die Anwendung einer solchen im gegenwärtigen Falle. Aber auch das fruchtet nichts. Der arme Junge wird immer schwächer, und was das Aergste ist, er hat alles Vertrauen in unsere Behandlung verloren. Er verlangt dringend Ihren Beistand. Nun bitte ich Sie, ihn ja nicht durch zu viele Medicamente zu verderben.

Ich. Bis jetzt habe ich wenigstens immer getrachtet, meinen Kranken durch Medicamente zu nützen. Doch bitte ich, mich bei Ihrem Herrn Sohne einzuführen. „In der Narrheit ist doch wenigstens Methode," dachte ich bei mir, und ob ich gleich an dem, was ich gehört, genug hatte, um mich von jeder weitern Berührung mit dieser Aesculup-Familie abzuhalten, so konnte ich doch dem Gelüste nicht widerstehen, Fräulein Natalie Hippocrates, Herrn B. Galen und Herrn C. Celsus von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Ich trat in das Krankenzimmer, und fand

an dem guten Oscar ein sehr herabgekommenes, und durch viele Debauchen bereits tief zerstörtes Subject mit einer weit verbreiteten, und durch mehrere Tage vernachlässigten Brustentzündung. Es ist hier nicht der Ort, eine Krankengeschichte zu schreiben, daher nur in Kürze folgendes: Eine Aderlasse war dringend nöthig, was ich den Anwesenden sogleich kund gab. Fräulein Natalie, die mich überhaupt mit so schelem Blicke betrachtete, wie ein Dorfbader den andern, erklärte sich hastig dagegen, und versicherte mit festem Tone, sie werde nie zugeben, daß man ihren Bruder umbringe. B. zuckte die Achsel und brummte etwas in den andeutungsweise vorhandenen Bart, was ungefähr wie alter Schlendrian klang; der C. glaubte Umschläge auf die Brust hätten nach seinen zahlreichen Erfahrungen in dergleichen Fällen Wunder gewirkt. Ich erwiderte, in einer langjährigen Praxis noch kein Wunder bewirkt zu haben, was ich überhaupt einer höhern Macht demuthsvoll überlasse. Mein Vorschlag zu einer Consultation mit einigen accreditirten Aerzten wurde einstimmig verworfen. Es blieb mir nun nichts übrig, als mich aus dem Krankenzimmer zurückzuziehen. Im Salon, wohin mir Alle gefolgt, sprach ich die bestimmte Versicherung aus, daß unter diesen Umständen, wenn nicht schnelle, angemessene Hilfe geschafft werde, das Leben des Kranken nicht auf drei Tage verbürgt werden könne, und daß ich mich verpflichtet fühle, die Anwesenden dringend aufmerksam zu machen, wie der Kranke noch im Verlaufe dieses Tages disponirt werden müsse, die Tröstungen der Religion zu empfangen. Auf diese so entschiedene Gefahr schien Keiner gefaßt zu seyn. Frau v. R. fing an heftig zu zittern, und war einer Ohnmacht nahe; Natalie wurde todtenbleich; B. meinte, einige Unzen Blut könnten einem jungen Menschen doch nicht gleich das Leben kosten, und der kalte Wassermann schlich davon, einen Wundarzt zu besorgen.

So hatte ich durch fast vierzehn Tage, so lang nämlich meine Besuche nöthig waren, mit Unsinn, Anmaßung, Altklugheit und Sucht des Besserwissens zu kämpfen; aber es handelte sich um das Leben eines Menschen, und jede andere Rücksicht mußte dieser weichen. Mama wollte keine zusammengesetzten Arzneien, oder wie sie es in der modernen Kunstsprache bezeichnete »Arzneigemische,« die Schwester prätendirte, der Bruder sollte höchstens einmal des Tages einnehmen, und wollte von äußern Mitteln durchaus nichts wissen, der Neffe konnte von lauwarmen Getränken nicht reden hören, Herr B. — schwieg. Nur meine unerschütterliche Festigkeit und die Zauberformel: »unbedingter Gehorsam oder Tod» retteten den Kranken aus einer höchst gefahrvollen, vernachlässigten Krankheit, und ich kann mit gutem Gewissen sagen, daß ich ihn mehr noch der Thorheit, als dem Tode abkämpfte. Der junge Herr muß aber meine Physiognomie

nicht recht gefaßt haben, denn er begegnet mir manchmal, und scheint mich nicht mehr zu kennen; das Fräulein behauptete in einer Gesellschaft, hätte sie ihren Bruder fortbehandelt, er hätte zu seiner Genesung nicht so viele Stunden nöthig gehabt, als Tage unter meiner Behandlung vergingen; Mama rühmt sich, ihren Sohn dadurch gerettet zu haben, daß sie die Medicamente nur zu halben, statt zu ganzen Löffeln, gereicht; der Neffe schreibt Oscar's Genesung der Finte zu, daß er ihm täglich einige Löffel kalten Wassers heimlich beigebracht habe. Jeder hat dem Kranken genützt, nur nicht sein Arzt, Jeder das Heilgeschäft verstanden, nur nicht der Arzt. Nur Herr B. begrüßte mich am Tage, als ich seinem Freunde den letzten Besuch machte, mit einem herzlichen Händedrucke und den Worten: Ich danke Ihnen, Sie haben meinen Freund gerettet, und mich — geheilt!

Aber wo blieb Herr v. Æ. während dieser ganzen Zeit? Es waren böse Tage für ihn. Die Unpäßlichkeit des Herzogs von *** hatte den Geldmarkt von Europa heftig erschüttert, und ließ ihn nicht dazu kommen, sich der Krankheit seines Sohnes thätig anzunehmen, und so sah ich nichts von ihm als jenes Billet, das ich bereits dem geneigten Leser weiter oben *) mitgetheilt.

Dieß ist ein trauriges Genrebild aus einer Krankenstube nach der Mode. Ich könnte noch manchen Pendant dazu liefern, aber es ist nicht erfreulich, von Thorheiten der Menschen zu sprechen, die man nicht nur nicht belachen, sondern nur beweinen kann.

Lieber Leser, werde nur kein Kranker nach der Mode!

Krankheiten der Handwerker und Künstler.

(Fortsetzung).

III.

Die Verschiedenheit der Stoffe, die in diesem oder jenem Gewerbe verarbeitet oder benützt werden, hat in mannigfacher Beziehung einen wichtigen Einfluß auf die Gesundheit der Arbeiter. Sie wirken auf eine unmittelbare Weise auf die mit ihnen beschäftigten Gewerbsleute ein, indem sich diese entweder die Haut damit beschmutzen, oder die als Staub, Dampf und Ausdünstung in der Luft vertheilten Stoffe einathmen und verschlingen. Oft steht die Wärme und Feuchtigkeit des Arbeitshauses, der Kraftaufwand und die Körperstellung bei der Arbeit, ja sogar die Nahrungsmittel der Handwerker mit der Beschaffenheit der zu verarbeitenden Stoffe in der innigsten Verbindung.

Die Verunreinigung der Haut mit Stoffen, welche nicht gleichzeitig eingeathmet werden (z. B. bei dem Schuster mit Pech, bei dem Tapezierer

*) Im ersten Theile dieses Aufsatzes zu Ende. D. Red.

und Buchbinder mit Kleister u. s. w.), hat wohl, da sie sich gewöhnlich nur auf die Hände beschränkt, keinen bedeutenden Einfluß auf den allgemeinen Gesundheitszustand dieser Gewerbe, obwohl nicht zu läugnen ist, daß manche einzelne, besonders örtliche Krankheitsformen dadurch entstehen können. — Müller, Bäcker, Kaminfeger, Feuerarbeiter, Färber u. s. w. aber athmen die Stoffe, welche ihre Haut bedecken, gleichzeitig als Staub oder Dampf ein, und es sind wohl die nachtheiligen Wirkungen derselben, wenn deren Statt finden, auf Rechnung dieses Einathmens vorzüglich zu schreiben. Betrachtet man daher den Einfluß des Staubes, der Dämpfe und der Ausdünstungen auf die Gesundheit der Handwerker, so ergibt sich folgendes:

In einer mit Staub erfüllten Atmosphäre leben:

1. Steinhauer und Maurer, Tünchner, Schlosser, Huf- und Zeugschmiede, welche Alle Stoffe aus dem Mineralreiche bearbeiten.
2. Bäcker, Müller, Friseurs, Kaminfeger und Seiler, die Pflanzenstoffe, und
3. Sattler, Kürschner, Tapezierer, Bürstenbinder, Tuchscherer und Hutmacher, die thierische Stoffe bearbeiten, nach welcher Verschiedenheit sich natürlich auch die Natur des Staubes ändert.

Aus den genauen Berechnungen, die Dr. Fuchs in dieser Beziehung anstellte, geht hervor, daß die im thierischen Staube betriebenen Gewerbe äußerst günstige Krankheits- und Sterbe-Verhältnisse haben; daß ferner mineralischer Staub am schädlichsten ist, aber mehr auf das Krankheits- als auf das Sterbeverhältniß ungünstig einwirkt; daß endlich der Staub im Allgemeinen weniger nachtheiligen Einfluß hat, als man gewöhnlich glaubt. —

Was die Dämpfe und Ausdünstungen betrifft, da sind alle Arbeiter am Kohlenfeuer dem Kohlendampf ausgesetzt, und es trifft dieser schädliche Einfluß vorzüglich die Hufschmiede, Schlosser, Nagelschmiede, Schwertfeger, Spengler, Zeugschmiede, Zinngießer und Kupferschmiede. Von 5342 solcher Arbeiter erkrankten 1692 und starben 38; es ergaben sich also häufige Krankheitsfälle, aber wenig Todte.

Für noch schädlicher als Kohlendampf gelten metallische Ausdünstungen, namentlich: Queckfilber- Arsenik- und Bleidämpfe, wie dieß bei Zinngießern, Kupferschmieden, Spenglern (die gleichzeitig dem Kohlendunst ausgesetzt sind), Goldarbeitern, Gürtlern, Hutmachern, Hafnern und Tünchnern der Fall ist. Unter 4732 solcher Arbeiter erkrankten 722, und starben 23. Die Krankheiten dieser Gewerbsleute scheinen zwar bösartiger, aber nicht häufig zu seyn, und ihre verhältnißmäßige Sterblichkeit fällt günstig aus. Jedoch muß bei diesen Resultaten erinnert werden, daß die

meisten dieser Gewerbe, wie sie Dr. Fuchs in Rechnung brachte, zu Würzburg nur im Kleinen betrieben werden, und daß gerade gegen Metalldämpfe, die man schon lange als Ursachen der Krankheiten mancher Gewerbsleute kennt, zahlreiche Vorkehrungen getroffen werden.

Den Einfluß der Dämpfe aus den Pflanzenstoffen sind vorzüglich Bäcker, Büttner und Bierbrauer (bei deren Geschäft sich Weingeistdünste entbinden), Färber (die vom Indigo geschwängerten Dampf einathmen), Lackirer (die in einer Terpenthinatmosphäre leben) und Leinweber (die unter den Ausdünstungen des feuchten Garnes arbeiten) ausgesetzt. Unter 9542 solcher Gewerbsleute erkrankten 2101 und starben 58, und es ergibt sich daher unter ihnen ein sehr günstiges Verhältniß. Thierische Ausdünstungen athmen vorzüglich die Metzger, Roth- und Weißgerber, Seifensieder und Wachszieher. Die Berechnungen des Dr. Fuchs lehren, daß diese Gewerbe zu den gesunden Professionen gehören. Von 3768 erkrankten 663, und starben 12.

Es haben daher Dämpfe und Ausdünstungen, wie sie in den Gewerben vorkamen, im Allgemeinen keinen sehr nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit. Die unter mineralischen, namentlich Kohlendampf betriebenen Gewerbe haben zwar häufigere Krankheiten, als andere Gesellen und Lehrjungen, und Metalldämpfe scheinen bösartigere Leiden zu begünstigen; allein weder die einen noch die andern belasten die unter ihrer Einwirkung stehenden Gewerbe mit hoher, absoluter Sterblichkeit.

(Wird fortgesetzt.)

Miscellen.

Einfluß der Erdäpfel auf die Gesundheit der Matrosen.

Dr. Roussel-de Vauzéne hat in neuester Zeit über den wohlthätigen Einfluß der Erdäpfel auf die Gesundheit der Matrosen interessante Erfahrungen gemacht. Unter mehreren Fällen, die der genannte Arzt als Beweis für die diätetische Kraft der Erdäpfel anführt, theilen wir unsern Lesern (aus den Annales d'hygiéne publique) folgendes mit: „Während des Wallfischfanges selbst" sagt Roussel, „vergeht die Zeit reißend schnell unter dem angenehmen Wechsel von Arbeit und Zerstreuungen; desto langweiliger aber sind die drei Monate der Rückreise. Der Uebergang von froher Thätigkeit zum erschlaffenden Müßiggang, von einer gemäßigten Temperatur zu einer drückenden Hitze, und der Einfluß der tropischen Sonne bringen die Säfte der Schiffsarbeiter einem Zustande der Auflösung nahe, in dessen Gefolge düstere Melancholie, Heimweh, überhaupt eine Ermattung des Geistes die Gesundheit der Schiffsbewohner untergräbt. Gewöhnlich zeigt sich alsdann der Scharbock. Auch uns bedrohten diese

traurigen Folgen der unthätigen Rückreise; an einem Morgen bemerkte ich, wie die Gesichter der Matrosen erblaßten, und wie sie alle kraftlos dahin schmachteten; sie klagten über Brustbeschwerden, Anschwellen des Zahnfleisches u. s. w. Ich meldete alsogleich dem Capitän, welche Veränderungen ich bei dem Schiffsvolke beobachtete. Glücklicherweise wurden die Symptome einer schweren Krankheit, wie es der Scharbock unter den senkrechten Sonnenstrahlen der Tropenländer gewöhnlich ist, in ihren Fortschritten gehemmt. Mehr als sieben Monate nämlich, aßen die Schiffsleute bei jeder Mahlzeit in Wasser gekochte Erdäpfel. Da diese Bereitungsart zur Erhaltung des Gesundheitszustandes nicht hinreichte, so ergriff der Capitän ein durch fünfzehnjährige Erfahrung bewährtes Mittel. Eine Kufe, wie man sie gewöhnlich auf Schiffen hat, wurde mit rohen Erdäpfeln gefüllt, und zum freiwilligen Gebrauche für die Matrosen an den Fuß des großen Mastbaumes hingestellt. Alsogleich begann das Schiffsvolk diese rohen Wurzeln so zu essen, als wären es die edelsten Obstgattungen. Ich selbst fand sie angenehm, erfrischend und von süßem Geschmack. Nach einigen Tagen sah ich zu meiner Freude, wie das Aussehen der Leute sich besserte, ihr Zahnfleisch sich reinigte, der Athem freier wurde, ihre Kraft und Munterkeit neu erwachte. Der Scharbock konnte nicht weiter um sich greifen. Täglich füllte man des Morgens die Kufe und Abends war sie gewöhnlich schon leer, und dieses ward bis zu unserer Ankunft in Havre fortgesetzt, wo wir vollkommen gesund landeten, nachdem wir auf dem Meere durch sechs Monate ununterbrochen und ohne unsere Lebensmittel erneuern zu können, leben mußten. Man kann daher die Erdäpfel bei großen Seereisen als ein herrliches und bewährtes Schutzmittel gegen Scharbock, und als Nahrungsmittel für Gesunde gewiß mit vielem Vortheile benützen, während andere Gemüse durch lange Seereisen leicht in Fäulniß übergehen.

—12—.

Prozeß in Bezug auf ärztliche Verantwortlichkeit.

In den Archives generales de medecine (Tom. 6. Serie 2.) finden sich die Verhandlungen eines interessanten Prozesses, welcher einem französischen Arzt wegen vorgeblicher Vernachlässigung seiner ärztlichen Pflicht gemacht wurde. Wir theilen dieselben unsern Lesern hier im kurzen Auszuge mit. — Herr Dr. Thouret-Noroy, Chef Arzt bei den Spitälern von Saint-Quentin, machte einem Bauer, Namens Guigne, am Arme einen Aderlaß, worauf sich bald eine schmerzhafte Geschwulst an demselben Arme einstellte, ohne daß diese ihn an seinen ländlichen Arbeiten hinderte. Nach drei Monaten ruft der Bauer einen gewissen Chouippe, einen Wundarzt, zu sich, nachdem er schon früher eine Hebamme zu Rathe zog.

Ohne Jemanden noch zu consultiren, und ohne anderweitige ärztliche Assistenz, hält der Wundarzt das Uebel am Arme für eine sogenannte Pulsadergeschwulst, und operirte dieselbe; die Operation hatte aber wegen hinzugetretenen Brandes das Abnehmen des Armes nothwendig gemacht. Auch diese Operation vollzog Chouippe, ohne Jemanden zu Rathe zu ziehen. Der so verstümmelte Kranke machte dem Dr. Thouret-Noroy den Prozeß auf Schadenersatz, und das Tribunalgericht zu Evreux verdammte diesen Arzt zu 600 gleich zu zahlenden Franken und zu einer jährlichen an Guigne zu verabfolgenden Rente von 150 Franken. Der königl. Gerichtshof zu Rouen erhöhte die 600 Franken auf 1000, und stützte seinen Ausspruch auf das Zeugniß von Bauern, welche gar keinen klaren Begriff von dem, was sie aussagten, haben konnten. Herr Thouret-Noroy appellirte an das Cassationsgericht, und wendete sich gleichzeitig an die königl. Akademie der Medicin zu Paris, welche Letztere aber seine Eingabe unbeantwortet ließ. Thouret-Noroy wendete sich daher an den ärztlichen Verein in Paris (association des medecins de Paris), der in einer Sitzung beschloß: 1. daß man in einem Briefe dem Bittsteller im Namen des Vereins eine moralische Stütze bei der öffentlichen Meinung und dem Cassationshof versprechen, das Betragen des Wundarztes mißbilligen, den Brief drucken, an die Tribunäle, besonders an das zu Evreux, an den Gerichtshof zu Rouen und an den Cassationshof vertheilen wolle; 2. daß eine Subscription eröffnet werde, um die Summe, welche Herr Thouret-Noroy zu zahlen hatte, zu decken, wozu Herr Dubois, Honorar-Decan der Facultät, sogleich 500 Franken unterzeichnete. Wir werden den Inhalt dieses Briefes, welcher in Bezug auf Verantwortlichkeit des Arztes viel Interesse hat, so wie den ferneren Gang dieses Prozesses nächstens mittheilen. —x—.

Ein deutscher praktischer Arzt zu Petersburg versicherte einen seiner Collegen, der diese Stadt besuchte, daß es schwer sei, in einer Stadt zu prakticiren und für die ärztliche Wissenschaft etwas zu leisten, wo man stundenlang Postillon seyn müsse, um minutenlang Arzt am Krankenbette seyn zu können, und daß ihm einst fünf entfernt wohnende Kranke einen ganzen praktischen Tag weggenommen — so wie er auch praktische Aerzte in Moskau kenne, die oft alle Lebensbedürfnisse auf den ganzen Tag (den Rauchtabak mit eingeschlossen) mit in den Wagen nehmen, um erst am späten Abend wieder nach Hause zu kommen. —12—.

Ende des ersten Bandes der neuen Folge der Gesundheits-Zeitung.

Das Bureau der Gesundheits-Zeitung ist: Stadt, Ruprechtsplatz Nro. 462, wo man mit 6 fl. jährlich, 3 fl. halbjährig, und 1 fl. 30 kr. C. M. vierteljährig abonniren kann.

Gedruckt bei J. P. Sollinger.